UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01719231 1

GERMANISCHE BIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN VON

WILHELM STREITBERG

ZWEITE ABTEILUNG

UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE

SIEBENTER BAND

GESCHICHTE DER NEUHOCHDEUTSCHEN GRAMMATIK I

VON

MAX HERMANN JELLINEK

HEIDELBERG 1913
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

J465g

GESCHICHTE
DER
NEUHOCHDEUTSCHEN GRAMMATIK
VON DEN ANFÄNGEN BIS AUF ADELUNG

VON

DR. MAX HERMANN JELLINEK
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT WIEN

ERSTER HALBBAND

166329.
20.10.21.

HEIDELBERG 1913
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Nr. 829.

Alle Rechte, besonders das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, werden vorbehalten.

Dem Andenken

Richard Heinzels

Vorwort.

Ich bedauere, daß der veränderte Sprachgebrauch mir verbot, dieses Buch so zu betiteln wie mein Vorgänger Elias Caspar Reichard das seinige; denn, hätte ich es „Historie der deutschen Sprachkunst" nennen dürfen, so wären Mißverständnisse von vorneherein ausgeschlossen gewesen. So nötigt mich die Mehrdeutigkeit des Wortes Grammatik, meine Leser darauf aufmerksam zu machen, daß sie hier keine Geschichte der deutschen Sprache finden, sondern einzig und allein eine Geschichte der grammatischen Theorie.

Diese Geschichte sollte ursprünglich das letzte Kapitel einer „Einführung in das Studium des älteren Neuhochdeutschen" bilden. Dank dem Entgegenkommen des Herrn Verlegers konnte ich den sich aufhäufenden Stoff zu einem selbständigen Buche gestalten. Die Arbeit daran hat sich, da dringende Verpflichtungen amtlicher und privater Art oft unterbrechend dazwischentraten, durch ziemlich lange Zeit hingezogen. Dies hat, fürchte ich, einige Ungleichmäßigkeiten in der Darstellung hervorgerufen. Der große Umfang der beiden letzten Kapitel dieses Halbbands ist allerdings, wie ich glaube, objektiv begründet. Denn für die Zeit von Gottsched bis Adelung standen mir so gut wie keine Vorarbeiten zur Verfügung, so daß ich in die Darstellung einen Teil der Untersuchung verflechten mußte, und auch über Adelung war doch einiges mehr und einiges anders zu sagen, als bisher geschehen ist.

Ich erlaube mir ferner daran zu erinnern, daß ich gegenwärtig nur den ersten Hauptteil vorlege. Vornehmlich mit Rücksicht auf den zweiten Teil, in dem viel abgekürzt zitiert wird,

ist das Quellenverzeichnis in den Titelangaben so ausführlich. Und es enthält auch einige Bücher, die im zweiten Teil benutzt wurden, aber zu einer Bemerkung im ersten Teil keinen Anlaß gaben.

Gerne erfülle ich die Pflicht, der mannigfachen Unterstützung zu gedenken, die meine Arbeit gefunden hat. Vor allem gebührt mein Dank den Verwaltungen der Öffentlichen Bibliothek in Dresden, der Hof- und Staatsbibliothek in München, der Landesbibliothek in Stuttgart und der Hofbibliothek in Wien, die mir ihre Realkataloge zugänglich machten, und dem Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken, das meine vielen Fragen bereitwilligst beantwortete. Die Wiener Hofbibliothek hat mir in liberalster Weise gestattet, ihre wertvollen Drucke auf Monate zu entlehnen, und viele auswärtige Bibliotheken sandten mir Bücher zur Benutzung in den Räumen unserer Universitätsbibliothek. Für die Lösung bibliographischer Zweifel habe ich zu danken den Herren Professoren Edward Schröder in Göttingen und Oskar F. Walzel in Dresden, ferner Frl. Paula Jellinek in Heidelberg und Herrn Dr. Karl Polheim in Graz, für Auskünfte verschiedener Art den Herren Professoren W. Creizenach in Krakau und A. Gebhardt in Erlangen. Prof. Dr. Hugo Beran in Wien war so freundlich, eine Korrektur zu lesen und mich bei der Anlage des Registers zu unterstützen.

Wien, 1. November 1912.

M. H. Jellinek.

Einleitung.

Erstes Kapitel.
Literaturangaben.

I. Geschichte der Forschung. Zusammenfassende Darstellungen.

1. *Die deutsche Grammatik hat schon im 18. Jh. einen Geschichtschreiber gefunden:*

Elias Caspar Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747.

Einen Nachtrag und eine Fortsetzung zu diesem Werke gab J. C. C. Rüdiger, Uebersicht der neuern Litteratur der teutschen Sprachkunde seit Gottscheden *in seinem Buch:* Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, 4. Stück, Leipzig 1785, S. 3ff.

Die durch J. Grimm begründete historische Sprachbetrachtung war der Beschäftigung mit der alten gesetzgebenden Grammatik nicht günstig. Erst zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jhs. setzte die wissenschaftliche Bearbeitung ein, und pädagogische Interessen waren es, die den Anstoß gaben. Im Jahre 1851 schrieb für K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik *der Sohn des Verfassers, der Germanist* R. v. Raumer, *den Abschnitt:* Der Unterricht im Deutschen. (*In der letzten zu Lebzeiten R. v. Raumers erschienenen* 4. Aufl., Gütersloh 1873, III. Teil, S. 97—246.) *Für die Geschichte der ältesten deutschen Grammatik war diese Arbeit grundlegend. An Raumer anknüpfend behandelten die älteste Zeit:*

Wild, Der Stand des deutschsprachlichen Unterrichts im sechszehnten Jahrhundert (Pädagogische Sammelmappe, I. Reihe, 4. Heft), Leipzig (1875), *und tief eindringend*

Johannes Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Gotha 1882 (*auch als* «Anhang» *im* IV. Band *der* Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, hsg. von C. Kehr).

Auf diesem ganz ausgezeichneten Werk beruht im wesentlichen meine Darstellung im 4. Kapitel.

Grammatische Arbeiten des 17. Jhs. bespricht

R. Hanns, Beiträge zur Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichts im siebzehnten Jahrhundert, Leipziger Dissertation, 1881, *auch in:*

Fleckeisen-Masius, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1881, 2. Abteilung, S. 1ff., 65ff.

Eine Gesamtdarstellung geben:

A. Engelien, Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik *in* C. Kehrs Geschichte der Methodik des deutschen Volksschulunterrichts, 2. Aufl. (1889), I. Band, S. 252ff. *Hat das Verdienst, die Bedeutung einiger meist übersehener Grammatiker, wie Pölmann und Aichinger, hervorgehoben zu haben.*

A. Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, I. Band, I. Teil), München 1907. *Benützt, durch genaue Zitate den Anteil der einzelnen Arbeiten sorgfältig bezeichnend, die vorangehende Forschung. Eigenes bietet für unseren Zeitraum das Buch so gut wie nichts.*

Aber nicht nur der Pädagog, sondern auch der Germanist mußte sein Interesse der älteren Grammatik zuwenden, sobald die deutsche Philologie sich auf ihre Geschichte besann. Hier sind zu nennen die Abschnitte in:

R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. IX. Band), München 1870, S. 61ff., 185ff., 204ff.

H. Paul, Geschichte der germanischen Philologie *in*: Grundriß der germanischen Philologie hsg. von H. Paul, 2. Aufl., I. Band, Straßburg 1901, S. 21ff., 36, 43ff., 55ff.

Im letzten Viertel des 19. Jhs., namentlich seit den achtziger Jahren, wurde dem Problem der Einigung der deutschen Schriftsprache größere Aufmerksamkeit geschenkt, als früher. Auch in diesem Zusammenhang mußte man der grammatischen Theorie gedenken. Vgl.:

H. Rückert, Geschichte der Neuhochdeutschen Schriftsprache, Leipzig 1875, II. Band, S. 162ff., 283ff., 349ff.

K. Burdach, Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, Hallesche Habilitationsschrift, 1884.

A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit, Heilbronn 1888, passim.

K. v. Bahder, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems, Straßburg 1890, S. 66ff.

Arbeiten über einzelne Grammatiker werden an ihrem Orte erwähnt werden. Über die Poetiker vgl.:

K. Borinski, Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland, Berlin 1886.

II. Arbeiten über Teile der Grammatik.

2. W. Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands, Berlin 1887.

J. Bause, Überblick über die Entwicklung der deutschen Rechtschreibung, Programm, Meseritz 1900.

G. Michaelis, Über Physiologie und Orthographie der Zischlaute, Berlin 1883.

Derselbe, Das *Th* in der deutschen Rechtschreibung, Berlin 1860.

M. H. Jellinek, Die Bezeichnungen der *f*- und *s*-Laute, HZ. 48, 313ff.

A. Hagemann, Die Majuskeltheorie der Grammatiker des Neuhochdeutschen von Johann Kolrosz bis auf Karl Ferdinand Becker, Programm, Graudenz 1876. — *Auch selbständig erschienen u. d. T.:* I. Ist es ratsam, die sog. deutsche schrift . . . allmaehlich zu entfernen? II. Die majuskeltheorie *usw.*, Berlin 1880, S. 28ff.

P. Tesch, Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in den Anweisungen für die nhd. Rechtschreibung, Neuwied und Leipzig 1890. *Vgl. dazu* HZ. 51, Anz. 161.

A. Bieling, Das Princip der deutschen Interpunktion nebst einer übersichtlichen Darstellung ihrer Geschichte, Berlin 1880. *Vgl. auch* J. Müller, Quellenschriften, S. 279ff.

M. H. Jellinek, Die Lehre von Akzent und Quantität, HZ. 48, 227ff.

Derselbe, Ein Kapitel aus der Geschichte der deutschen Grammatik. Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festgabe für Richard Heinzel, Halle 1898, S. 31ff. *(behandelt die Theorie des auslautenden e).*

Derselbe, Zur Geschichte einiger grammatischer Theorien und Begriffe, IF. 19, 272ff. *(Theorie der Sätze. Genus).*

V. Eckert, Beiträge zur Geschichte des Gerundivs im Deutschen, Heidelberger Dissertation, 1909.

III. Die Quellen.

1. Sammlungen von Neudrucken.

3. J. Müller, Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes. *S.* Frangk, Fuchßperger, Ickelsamer, Jordan, Kolroß, Meichßner, Schrytftspiegel.

Vier seltene Schriften des 16. Jahrhunderts hsg. von H. Fechner, Berlin 1882. *S.* Grüßbeutel, Ickelsamer, Jordan.

Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken hsg. von John Meier, Straßburg 1894—1895, Halle 1897. (*Abgekürzt:* Ä. d. G.) *S.* Albertus, Clajus, Fabritius, Ölinger.

2. Alphabetisches Verzeichnis der benutzten Quellen.[1]

Adelung. *Johann Christoph Adelungs Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen. Berlin, 1781. Bey Christian Friedrich Voß und Sohn. *Neue Auflagen:* 1792, *1795, 1800, 1806, 1816.

— Magazin für die Deutsche Sprache. Von Johann Christoph Adelung. *2 Bde.* Leipzig, 1782—1784. (*1. Jahrgang:* auf Kosten des Verfassers. *2. Jahrgang:* bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf.)

— Ueber den deutschen Styl, von Johann Christoph Adelung. *2 Bde.* Berlin, bey Christian Friedrich Voß und Sohn, 1785, 1786. **2. Auflage:* 1787. *3. Auflage:* 1789, 1790. *4. Auflage:* 1800.

— Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Von Joh. Christoph Adelung. *2 Bde.* Leipzig, verlegts Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, 1782. (*Abgekürzt:* UL.)

— *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Erster Theil, von A—E. Dem noch beygefüget ist des Herrn M. Fulda Preisschrift über die beyden deutschen Haupt-Dialecte. Leipzig, verlegts Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn, 1774. *Die folgenden Teile erschienen* 1775, 1777, 1780, 1786. — *2. Auflage u. d. T.* Grammatisch-kritisches Wörterbuch *usw.* 1793—1801.

— Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung. Von Johann Christoph Adelung. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1788. *Neue Auflagen:* 1790 *u. ö.*

Aichinger. Versuch einer teutschen Sprachlehre, . . . von Carl Friedrich Aichinger, d. Z. Stadtprediger zu Sultzbach. Frankfurt und Leipzig. Zu finden bey Paul Kraus, Buchhändler in Wienn. 1753. (*Andere Exemplare:* 1754.)

---

[1] *Die Titel sind z. T. gekürzt, ohne daß dies immer durch Punkte kenntlich gemacht ist. Unterschiede der Schriftgattungen (Fraktur, Antiqua, Kursiv) sind nicht berücksichtigt. Für die Umlautzeichen ist immer* ä, ö, ü *gesetzt, ebenso* s *für die beiden Zeichen der Fraktur, außer wo das lange Zeichen im Auslaut steht. Klammern bedeuten, daß Verfassername, Druckort oder Jahr auf dem Titelblatt fehlt. Sterne bezeichnen diejenigen Auflagen, die in diesem Buch ausschließlich oder vorwiegend benutzt sind.*

Albertus. Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst . . . . per LAVRENTIVM ALBERTVM Oftrofrancum. AVGVSTAE VINDELI-corum excudebat Michaël Manger. M. D. LXXIII. — **Neudruck:* Die deutsche Grammatik des Laurentius Albertus herausgegeben von Carl Müller-Fraureuth. (Ä. d. G. III.) Straßburg 1895. *Vgl. Zs. f. öst. Gymn. 47 (1896), 1093.*

Antesperg. Die Kayserliche Deutsche Grammatick . . . Mit sonderbarem Fleiß deutlich und vollkommen IN OTIO VIENNENSI Ausgearbeitet von Johann Balthasar von Antesperg . . . In Wien gedruckt . . . (1747). *2. Auflage:* (1749).

Bärmann. Kurze Anleitung zur Deutschen Sprachkunst für die Jugend von George Friedrich Bärmann ehemaligen Professor der Mathematik auf der Universität Wittenberg. Leipzig bey Johann Friedrich Junius 1776.

Basedow. Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der Teutschen Sprache von Johann Bernhard Basedow . . . Kopenhagen, bey Johann Benjamin Ackermann, 1759.

— Des Elementarwerks Vierter Band. Dessau 1774. X. Buch: Das Nöthigste der Grammatik und von der Wohlredenheit.

Becherer. SYNOPSIS GRAMMATICÆ TAM GERMANICAE QVAM LATINAE ET GRAE-cæ, in uſum juventutis ſcholaſticæ conſcripta à Johanne Becherero. JENÆ Typis Tobiæ Steinmanni Anno 1596.

Bel. Inſtitutiones linguae Germanicae. Leutschau 1718. *2. Auflage:* M. BELII Inſtitutiones linguae Germanicae in gratiam Hungaricae iuuentutis editae, atque nunc denuo recuſae, notisque . . . auctae a C. A. KÖRBERO Halae Magd. 1730. *Vgl. Reichard, Versuch einer Historie d. d. Sprachkunst, S. 464f. *3. Auflage:* Posonii 1755.

Bellin. Johannis Bellini Teutsche Orthographie Oder Rechte Schreibe-Kunst. M DC XLII.

— M. Johan Bellins Hochdeudsche Rechtschreibung . . . Lübek, auf Michael Volken Kosten, gedrükt bei säl. Smalhärzens Erben, im jare Kr. 1657.

— M. Joh. Bellins Syntaxis Præpositionum Teutonicarum, Oder Deudscher Forwörter Kunstmäßige Fügung; Nebenst forhergesäzter, notwändig erfoderter, Abwandelung der Geslächt-Nän- Fürnän- und Mittelwörter. Lübek, Auf Michael Volken Kosten, gedrükt bei säl. Smalherzen Erben, im jare Kr. 1661. 12°. (*Andere Exemplare:* 1660.)

Bellinsche Sammlung. Etlicher der hoch-löblichen Deutschgesinneten Genossenschaft Mitglieder, Wie auch anderer hoch-gelehrten Männer Sende-schreiben Ehrster teil; . . . Auf erheischen und ansuchen der ganzen hoch-löbl. Deutsch-

Zunft zusammen geläsen, . . . durch Johan Bellinen . . . Hamburg Bei Heinrich Wärnern 1647.

Bob. Franz Joseph Bob, kaiserl. königl. Rathes, . . . Erste Anfangsgründe der deutschen Sprache, mit einem orthographischen Wörterbuche. Freyburg im Breisgau, Im Verlage Anton Wagner, und Sohns. 1780.

Bödiker. Grund-Sätze Der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben, Samt einem Bericht vom rechten Gebrauch Der Vorwörter, Der studierenden Jugend und allen Deutschliebenden zum Besten Vorgestellet von JOHANNE BÖDIKERO, P. Gymn. Svevo-Colon. Rectore. In Verlegung des Verfassers. Cölln an der Spree, Druckts Ulrich Liebpert, Churf. Br. Hof-Buchdr. 1690. *Neue Auflagen:* *1701 *und* 1709.

— *JOHANNIS BÖDIKERI, P. Gymn. Svevo-Colon. Rect. Grund-Sätze Der Teutschen Sprache Meistens mit Ganz andern Anmerkungen und einem völligern Register der Wörter, die in der Teutschen Übersetzung der Bibel einige Erläuterung erfodern Auch zum Anhange mit einem Entwurff und Muster eines Teutschen Haupt-Wörter-Buchs Verbessert und vermehrt von JOH. LEONH. FRISCH. BERLIN Verlegts Christoph Gottlieb NICOLAI M DCC XXIII. *Neue Auflage:* 1729.

— *Johann Bödikers Grundsäze Der Teutschen Sprache Mit Dessen eigenen und Johann Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen Durch neue Zusäze vermehret von Johann Jacob Wippel Nebst nöthigen Registern. BERLIN Verlegts Christoph Gottlieb NICOLAI 1746.

(Bodmer) Die Grundsätze der deutschen Sprache. Oder: Von den Bestandtheilen derselben und von dem Redesatze. Zürich; bey Orell, Geßner und Comp. 1768.

(Braun.) *Anleitung zur deutschen Sprachkunst, Zum Gebrauche der Schulen in den Churlanden zu Baiern. Mit Genehmhaltung der Churbairischen Akademie der Wissenschaften. München, Gedr. durch J. Fried. Ott . . . und zu haben bey Franz Lorenz Richter . . . 1765. *Neue Auflage:* 1775.

Brockes. *Siehe* Weichmann I.

Brücker. Teutsche Grammatic, das ist, Kurtzer VNterricht, wie eyner etlicher massen recht reden und schreiben lehrnen solle. Allenn denn jenigenn, so etwa nichts studieret, oder noch forthin bei dem studiern erzogen werden, oder bleiben können, und doch gerne eynen geringen Anfang recht zu reden und zu schreiben hättenn, zum besten auff die Teutsche Spraach gerichtet, durch, Jacoben Brückern von

Heydelberg, wohnhafft an jetzo zu Franckfurt am Mayn. Zu Franckfurt, bei LUCA JENNIS zu finden. M. DC. XX.

Buchner. August Buchners kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst, . . . izo zum ersten mahl hervorgegeben durch M. Georg Gözen . . JEHNA Bei Georg Sengenwalden, Im Jahr Christi 1663. 12°.

(Butschky.) *Perfertischer Muusen Schlüssel, Zur Schreibrichtigkeit, der Hooch-deutschen Haupt-Spraache . . von S. B. . . Leiptzig M DC VL *2. Auflage u. d. T.* Der hóchdeutsche Schlüssel, zur Schreibrichtigkeit oder Rechtschreibung. Leipzig 1648. *Vgl. Reichard S. 210f.*

Chlorenus. CHLORENI GERMANI neu verbesserte Teutsche ORTHOGRAPHIE, oder: Gründliche Anweisung recht, und nach der unter den heutigen Gelehrten üblichen Art, zu schreiben . . . Frankfurt und Leipzig, verlegts Georg Christoph Weber, Buchhändler in Nürnberg. A. 1735. *Verfasser: Johann Hieronymus Lochner; vgl. G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon 2, 496.*

Clajus. Grammatica GERMANICÆ LINGVÆ M. Iohannis Claij Hirtzbergenfis: EX BIBLIIS LVTHERI GERMANICIS ET ALIIS EIVS LIBRIS COLLECTA. M. D. LXXVIII. *Spätere Auflagen:* 1587, 1592, 1604, 1610, 1617, 1625, 1651, 1677, 1689, 1720. — **Neudruck:* Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben herausgegeben von Friedrich Weidling. (Ä. d. Gr. II.) Straßburg 1894. *Vgl. HZ. 40, Anz. 72ff.*

Clauberg. Johannis Claubergii Ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata. Duisburgi ad Rhenum 1663. **Abgedruckt in:* ILLVSTRIS VIRI GODOFR. GVILIELMI LEIBNITII COLLECTANEA ETYMOLOGICA. HANOVERÆ, M DCC XVII. I, S. 187—252.

Clemann. Versuch einer regelmäßigen Beugung oder Declination der Teutschen Nenwörter . . . . entworffen von Joh. Christian Clemann, der Hochfürstl. Dom-Schule zu Schwerin Conrector. Schwerin In Verlag des Verfassers. (1747.)

Critische Beyträge. Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, herausgegeben von einigen Liebhabern der deutschen Litteratur. *8 Bde.* Leipzig, Bey Bernhard Christoph Breitkopf. 1732—1744.

(Denst.) Beilage zu Herr Heynatzens Briefen die Deutsche Sprache betreffend. Erste Abtheilung. Liegnitz, bey David Siegerts sel. Wittib. 1775. (*Enthält mit fortlaufender Bogen- und Seitenzählung auch die* Zweite Abtheilung.) Dritte und letzte Abtheilung. Liegnitz, bey David Siegerts Wittwe 1776.

— Zweiter Theil der Heynatzischen Deutschen Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, oder Anmerkungen über die selbe mit einer Zugabe und einem Inhalte. Liegnitz, bey David Siegerts Wittwe 1773.

Donatus a Transfig. Domini. *Kurzer Begriff der deutschen und zugleich allgemeinen Sprachlehre für die mindere Jugend der frommen Schulen samt einem Anhang von der deutschen Orthographie und einem andern von den Grundlehren der Rechenkunst verfasset Von P. Donatus a Transfig. Domini des Ordens Scholarum Piarum Priester und Rector in Kempten. Augsburg verlegts Matthäus Rieger, Buchhandler 1763. *Neue Auflage:* 1777. — *Familienname des Verfassers: Hoffmann, vgl.* **127.**

Dornblüth. *OBSERVATIONES oder Gründliche Anmerckungen über die Art und Weise eine gute Ubersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen . . . Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren ans Tagliecht gegeben von R. P. AUGUSTINO DORNBLÜTH, Priestern Ord. S. Benedicti des Reichs-Gottshaus in Gengenbach. Augspurg, verlegts Matthäus Rieger. 1755. *2. (Titel-): Auflage* 1768.

(Enkelmann.) Grammattikalien des P. Antonius Lignet. Den Lärern und Forschern där Deutschen Schprâche, besonders dän Sûddeutschen gewidmet. Frankfurt und Leipzig 1780.

Etlicher Niedersachsen Grammatische Anmerkungen, worinn vornehmlich gezeiget wird, wie der itzige Gebrauch im Teutschen bey einigen von den besten, namentlich Den Leipziger Herrn Gesellschaftern, fast aus jedem Theile der Sprachlehre mehrmals einer Beurtheilung und Verbesserung bedürfe. Erstes Stück. Hildesheim 1742.

Fabricius. *Siehe* Weichmann II.

Fabritius. Eyn Nutzlich buchlein etlicher gleich stymender worther Aber vngleichs verstandes, denn angenden deutschen schreyb schülern, zu gut mit geteylt, Durch Meister Hanssen fabritiū Rechenmeister vnd deutscher schreyber zu Erffurth (Erfurt 1532.) — **Neudruck:* Das Büchlein gleichstimmender Wörter, aber ungleichs Verstandes des Hans Fabritius herausgegeben von John Meier. (Ä. d. Gr. I.) Straßburg 1895.

Frangk. Orthographia deutsch, Lernt, recht buchstäbig deutsch schreiben. Durch M. Fabian Frangken. Wittemberg. M D XXXI. *Im selben Jahr zweimal nachgedruckt. Dann als Teil von* Ein Cantzley vnd Titel büchlin 1531, 1532, 1538 *und* o. J. — **Neudruck:* J. Müller, Quellenschriften Nr. XI.

Fränklin. Georg Fränklin, Priesters und ehemals öffentlichen Lehrers in drey Universitäten des obern Deutschlandes, Versuch einer neuen Lehre von den vornehmsten Gegenständen der deutschen Sprachlehre nach den Regeln der Vernunftlehre in sechs Abhandlungen verfasset. Regensburg 1778. Verlegts Johann Leopold Montag.

Freyer. Hieronymi Freyers, Pæd. Reg. Hal. Inſp. Anweisung zur Teutschen ORTHOGRAPHIE. HALLE, Verlegt im Wäysenhause, 1722. *Spätere Auflagen:* *1728, 1735, 1746.

Frisch. *Siehe* Bödiker.

(Fuchßperger.) Leeßkonst. (Ingolstadt) ANNO M. D. XLII. — **Neudruck:* J. Müller, Quellenschriften Nr. XV.

Fulda. Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache. Eine Preisschrift von Herrn M. Friedrich Carl Fulda, . . . welche von der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen den 9ten November 1771 ist gekrönet worden. Leipzig 1773. 4°. **Auch vor:* Adelung, Versuch eines... Wörterbuches, I. (*Zitiert als* Preisschrift.)

— Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, zum Erweis der Tabelle, die der Preisschrift über die zwen Hauptdialecte der Teutschen Sprache angefügt worden ist, von dem Verfasser derselbigen. Herausgegeben von Johann Georg Meusel. HALLE, bey Johann Justinus Gebauers Wittwe und Johann Jacob Gebauer, 1776. 4°.

— *Siehe auch* Sprachforscher. *(Im 2. Band u. a. die auch selbständig erschienenen* Grundregeln der Teutschen Sprache.)

(Funk.) J. H. Schlegels, Professors bey der Universität zu Kopenhagen Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen, verglichen mit dem Deutschen und Französischen. Aus dem Dänischen, nebst einigen Anmerkungen und einer Abhandlung des Uebersetzers. Schleswig bey Joachim Friedrich Hansen. (1763.)

Gerlach. Kurzgefaßte Deutsche Sprachlehre . . . . vom (!) Friedrich Wilhelm Gerlach, in der kaiserlichen königlichen Ingenieurschule zu Gumpendorf Lehrer der Geschichte, etc. Wien, gedruckt bey der Maria Eva Schilgin, niederösterreichischen Landschaftsbuchdruckerinn, 1758.

Girbert. Die Deütsche GRAMMATICA oder Sprachkunst, auß Denen bey dieser Zeit gedruckten Grammaticis, vornemlichen JOHANNIS CLAII Hertzb. Anno 1587. VINARIENSIS zum newen Methodo Aō. 1618. CHRIST. GVEINTZII R. Hal. Aō. 1641. 24. Mart. JUSTI GEORG. SCHOTELII Aō. 1641. 6. Jul. zusammengetragen, in kurtze Tabellen eingeschrenckt, vnd Dem öffentlichen Liecht endlichen auff mehrmahliches

Anhalten vbergeben von JOHANNE GIRBERTO GYMNASIARCHÂ p. t. In des heil. Röm. Reichs Stadt Mülhausen in Düringen Anno 1653 . . . Typis JOHANNIS HÜTERI.

Gottsched. Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig, Verlegts Bernh. Christoph Breitkopf. 1748. **2. Auflage:* 1749. *3:* 1752. *Seit der 4. Auflage* 1757 *u. d. T.* Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts *usw. *5. Auflage:* 1762. *6:* 1776. *(Zitate ohne weitere Angabe beziehen sich auf die 5. Auflage.)*

Grüßbeutel. Ein Besonder fast nützlich stym̄en büchlein . . . Durch Jacob Grüßbeütel zů Augspurg. (Nürnberg) M. D. XXXi. — *Spätere Auflagen:* 1534, **Neudruck:* H. Fechner, Vier seltene Schriften Nr. 4; 1536, 1591.

Gueintz. Christian Gueintzen, Deutscher Sprachlehre Entwurf. Gedruckt zu Cöthen im Fürstenthume Anhalt, Im Jahre CHRisti 1641.

— Die Deutsche Rechtschreibung Auf sonderbares gut befinden Durch den Ordnenden verfasset, Von der Fruchtbringenden Geselschaft übersehen, und zur nachricht an den tag gegeben. Gedruckt zu Halle in Sachsen bey Christof Salfelden, Im Jahre 1645. *Spätere Auflagen:* *1666, 1684.

(Habendorf.) *Anleitung Zur Teutschen Sprache, Für die In den Schulen der Gesellschafft JESU Lehr-befliessene Jugend überhaupt eingerichtet, Und nach Ausweisung ihrer Lehr-Bücher in drey Theile abgetheilet; Zusammen getragen Von einem Priester der Gesellschaft JESU. Erster Theil für die erste und anderte Schule. Breslau, Gedruckt in der Academischen Buchdruckerey der Gesellschafft JESU. 1744. *Spätere Auflagen:* 1748, 1753.

Hager. Teütsche Orthographia oder Schreibekunst, Darinnen von aller zubehör, Natur und Eigenschafft der höchst-löb- und lieblichen Teütschen Sprache, solche recht zuschreiben gehandelt wird, auch Wie dieselbe der teütschen Jugendt mit rechter Naturgemässer Syllbirung, fährtig läsen zu lehrnen, füglich beyzubringen. Beschrieben, und anjetzo zum erstenmahl in Druck verfährtiget durch Christophorum Achatium Hagern, F. M. Hamburg, gedruckt bey Heinrich Wernern, Anno 1639.

— Teütscher Sprach Wegweiser, Zeigend: Alle Zubehör, Natur und Eigenschafft der Schreibe-Kunst der Höchst-löb- und lieblichen Teütschen Sprache. Auch wie solche der

Teütschen Jugend, und allen deroselben Ohnerfahrnen, mit rechter Naturgemäßer Sillabirung, fertig Läsen zu lernen, füglich beyzubringen. Anitzo zum sechstenmahl vermehret und imm Druck gegäben durch CHRISTOPHORUM ACHATIUM Hagern, Sen: F. M. Hammburg, Gedruckt imm Jahr 1640

Hanmann. PROSODIA GERMANICA, Oder Buch von der Teutschen Poeterey . . . Verfertiget Von Martin Opitzen. Jetzo aber von Enoch Hannmann an vnterschiedlichen Orthen vermehrt vnd mit schönen Anmerckungen verbessert. . . Franckfurt am Mayn, In Verlegung Christian Kleins. 1645. *Spätere Auflagen:* Frankfurt *o. J., 1658 *und* *Breslau, Verlegts JEsaias Fellgibel o. J. (1690).

Harsdörfer. GESPRACHSPIELE, . . Dritter Theil: . . Verfasset Durch einen Mitgenossen der hochlöblichen FRVCHTBRINGENDEN GESELSCHAFT. Nürnberg, In Verlegung Wolfgang Endters. M. DC. XXXXIII.

— FRAVENZIMMER GESPRECHSPIELE, . . . Erster Theil . . mit einer neuen Zugabe gemehret, Durch Einen Mitgenossen der Hochlöblichen FRVCHTBRINGENDEN GESELLSCHAFT. Nürnberg, Gedruckt und verlegt bey Wolffgang Endtern. Im Jahre 1644.

— GEORGI PHILIPPI HARSDORFFERI SPECIMEN PHILOLOGIÆ GERMANICÆ, Continens Diſquiſitiones XII. De Linguæ noſtræ vernaculæ Hiſtoria, Methodo, et Dignitate . . Norimbergæ Impenſis Wolfgangi Endteri. M. DC. XLVI. 12°.

— Poetischer Trichter . . Erster Theil . . Samt einem Anhang Von der Rechtschreibung, und Schriftscheidung, oder Distinction. Durch ein Mitglied der hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft. Nürnberg M DC XLVII. **2. Auflage:* 1650.

— Poetischen Trichters zweyter Theil . . Samt einem Anhang von der Teutschen Sprache: durch ein Mitglied *usw.* Nürnberg, In Verlegung Wolffgang Endters. M. DC. XLVIII.

— Prob und Lob der Teutschen Wolredenheit. Das ist: deß Poetischen Trichters Dritter Theil . . durch Ein Mitglied *usw.* Nürnberg, Gedruckt bey Wolfgang Endter, dem Aeltern. M DC LIII.

Heinze. Johann Michael Heinzens . . . Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre nebst einem Anhange einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig 1759.

Helber. Teutsches Syllabierbüchlein, ... Durch Sebastian Helber, Keiserischen Notarien zu Freiburg im Breißgew, etc. Getruckt zu Freiburg in Vchtland, durch Abraham Gemperle.

Anno CIↃ. IↃ. VIIC. — **Neudruck:* Sebastian Helbers Teutsches Syllabierbüchlein (1593) herausgegeben von Gustav Roethe. Freiburg i. B. und Tübingen 1882.

Helwig. Sprachkünste: I. Allgemäine, welche das jenige, so allen Sprachen gemein ist, in sich begreifft, II. Lateinische, III. Hebraische, Teutsch beschrieben Durch Weyland den Ehrwürdigen vnd Hochgelahrten Herren CHRISTOPHORUM HELVICUM . . Vnd nunmehr der lieben Jugend zu gutem in Truck gegeben. Zu Giessen Getruckt durch Caspar Chemlin, im Jahr M. DC XIX. 4°.

Hemmer. Jakob Hemmers, . . . Deutsche Sprachlehre, zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande. Mannheim, mit akademischen Schriften, 1775.

— Jakob Domitor's, kurpfälzischen Rates, Grundris einer dauerhaften Rechtschreibung, Deütschland zur Prüfung forgeleget. Manheim, in der kurfürstlichen Hofbuchdrukerei. 1776.

— Kern der deütschen Sprachkunst und Rechtschreibung, aus des kurpfälzischen geistlichen rates, herrn Hemmer, grösern werken fon im selbst heraus gezogen. Mannheim, bei Kr. Fridr. Schwan'en, kurpfälzischem hofbuchhändler. 1780.

Hempel. D. Christian Friedrich Hempels Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre, . . . Frankfurth und Leipzig, bey Johann Gottlieb Garben, Buchhändlern. 1754.

Hentschel. Salomon Hentschels, Sch. Port. Coll. u. Cantoris, Grundregeln der Hoch-Deutschen Sprache. Naumburg, Gedruckt mit Boßögelischen Schriften. 1729

Herder. Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesezten Preis erhalten hat. Von Herrn Herder . , Berlin, bey Cristian Friedrich Voß, 1772.

Heynatz. Briefe die Deutsche Sprache betreffend von Johann Friedrich Heynatz. Berlin, bei August Mylius. *1. Teil:* 1771, **2. Auflage:* 1774. *2. und 3. Teil:* 1772. *4. und 5. Teil:* 1774. *6. Teil:* 1775.

— Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen von Johann Friedrich Heynatz. Berlin 1770. Bei August Mylius. *Spätere Auflagen:* 1772, *1777, 1790, 1803.

— Die Lehre von der Interpunktion oder dem richtigen Gebrauche der Unterscheidungs- oder Abtheilungszeichen, als eine Beilage zu seiner Deutschen Sprachlehre herausgegeben von Johann Friedrich Heynatz. Berlin, bei August Mylius. 1773.

Ickelsamer. Die rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen . . . Erffurdt, durch Johannem Loersfeldt, Im Jar M. DC. XXVII. — *2. Auflage:* Marpurg 1534; **Neudrucke:* H. Fechner,

Vier seltene Schriften Nr. 2 *und* J. Müller, Quellenschriften Nr. IX.

— Ein teütsche Grammatica . . . Valentinus Ickelsamer. (o. O. u. J.) — **Neudruck:* H. Fechner, Vier seltene Schriften Nr. 1. — *2. Auflage:* o. O. u. J. *3. Auflage:* Nürnberg 1537. — **Neudruck der 2. Auflage mit den Varianten der andern:* J. Müller, Quellenschriften Nr. XIII.

(Jordan.) Leyenschůl . . Getruckt zů Meyntz bey Peter Jordan . . (1533). — **Neudrucke:* H. Fechner, Vier seltene Schriften Nr. 3 *und* J. Müller, Quellenschriften Nr. XII.

Klopstock *wird zitiert nach der Ausgabe:* Klopstocks sämmtliche Werke. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1855. (*Abgekürzt:* Werke.) *Vgl.* **160.**

Kolroß. ENchiridion: . . . Durch Joannem Kolroß, tüdtsch Leermeystern zů Basel. Zů Basel, durch Thoman Wolff. M. D. XXX. *Spätere Drucke:* o. O. u. J.; Nürnberg 1534; Zürich 1564. — **Neudruck:* J. Müller, Quellenschriften Nr. X.

Körber. *Siehe* Bel.

Köthener Sprachlehr. Allgemeine Sprachlehr Nach Der Lehrart RATICHII Zu Cöthen, Im Fürstenthumb Anhalt. M. DC. XIX. — **Neudrucke:* G. Vogt, Wolfgang Ratichius S. 265—279 *und* Ratichianische Schriften II. hg. von Dr. Paul Stötzner S. 126—147.

Kramer. Fundamenta linguae Germanicae à praeſtantiſſimo Linguarum magistro Matthia Kramer Italicè propoſita Nunc Plurium commoditati & utilitati Latinè reddita Et ſuis locis à doctrina Italica ad Latinam accommodata, ac novis Obſervationibus aucta Ab Andrea Freyberger Societatis JESU Sacerdote. Pragae, apud Matthiam Adamum Höger 1733.

(Kromayer.) *Deutsche Grammatica, Zum newen Methodo, der Jugend zum besten, zugerichtet. Für die Weymarische Schuel, Auff sonderbaren Fürstl. Gn. Befehl. Gedruckt Zu Weymar, Durch Johann Weidnern, Im Jahr, 1618. *2. Druck mit dem Titel:*

Deutsche Grammatica, zum newen Methodo, der Jugend zum besten, zugerichtet. Auff sonderbaren Fürstl. Gn. Befehl Durch M. JOHANNEM KROMAYER F. S. Hoff-Prediger, vnd der General-Superintendentz verordneten Inſpectorem. Für die Schulen im Fürstenthumb Weymar. CUM PRIVILEGIO. Gedruckt zu Weymar, Bey Johann Weidnern Im Jahr M. DC. XIX.

Lindner. Grundlegung zur deutschen Sprachlehre für Anfänger bey dem öffentlichen und Privatunterrichte nützlich zu gebrauchen, von M. Johann Gottlieb Lindnern Rector in Arnstadt. Arnstadt im Verlage der Fürstl. Waysenhaus-Buchdruckerey. 1772.

Lochner. *Siehe* Chlorenus.

Longolius. Johann Daniel Longolii Philosophiae et Medicinae Doctoris, Einleitung zu gründtlicher Erkäntniß einer ieden, insonderheit aber Der Teutschen Sprache . . . BUDISSIN, bey David Richtern, 1715.

Max. Teutscher Schlüssel zu allen Sprachen, Oder Grund-Sätze der Teutschen-Sprache und Vorbereitung zu allen andern . . Durch Johann Max Linguarum Profefforem Publicum in der Königlichen Ritter-Academie zu Liegnitz. Zufinden bey Martin Eßlinger Buchhändelern in Wienn und bey Michaël Rohrlach Buchhändelern zu Breßlau und Liegnitz. In Liegnitz, gedruckt bey Joh. Christoph Wätzoldts Wittwe. 1728.

Mäzke. Abraham Gotthelff Mäzkens, Rektors der Schule zu Landeshutt, Drei Declinationen der Deutschen HauptNennwörter oder Substantive; zu Erläuterung seiner auf einen besondern Bogen abgedrukkten Declinations-Tabelle; so, wie er sie den 13ten März 1777. in einem SchulProgramm vorgetragen. Schweidnitz, gedrukt mit Müllerischen Schriften. 4°.

— Grammatische Abhandlungen über die Deutsche Sprache von Abraham Gotthelf Mäzken. Erster Band. Breßlau bei Johann Ernst Meyern 1776.

— Über Deutsche WörterFamilien und Rechtschreibung. Züllichau, in der Waisenhaus und Frommannischen Buchhandlung, 1780. *(Ohne Verfassernamen auf dem Titel.)*

— Abraham Gotthelff Mäzkens, Rektors der Evangelischen Schule zu Landeshut, Versuch in Deutschen WörterFamilien; nebst einer orthographischen Abhandlung vom etymologischen oder Dienst-h; Breßlau, bei Johann Fridrich Korn. 1779. 4°.

Meichßner. HAndbüchlin gruntlichs berichts, recht vñ wolschrybens, der Orthographie vnd Gramatic . . . Durch . . . Johansen Helien Meichßnern . . . zusamen getragen vnd gebessert. Gedruckt zů Tübingen von Vlrich Morhart. Anno M. D. XXXVIII. *Spätere Drucke:* 1541, 1545, 1550, 1556, o. J., 1562, 1563, 1567, 1575, 1588. — **Die orthographischen Bemerkungen bei* J. Müller, Quellenschriften Nr. XIV.

Meiner. Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre entworfen von Johann Werner Meiner, der Schule zu Langensalza Rektor. Leipzig, bey Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. 1781.

Morhof. Daniel Georg Morhofen Unterricht Von Der Teutschen Sprache und Poesie, . . . KIEL, Gedruckt und verlegt durch Joachim Reumann, Acad. Buchdr. im Jahr 1682. Zu finden

bey Johann Sebastian Riecheln. *Spätere Auflagen:* 1770, *1702[1], 1718.

Nast. Siehe Sprachforscher.

(Olearius.) Deutsche Sprachkunst. Aus den allergewissesten, der Vernunfft vñ gemeinen brauch Deutsch zu reden gemässen, gründen genommen. Sampt angehengten newen methodo, die Lateinische Sprache geschwinde vnd mit lust zu lernen. Hall, bey Melchior Oelschlegeln, Anno 1630.

Ölinger. Vnderricht der Hoch Teutschen Spraach: GRAMMATICA SEV INSTITVTIO VERAE Germanicæ linguæ . . . . ALBERTO OELINGERO ARGENT. Notario publico Auctore. Argentorati, excudebat Nicolaus Vvyriot. M. D. LXXIII. *(Andere Exemplare:* M. D. LXXIIII.) — **Neudruck:* Die deutsche Grammatik des Albert Ölinger herausgegeben von Willy Scheel. (Ä. d. Gr. IV.) Halle a. S. 1897.

Opitz. MARTINI OPITII Buch von der Deutschen Poeterey . . . Gedruckt in der Fürstlichen Stadt Brieg, bey Augustino Gründern. In Verlegung David Müllers Buchhändlers in Breßlaw. 1624. *Im 17. Jh. noch 12mal gedruckt; s. Witkowskis Bibliographie.* — **Neudrucke: 1.* Buch von der deutschen Poeterei von Martin Opitz. [Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 1.] Halle a. S. 1886. *2.* Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae und Buch von der Deutschen Poeterey. Herausgegeben von Dr. Georg Witkowski. Leipzig 1888.

Pölmann. Zu GOttes, Und der hoochdeutschen Spraache, Lob und Ehren, M. ISAAC Pölmanns, von Mark Neukirchen aus dem Vogdlande, Predigers zu Schönberg und Langwitz, Neuer hoochdeutscher DONAT, Zum Grund gelegt der neuen hoochdeutschen Grammatik. . . 16 BEROLINI, fumptibus Autoris, 71. Ex OFFICINA RUNGIANA. 4°.

Popowitsch. Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Österreichischen Schulen

---

[1] *Die Titelblätter der Drucke von 1700 und 1702 sind, abgesehen von orthographischen Varianten und Zeilenverteilung, gleichlautend. Auf beiden steht:* Zum (*1700* zum) andern mahle (*1700* ,) von (*1700* Von) den Erben heraus (*1700* herauß) gegeben. *Druckort und Verlag:* Lübeck und Franckfort (*1700:* Franckfurt), In Verlegung Johann Wiedemeyers. *Die Vignette von 1700 (ein Blumentopf) fehlt 1702. In beiden Drucken sind die Seiten zwischen 79 und 97 fälschlich mit 70—86 bezeichnet. Der Druck von 1700 hat noch viele andere unrichtige Seitenzahlen.*

auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget von Joh. Siegm. Val. Popowitsch Kais. Königl. öffentl. Lehrer der Teutschen Beredsamkeit auf der Wiennerischen hohen Schule, wie auch Herzoglichem in der Savoyisch-Liechtensteinischen Akademie. Wienn 1754. Zu finden bei den zwey Brüdern Grundt, bürgerlichen Buchbindern. *Im selben Jahre erschien ein Auszug unter nahezu gleichem Titel; vgl.* **146.**

(Prasch.) J. L. P. Neue, kurtz- und deutliche Sprachkunst, Nicht nur in Cantzeleyen, Druckereyen und Schreibstüben, sondern auch in Teutschen Schulen, zu wolbenöthigter gründlichen Unterweisung der zarten Jugend, und Verbesserung fast unzehlicher Fehler, nütz- und rühmlich zu gebrauchen. Regenspurg, Gedruckt und verlegt bey Joh. Georg Hofmann Anno 1687.

Pudor. Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit . . von Christian Pudor . . Cölln an der Spree . . 1672.

Reichard-Schiele. Die Lehre von den deutschen Vorwörtern nach der Grundlage und dem Entwurfe des Hrn. Michael Bernh. Schielen ausgearbeitet und dem Druck überlassen von Elias Caspar Reichard . . Hamburg, bey Johann Adolph Martini, 1752.

Richey. *Siehe* Weichmann II.

Richter. Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung von J. G. Richter. Berlin, Bey Christian Friedrich Himburg. 1780.

Ritter. GRAMMATICA GERMANI-ca Nova, USUI OMNIUM ALIARUM NATIONUM, HANC linguam affectantium inſerviens, præcipuè verò ad Linguam Gallicam accommodata: . . . Studio et opera M. STEPHANI RITTERI Grunbergenſis Heſſi P. L. C. MARPURGI, Typis Rodolphi Hutvvelckeri, Anno 1616.

Sattler. Teutsche Orthographey Vnd Phraseologey . . . Beschrieben vnd in truck gegeben. Durch Johann Rudolph Sattler genannt Weissenburger Keyſ. Notarium vnnd Gerichtschreibern der Statt Basel. Getruckt zu Basel, In Verlegung Ludwig Königs, Anno 1607. *Spätere Auflagen:* 1610. *1617, 1631, 1658.

Schmotther. Der Dreßdnisch-Cantzleymässige wie auch zu Rechnungs-Sachen sich anschickende Schreiber und Rechner . . von Gottfried Schmotthern, Geh. Registr. . . Druckts Johann Conrad Stößel, Königl. und Chur-Fürstl. Hof-Buchdrucker, 1726. — *Spätere Auflagen:* *1729, 1752, 1755.

Schöpf. INSTITVTIONES IN LINGVAM GERMANICAM, SIVE ALLEMANNICAM. Ex quibuſuis probatiſſimis Authoribus ex-

cerptæ, ac in gratiam Studioſæ, imprimiſque Lotharingicæ, Iuuentutis conſcriptæ. PER HENRICVM SCHOEPFIVM Ex OP-pido Imperiali Inghelhemia prope Moguntiam. MOGVNTIÆ, TYPIS HERMANNI MERESII Anno M. DC. XXV. Superiorum permiſſu.

Schottelius. *Ausführliche Arbeit Von der Teutschen Haubt Sprache, . . . Abgetheilet In Fünf Bücher. Ausgefertiget Von JUSTO-GEORGIO SCHOTTELIO D. . . . Braunschweig, Gedrukt und verlegt durch Christoff Friederich Zilligern, Buchhändlern. Anno M. DC. LXIII. 4°. *Neue Auflage: Hildesheim 1737; s. Reichard, S. 114f.* — (*Zitate ohne nähere Angabe beziehen sich auf die* Ausf. Arbeit.)

— Brevis & fundamentalis Manuductio ad ORTHOGRAPHIAM et ETYMOLOGIAM in Lingua Germanica. Kurtze und gründliche Anleitung Zu der RechtSchreibung Und zu der Wort Forschung In der Teutschen Sprache. Für die Jugend in den Schulen, und sonst überall nützlich und dienlich. Braunschweig, Gedruckt und verlegt durch Christoff-Friederich Zilligern, Im Jahr 1676. *(Ohne Namen des Verfassers!)* (*Abgekürzt:* Manuductio.)

— Der Teutschen Sprach Einleitung . . Ausgefertiget von JUSTO GEORGIO SCHOTTELIO, Dicasterij Guelphici Affeſſore. Lübeck, Gedruckt durch Johan Meyer, In Verlegung Matthæi Düncklers Buchh. in Lüneburg. Anno 1643.

— *JUSTI-GEORGII SCHOTTELII Einbeccenſis, Teutsche Sprachkunst, . . . Abgetheilet in Drey Bücher. Braunschweig, Gedruckt bey Balthasar Grubern, Im Jahr 1641. — *2. Auflage:* 1651.

— *Iusti-Georgii Schottelii Teutsche Verſ- oder ReimKunst . . getrückt zu Wolfenbüttel in Verlegung des Authoris im jahre M DC XLV *2. Auflage:* 1656.

Schryfftspiegel. Formulare vñ duytsche Rethorica, ader der schryfftspiegel. — **Die orthographischen Bemerkungen bei* J. Müller, Quellenschriften, S. 295 f., 383 ff.

Sprachforscher. Der teütsche Sprachforscher. allen Liebhabern ihrer Muttersprache zur Prüfung vorgelegt. *2 Bde.* Stuttgart, bei Johann Benedict Mezler, 1777, 1778.

Steinbach. Christ. Ernst Steinbachs kurtze und gründliche Anweisung zur Deutschen Sprache. Vel succincta et perfecta Grammatica LINGVÆ GERMANICÆ Nova methodo tradita. Rostochii et Parchimi Apud Georg Ludw. Fritsch Anno 1724.

(Stieler.) Kurze Lehrschrift Von der Hochteutschen Sprachkunst. *Im Anhang von:* Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs . gesamlet von dem Spaten. Nürnberg, in Verlegung Johann Hofmanns . . . Im Jahr des HErrn 1691.

Stosch. S. J. E. Stosch Predigers zu Lüdersdorf kleine Beiträge

zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache. *3 Stücke.* Berlin, bey August Mylius, 1778, 1780, 1782.

Titz. Johann Peter Titzens Zwey Bücher Von der Kunst Hochdeutsche Verse und Lieder zu machen. Mit königl. Majt. Befreyung Verlegt und Gedruckt In Dantzig Durch Andreas Hünefelden, Im 1642sten Jahre.

Töllner. Deutlicher Unterricht Von der Orthographie Der Teutschen, . . aufgesetzet und herausgegeben Von JUSTINO Töllner, Inſpectore bey dem Waisen-Haus zu Glauche am Halle. Halle im Magdeburgischen Anno 1718. Verlegt in der Rengerischen Buchhandlung.

Tscherning. Andreas Tschernings Unvorgreiffliches Bedencken über etliche mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprach-Kunst, insonderheit der edlen Poeterey. . . . Lübeck, In vorlegung Michael Volcken, Gedruckt bey sel: Schmalhertzens Erben, Im 1659sten Jahre. (*Auf dem zweiten Titel:* 1658.) 12°.

Vorst. JOH. VORSTII OBSERVATIONUM IN LINGUAM VERNACULAM SPECIMEN. COLONIÆ BRANDENBURGICÆ, Ex Officina GEORGI SCHULZI, Typogr. Elect. M. DC. LXIIX. (*Andere Exemplare*: 1669.) 12°.

Wachter. GLOSSARIVM GERMANICVM CONTINENS ORIGINES ET ANTIQVITATES LINGVÆ GERMANICÆ HODIERNÆ. SPECIMEN EX AMPLIORE FARRAGINE DECERPTVM. AVCTORE JO. GEORG. WACHTERO. LIPSIÆ SVMPTIBVS JACOBI SCHVSTERI, MDCCXXVII.

— GLOSSARIUM GERMANICUM . . OPUS BIPARTITUM ET QUINQUE INDICIBUS INSTRUCTUM JOHANNIS GEORGII WACHTERI . . LIPSIÆ, Apud JOH. FRID. GLEDITSCHII B. FILIUM, M DCC XXXVII. 4°. *(Zitate ohne nähere Angabe beziehen sich auf dieses Werk.)*

Wahn. Kurtzgefassete Teutsche GRAMMATICA, Oder Ordentliche Grund-Legung der Teutschen Sprach-Lehre . . . . Von Herman Wahn, Hamb. Hamburg, in Verlegung des Autoris . . Gedruckt bey Philipp Ludwig Stromer. (1723.)

Weber. J. G. H. WEBERS deutsche Sprachkunst nach reiner, ungekünstelter, hochdeutscher Mundart der besten Schriftsteller. Frankfurth am Mayn bey Reinhard Eustach Möllers Witwe. 1759.

Weichmann. C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen. *I. Teil:* HAMBURG, 1721. Bey sel. Benj. Schillers Wittwe und J. Chr. Kißner. *II. Teil:* HAMBURG, Bey Johann Christoph Kißner. 1723.

Weitenauer. Zweifel von der deutschen Sprache . . . durch Ignaz Weitenauer. Augsburg 1764. *Neu aufgelegt:* 1766, 1768, *1774, 1778.

Werner. MANVDVCTIO ORTHOGRAPHICA AD Lingvam Germanico-Latinam . . Für seine Difcipul in der Schule zu Altenburg, Durch JOHANNEM WERNERVM, deroselben Collegam Tertium . . . . Altenburgi . . Anno MDCXXIX. . .

Wiener Anleitung. Anleitung zur deutschen Sprachlehre. Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Staaten. Wien 1775. *Öfters gedruckt* u. a. *Wien und Freyburg im Breisgau 1777. *Umarbeitung u. d. T.* Verbesserte Anleitung *usw.* 1779.

Wippel. Siehe Bödiker.

Würzburger Regeln. Regeln vom Schreiben, Reden und Versemachen in deutscher Sprache nebst einem Wörterbuche zum Gebrauche der wirzburgischen Schulen. Wirzburg, Verlegts Johann Jakob Stahel . . . . 1772.

Zesen. *Philippi Cæsii Deutscher Helicon . . Wittenberg, Gedruckt bey Johann Röhnern, im Jahr 1640. *Neue Auflagen:* *1641, *1649, 1656.

— Filips von Zesen Hochdeutsche Helikonische Hechel oder des Rosenmohndes zweite Woche: . . . zu Hamburg, In Verlegung Kristian Gichts, im 1668 jahre.

— Ph. Caesiens Hooch-Deutsche Spraach-übung Oder unvorgreiffliches Bedenken Über die Hooch-deutsche Haupt-Spraache und derselben Schreib-richtigkeit; In unter-redung gestellet, und auff begehren und guhtbefinden der Hoochlöblichen Deutsch-Zunfft herfür-gegeben. Hamburg, Bey Heinrich Wernern, Im Jahr m. dc. xliij.

— Filip Zesens Rosen-mând: das ist in ein und dreissig gesprächen Eröfnete Wunder-schacht zum unerschätzlichen Steine der Weisen: . . . Zu Hamburg, bei Georg Papen, im 1651 Jahre.

Zweites Kapitel.

Charakteristik der älteren deutschen Grammatik.

4. Die ältere Grammatik verfolgt praktische Zwecke und ist normativ. «Dann sie ist ein solche Kunst, die ohne mangel, fehl vnd jrthumb, nach jrer art vnd fürgeschribnem brauch reden, vnd die wörter mit jren gebürlichen büchstaben völligklich schreiben leret», erklärt der Verfasser der ältesten vollständigen deutschen Grammatik[1]; und der letzte, den wir zu besprechen haben werden, läßt sich also ver-

[1] Albertus, S. 19.

nehmen: «Regeln sind allgemeine Vorschriften des Verfahrens, d. i. der Einrichtung unserer freyen Veränderungen. Sprachregeln sind demnach allgemeine Vorschriften, nach welchen die Wörter einer Sprache gebildet, gesprochen, gebeuget, verbunden und geschrieben werden. Ihr Inbegriff macht die Grammatik oder Sprachlehre aus, welche sich daher bloß mit der Richtigkeit der Ausdrücke beschäftiget . . .»[1]

Insofern hatte J. Grimm vollständig recht, wenn er sagte, daß er nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraus treten wolle. Aber von allem Anfang an sind in der deutschen Grammatik auch theoretische Interessen wirksam. Vollständiger Verzicht auf die Beobachtung des Tatsächlichen ist ja überhaupt unmöglich, wenn man eine bestehende Sprache lehren, nicht eine neue erfinden will. Allein bewußt ist sich die deutsche Grammatik nur ihrer praktischen Seite geworden, und das führte zu Unklarheiten und nutzlosem Streite. Nicht immer fallen die Interessen des Ordnung suchenden Verstandes und der Didaktik zusammen. Jener verlangt eine naturgemäße Systematik, diese sichere und schnelle Erlernung des Einzelnen. Ob man z. B. die starken Verba in Gruppen teilen soll, kann vom Standpunkt der Praxis zweifelhaft sein, vom Standpunkt der Theorie niemals. Daß hier eine Divergenz theoretischer und praktischer Interessen vorliegt, wurde oft übersehen. Besonders deutlich zeigt sich die Unklarheit über die eigenen Ziele in den orthographischen Reformversuchen. Diese sind ihrer innersten Absicht nach nichts als eine Darstellungsform phonetischer und etymologischer Untersuchungen. Aber auf den Wunsch, dieses Hilfsmittel wissenschaftlicher Betrachtung in den täglichen Gebrauch einzuführen, hat niemand verzichtet, wie umgekehrt die Praktiker die wissenschaftliche Bedeutung der Reformen verkannten. Zu der Erkenntnis des Holländers Lambert ten Kate, daß einer «kritischen» und einer «bürgerlichen» Schreibung, jeder für ihr Gebiet, Daseinsberechtigung zukommt, hat sich kein deutscher Grammatiker aufgeschwungen. So gelingt es natürlich auch nicht, die Grenzen reinlich abzustecken. Das eine Mal wird eine Schreibung, die prak-

[1] Adelung UL. I, S. 91.

tischen Zwecken genügt, bekämpft, weil sie die Forderungen konsequenter Bezeichnung der durch lautliche Analyse gewonnenen Elemente nicht erfüllt; das andere Mal glaubt der Phonetiker seine Pflicht getan zu haben, wenn er Schreibungen vorschlägt, die die Verschiedenheiten der Aussprache unzweideutig bezeichnen.

5. Die deutsche Grammatik ist nicht selbstwachsen. Sie hat ihre Kategorien ursprünglich nicht gefunden, sondern fertig übernommen. Zum Teil hervorgegangen aus Übersetzungen von Donatparadigmen, streift sie die Fessel der lateinischen Vormundschaft nie vollständig ab. In Einzelheiten wirkt die griechische Grammatik; viel anderes als ihre römische Tochter hatte sie nicht zu bieten. Manche Theoretiker machen Anleihen bei der hebräischen Grammatik; aus ihr ist z. B. der Begriff der Wurzel zu uns gekommen. Einiges hat die französische Sprachlehre beigesteuert; ihre Einwirkung zeigt sich im 16. und dann wieder in der zweiten Hälfte des 18. Jhs.

Der fremde Einfluß macht sich nicht nur in den Kategorien und überhaupt in dem Gerüst der Grammatik geltend; fortwährend schiebt sich die Tradition zwischen die Tatsache und den Beobachter. Diese Männer können nicht von Dialekten und Schriftsprache reden, ohne das Attische, Jonische, Dorische, Aeolische und die κοινή aufmarschieren zu lassen. In der Lautlehre schlagen sie sich mit den überlieferten Begriffen herum, die ihren lebendigen Inhalt längst verloren hatten. Was nahm man im lateinischen und griechischen Unterricht nicht alles geduldig hin! Da waren *ae* und *oe*, die wie einfaches *e* gesprochen wurden, Diphthonge; da gab es einen Akut und einen Zirkumflex, deren Definitionen man lernte und die niemand unterschied; man hatte da «positionslange» Vokale, die jeder kurz, und viele «natura» kurze Vokale, die man lang sprach. Wer mit solchem Gepäck ausgerüstet an die lebende Sprache herantrat, dem ergaben sich Schwierigkeiten, an die der durch keine Überlieferung belastete Beobachter nie gedacht hätte. Da wird die Frage erwogen, ob *â ô û* nicht Diphthonge, wenn auch nur «uneigentliche» seien, und wie es dann mit ihrer Quantität stehe, oder ob ein Vokal durch folgende Gemination kurz «gemacht» werde und nicht vielmehr «von Natur» kurz sei, und was dergleichen Scheinprobleme mehr sind.

Am ärgsten war es, wenn man neuen Wein in die alten Schläuche goß, wenn man die alten Kategorien mit neuem Inhalt erfüllte, ohne dessen gewahr zu werden. Da verwendet ein Grammatiker den Terminus «geschärft», die Übersetzung vom *acutus*, im Sinn von «kurzvokalisch» und «beweist» dann mit Hilfe des Akuts von ἤρθη, daß es geschärfte (d. h. kurze) lange Vokale gebe. Überhaupt beweist man gerne, wo man beobachten sollte. Man beweist aus der Analogie anderer Sprachen oder aus der «Natur» der Sprache und ihrer Bestandteile; mit anderen Worten: statt sich direkt an die Erfahrung zu wenden, zieht man Folgerungen aus Definitionen, d. h. aus dem trüben Niederschlag der Erfahrungen früherer Geschlechter. Und man erkennt nicht, daß unsere Begriffe ein Mittel sind, uns der Wirklichkeit geistig zu bemächtigen; sie erscheinen als das Spiegelbild von etwas Realem, aus Dienern werden sie zu Herren.

Anm. 1. Die Sprachwissenschaft der Griechen ist aus der Philosophie entsprossen. Die erkenntnistheoretische Frage, ob zwischen Wort und Sache ein derart notwendiges Band bestehe, daß man aus der Sprache Schlüsse auf das Wesen der Dinge ziehen kann, wird im Platonischen Kratylos erörtert. Im Interesse der Logik beginnt ihr Begründer Aristoteles die Analyse der Sprache als des Komplexes der Zeichen für die Begriffe. Die Anfänge der Scheidung der Redeteile gehen auf ihn zurück. Auf der eingeschlagenen Bahn schreiten die Stoiker fort; von ihren Untersuchungen trägt die spätere Grammatik deutliche Spuren. Die Loslösung der Grammatik von der Philosophie vollzieht sich in Alexandria; sie wird zu einem Hilfsmittel der Kritik und Exegese. Das älteste grammatische Schulbuch ist die τέχνη des im 2. Jh. v. Chr. lebenden Aristarchschülers Dionysios Thrax: Dionysii Thracis Ars grammatica ed. Gustavus Uhlig, Lipsiae 1883. Sie rühmt ihr Herausgeber als die Ahnfrau aller europäischen Sprachlehren, von denen keine die Spuren ihrer Abkunft vollständig verwischt habe. Der bedeutendste griechische Grammatiker ist der im 2. Jh. n. Chr. lebende Apollonios Dyskolos: Apollonii Dyscoli quae supersunt rec. Richardus Schneider et Gustavus Uhlig, Lipsiae 1878—1910. Sein Hauptwerk ist die Syntax.

Die Römer stehen ganz unter griechischem Einfluß. Das große Werk Varros, De lingua Latina, von dem nur Bruchstücke auf uns gekommen sind, ist rein wissenschaftlich. In den vergleichbaren Teilen zeigt es neben vielen Übereinstimmungen auch charakteristische Abweichungen von den gramma-

tischen Schulbüchern der Kaiserzeit. Diese haben untereinander die größte Ähnlichkeit, was sich dadurch erklärt, daß sie alle direkt oder indirekt mit dem verlorenen Werke eines Mannes verknüpft sind, des im 1. Jh. n. Chr. lebenden Remmius Palaemon. Dieser Begründer des Systems der römischen Schulgrammatik stand wieder ganz unter dem Einfluß des Dionysios Thrax, von dem Varro nicht in dem Maße abhängig war. Die ausführlichste Darstellung der Grammatik rührt von dem im 5. und 6. Jh. lebenden Priscianus her. Er nimmt auch insofern eine besondere Stellung ein, als er allein unter den Römern eine Syntax geliefert hat. Hier wie sonst schloß er sich, soweit es die lateinische Sprache zuließ, an Apollonios Dyskolos an. Herausgegeben sind die römischen Artes in dem großen Corpus der Grammatici Latini von H. Keil. Vgl. auch: Grammaticae Romanae fragmenta. Collegit, recensuit H. Funaioli, Lipsiae 1907.

Das Mittelalter begnügt sich zunächst mit Auszügen, Kompilationen und Erklärungen der römischen Grammatiker, von denen Donatus und Priscianus das größte Ansehen genießen. Der Anfang des 12. Jhs. bezeichnet den Beginn einer neuen Epoche. Alle alten Grammatiker mit Ausnahme von Donat und Priscian treten in den Hintergrund, und von Donat benutzt man bloß die Ars minor und das dritte Buch der Ars maior, den sogenannten Barbarismus. Schließlich bedient man sich fast nur mehr moderner Bearbeitungen. Das in Hexametern abgefaßte Doctrinale des Alexander de Villa Dei (1199) wird schlechthin die Grammatik des lateinischen Europa. (Neue Ausgabe von D. Reichling: Monumenta Germaniae Paedagogica XII, Berlin 1893.)

Zugleich treten Philosophie und Grammatik in ein Bündnis. Die in Alexandria vollzogene Verselbständigung der Grammatik hatte die Sprachphilosophie nicht vernichtet; aber das Charakteristische der jetzigen Epoche besteht darin, daß man nicht nur das Verhältnis von Sprache und Denken im allgemeinen, sondern die einzelnen grammatischen Kategorien in ihrer Beziehung zum Gedanken und der Realität untersucht: durch Anwendung der scholastischen Methode will man die alte Ars grammatica zu einer beweisbaren Wissenschaft machen. Die philosophische Grammatik wird in besonderen Werken behandelt, von denen das wichtigste ist der Traktat des Duns Scotus «De modis significandi», auch «Grammatica speculativa» genannt (Ioannis Duns Scoti Opera omnia, Lugduni 1639, I); sie dringt aber auch in den eigentlichen grammatischen Unterricht ein und macht sich in den Kommentaren des Doctrinale breit.

Der Humanismus wendet sich gegen die Sprache und die Unterrichtsmethode des Mittelalters. Lorenzo Valla proklamiert in seinen Elegantiae linguae Latinae als einzige Richtschnur

des Grammatikers den Gebrauch der klassischen Schriftsteller. Zu den Werken, die auf der Proskriptionsliste der Humanisten stehen, gehört das Doctrinale. Man knüpft wieder an die römischen Grammatiker an. In Italien entstehen die ersten humanistischen Sprachlehren. Deutschland folgt nach. Im Nordwesten versucht man eine Zeitlang eine Vermittlung zwischen dem Doctrinale und den humanistischen Anforderungen; schließlich wird die Darstellungsweise des Doctrinale ganz verlassen. Aber gewisse Errungenschaften des Mittelalters bleiben, so die Unterscheidung von *substantivum* und *adjectivum*, die Begriffe *appositio, rectio, ablativus absolutus*. Im protestantischen Deutschland gewann die größte Verbreitung die Grammatik Philipp Melanchthons. Die Grammatica latina erschien zuerst 1525 und enthielt bloß die Orthographia und Etymologia. 1526 kam die Syntaxis und Prosodia heraus. Schließlich wurden die beiden Teile vereinigt. 1540 übernahm Jacob Micyllus, 1550 Joachim Camerarius, später wieder andere die Bearbeitung des bis ins 18. Jh. sehr oft aufgelegten Buchs. Näheres über seine Textgeschichte im Corpus Reformatorum XX (Braunschweig 1854), S. 192ff., 336ff., 377ff. Hier auch Neudrucke der ursprünglichen Fassungen.

Auf die Dauer konnte die Abkehr von der Scholastik das Streben nach philosophischer Durchdringung der Grammatik nicht ertöten, noch konnte der Anschluß an die römischen Grammatiker für den Schulunterricht und die gründlichere Erkenntnis der sprachlichen Tatsachen genügen. Der in Frankreich lebende Italiener Julius Caesar Scaliger unterzieht in seinem Buch De causis linguae Latinae (1540) die herkömmlichen grammatischen Lehren einer scharfen Kritik. Obgleich Aristoteliker im modernen Sinn, verrät er ganz unverkennbar Einfluß der mittelalterlichen Sprachphilosophie. Petrus Ramus weicht in seinen grammatischen Schriften, die auch der Praxis dienen wollen, stark vom Herkömmlichen ab. Unter dem Einfluß Scaligers wie Ramus' steht der in den romanischen Ländern zu großem Ansehen gelangende Spanier Franciscus Sanctius in seiner Minerva (1587). In Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten des 16. Jhs. Nicodemus Frischlin für die Reform der Schulgrammatik tätig.

Der bedeutendste Grammatiker des 17. Jhs. ist Gerard Johannes Vossius. Sein umfängliches Werk De arte grammatica libri septem (Amsterdam 1635) erstrebt gleichermaßen Klärung der Begriffe wie Feststellung der Tatsachen; in der Durchführung liegt freilich das Hauptgewicht auf dem Tatsächlichen, dem Sprachgebrauch.

Vgl. H. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Berlin 1863, ²1891. — O. Fröhde, Die Anfangsgründe der römischen Grammatik, Leipzig 1892. —

L. Jeep, Zur Geschichte der Lehre von den Redeteilen bei den lateinischen Grammatikern, Leipzig 1893. — L. Job, De grammaticis vocabulis apud Latinos, Lutetiae Par. 1893. — P. Rotta, La filosofia del linguaggio nella Patristica e nella Scolastica, Torino 1909 *(enthält auch einen Abriß der griechischen Sprachphilosophie)*. — Ch. Thurot in: Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothèque Impériale et autres bibliothèques, publiés par l'Institut impérial de France XXII, 2, Paris 1868. *(Das Hauptwerk über mittelalterliche Grammatik)*. — J. J. Baebler, Beiträge zu einer Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter, Halle a. S. 1885. — J. Golling, Einleitung in die Geschichte der lateinischen Syntax, in: Historische Grammatik der lateinischen Sprache hsg. von G. Landgraf, Bd. III, Leipzig 1903. *(Hier auch weitere Literatur)*.

Anm. 2. Die Anfänge der hebräischen Grammatik gehen in das 10. Jh. zurück. Die jüdischen Gelehrten, die sie begründeten, standen unter dem Einfluß der Araber. In den Kreis der abendländischen Gelehrsamkeit wurde sie definitiv eingeführt durch Johannes Reuchlin, dessen De rudimentis hebraicis libri III 1506 erschienen. Er fand viele Nachfolger. Vgl. W. Bacher, Die hebräische Sprachwissenschaft (Vom 10. bis 16. Jahrhundert), in: J. Winter und A. Wünsche, Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons II, S. 133ff. — Fr. H. W. Gesenius, Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, Leipzig 1815. — M. Steinschneider, Bibliographisches Handbuch über die theoretische und praktische Literatur für hebräische Sprachkunde, Leipzig 1859.

Anm. 3. Französische Grammatiken gibt es seit dem Anfang des 15. Jhs. Bibliographie: E. Stengel, Chronologisches Verzeichnis französischer Grammatiken vom Ende des 14. bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts, Oppeln 1890. — Knappe Darstellung von Gröber im Grundriß der Romanischen Philologie I, S. 21 ff., 48. — Reichliche Auszüge gibt Ch. L. Livet, La grammaire française et les grammairiens du XVIe siècle, Paris 1859. Auf Livet fußt nach Stengel, S. 2, Fußn. 2, H. Breitinger, Zur Geschichte der französischen Grammatik 1530—1647, Frauenfeld 1867. — Für die spätere Zeit vgl. A. François, La grammaire du purisme et l'Académie française au XVIIIe siècle, Paris 1905

6. 1. In ihren theoretischen Bestandteilen ist die deutsche Grammatik natürlich abhängig von solchen zeitgenössischen Werken, die es von vornherein nur auf wissenschaftliche Erkenntnis abgesehen hatten. Die neuere Zeit erweitert den sprachlichen Gesichtskreis. Man lernt das Griechische, das Hebräische und andere morgenländische

Sprachen kennen, die alle schon grammatisch bearbeitet waren, und man faßt, was im Mittelalter ganz vereinzelt geblieben war, auch die lebenden Sprachen in Regeln. Das Lateinische ist nicht mehr die grammatische Sprache schlechthin. Der Geist fühlt sich gedrängt, das zuströmende Material zu ordnen. Zwei Richtungen der Sprachwissenschaft entstehen: die allgemeine, mit der bald die philosophische zusammenrinnt, und die vergleichende, oder, wie man früher sagte, harmonische. Die erste sucht festzustellen, was vermöge der Natur des menschlichen Geistes allen Sprachen zukommen müsse; sie befaßt sich mit dem Verhältnis der Sprache und ihrer Kategorien zum Gedanken und setzt so die antike und die mittelalterliche Sprachphilosophie fort, aber jetzt angewandt auf die Fülle der bekannten Idiome. Die harmonische Sprachforschung untersucht die gegenseitigen Beziehungen der empirischen Sprachmaterialien, sie ist wesentlich etymologisch und genealogisch gerichtet.

2. In der philosophischen Sprachwissenschaft wird eine bedeutsame Wendung angebahnt durch die im 17. Jh. hervortretende Sprachkritik. Diese findet ihren schärfsten Ausdruck in den Versuchen, künstliche Sprachen oder andere von der Überlieferung unabhängige Zeichensysteme zu ersinnen. Im Verlauf seiner Bemühungen um eine Realcharakteristik gelangte Leibniz zu einer seiner Zeit weit vorauseilenden Kritik der lateinischen Grammatik, die ihm vieles als unnötig erscheinen ließ, was die gemeine Ansicht als ewige Forderungen des menschlichen Geistes betrachtete. Hatte man aber einmal die Erkenntnis gewonnen, daß die Sprache kein Abbild der Vernunft oder gar der Wirklichkeit sei, so ließ sich die Frage nicht abweisen, wie sie denn sonst aufzufassen wäre; die Sprachbetrachtung macht die Wendung zur Psychologie.[1] Während vorher die von den meisten griechischen Philosophen gehegte Vor-

[1] Sehr bezeichnend für den Zusammenhang zwischen Sprachkritik und psychologischer Sprachbetrachtung sind die von Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 249f. angeführten Worte von Leibniz: *Neque vero ex instituto profectae et quasi lege conditae sunt linguae, sed naturali quodam impetu natae hominum, sonos ad affectus motusque animi temperantium. Artificiales linguas excipio . . . .*

stellung von dem vernünftigen ὀνοματοθέτης herrscht, stößt man im 18. Jh. öfters auf die Behauptung, daß die Sprache eine Erfindung des Pöbels sei, und die französischen Aufklärer bemühen sich um eine naturalistische Erklärung der Sprachentstehung. Den Zusammenstoß zwischen logisch-metaphysischer und psychologischer Sprachbetrachtung zeigt besonders deutlich der Streit über die natürliche Wortstellung, der seine Wellen auch in die deutsche Grammatik wirft.

3. Die Fortschritte der harmonischen Sprachforschung sind gering. Wohl rühmte man sich, nach festen Grundsätzen vorzugehen, aber die Regeln sind zu allgemein, bloß schematisch. «*Rationem reddere*» war das Schlagwort und man war stolz, wenn man den einzelnen Fall auf irgendeinen allgemeinen Satz zurückführen konnte, unbekümmert darum, innerhalb welcher örtlichen und zeitlichen Grenzen er galt. Überhaupt war man wenig bedacht, den Geltungsbereich der Sätze abzustecken. Abraham Mylius z. B. hat an sich recht, wenn er in seinem Buch «De lingua Belgica» (1612) erklärt, die Ähnlichkeit der Wörter verschiedener Sprachen könne auf vier Arten zustande kommen: sie sei entweder zufällig oder durch Abstammung von einer Sprache oder durch die Ähnlichkeit der Begriffe oder durch den Verkehr bedingt; aber, während sich die moderne Sprachforschung bemüht festzustellen, welche Ursache in jedem einzelnen Fall wirksam ist, begnügt sich Mylius mit der Ansicht, daß die Hauptrolle dem Verkehr zufällt. Oder wenn Guichard (1606) die etymologische Ableitung *par addition, substraction, transposition et inversion des lettres* verteidigt[1], so ist dies wiederum an sich nicht falsch, aber man darf nicht willkürlich bald das eine, bald das andere Prinzip anwenden. In Alsteds Encyclopaedia (1630) findet man (I, 136) dreiundzwanzig Regeln, *quibus Harmonia linguarum gubernatur;* sie sind eigentlich nichts als eine Zusammenstellung dessen, was man bei dem wüsten Etymologisieren zu tun pflegte.

[1] Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 232. Die vier Prinzipien der Lautänderung werden noch von Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache, S. 105 der Ausgabe von 1702, angeführt. Sie sind identisch mit den vier Arten des Barbarismus, vgl. Donat, Gramm. Latini ed. Keil IV, S. 392.

Allmählich gewinnen einige allgemeine Anschauungen Boden. Die anfangs herrschende, freilich immer von einzelnen bestrittene Vorstellung von dem Hebräischen als Ursprache wird aufgegeben. Man scheidet beim Etymologisieren zwischen Wurzel und Suffix. Man ist immer mehr geneigt, die Wurzeln für einsilbig zu halten und Ableitung und Flexion durch Zusammensetzung zu erklären.

4. Einen wirklichen Fortschritt konnte nur der Übergang von der bloßen Spekulation zu empirischer und namentlich historischer Sprachforschung bringen. Wie überall hatte auch in Deutschland der Humanismus das Nationalgefühl mächtig angeregt und den Sinn für die Vergangenheit geweckt. Altertumsforschung und Ethnographie wurden gepflegt und in ihren Dienst trat die germanische Sprachforschung, die sich den lebenden Mundarten wie den alten Denkmälern zuwandte. Schon im 16. Jh. beginnt in Deutschland wie auch in England die Editionstätigkeit, und allmählich werden die wichtigsten Texte bekannt gemacht. Erwähnt seien hier nur die Ausgaben des Otfrid von Flacius Illyricus (1571), des Williram von Merula (1598), des gotischen Codex Argenteus von Junius (1665), des Isidor und des Tatian von Palthen (1706), das große Corpus altdeutscher Denkmäler, der Thesaurus antiquitatum Teutonicarum von Schilter (1726 bis 1728), Bodmers Ausgaben der Nibelungen (1757) und der Minnesinger (1758, 1759).

Aber die wirkliche grammatische Kenntnis der alten Dialekte lag lange im argen. Einen Markstein bildet hier die Tat des Engländers George Hickes, der 1689 in seinen Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-gothicae die erste Grammatik altgermanischer Dialekte veröffentlichte. 1702 folgten die den zweiten Teil seines Linguarum Vett. Septentrionalium Thesaurus bildenden Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscae. In den Niederlanden erwarb sich dann Verdienste um die Erforschung altgermanischer Sprache Lambert ten Kate in seiner Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche (1710) und der Aenleiding Tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake (1723), in Deutschland Joh. Georg Wachter mit seinem 1737 erschienenen Glossa-

rium Germanicum, dem schon 1727 ein Specimen unter dem gleichen Haupttitel vorangegangen war. Wachter behandelt die deutsche Etymologie mit steter Rücksicht auf die überlieferten älteren Sprachformen, und einzelne Resultate stehen heute noch fest.

Es ist kein Zufall, daß die grammatische Erforschung der alten Texte so spät einsetzte. Der deutsche Humanismus ist ein Sprößling des italienischen. Die Italiener fühlten sich als Nachkommen der Römer, die lateinische Literatur war ihre Literatur, das Mittelalter eine Zeit der Barbarei, die moderne Literatur beginnt mit den großen Dichtern des 14. Jhs. In Deutschland wollte man es den Italienern gleich tun. Man erhob die alten Germanen, die Zeitgenossen der Römer, und ging noch weiter, in fabelhafte Urzeiten zurück. Aber aus diesen Zeiten hatte man keine Denkmäler; diese entstammten dem verachteten Mittelalter. Von der großartigen Kontinuität der Literatur, wie sie sich in Italien zeigt, ist in Deutschland keine Rede; die Dichtung der mhd. Blütezeit konnte im 16. Jh. nicht mehr unmittelbar genossen werden. So schob man alle Herrlichkeit der alten Sprache in die Zeit, aus der man keine Texte hatte; die Sprache der wirklich vorhandenen Denkmäler war man geneigt für regellos, d. h. im Sinne jener Zeit für barbarisch, zu halten. Wolfgang Lazius erklärt in seinem Buch «De gentium aliquot migrationibus» (1557) die vollen Endungsvokale des Althochdeutschen für eine Nachahmung der lateinischen: «*ut appareat, quantum Romanam terminationem, vocum genera atque inclinationes omnes in suis Franci vocabulis sint aemulati, ut scilicet barbaram linguam ornatu quodam ac similitudine Romanis commendarent*». Und mit einigen Modifikationen läßt sich die Vorstellung von der willkürlichen Vokalanhängung bis in die Vorrede von Tiecks Minneliedern (1803) verfolgen.

Der Gegenwartsdünkel des 18. Jhs. tritt selbst nach der Begründung der altgermanischen Grammatik der unbefangenen Würdigung der alten Sprache in den Weg. Selbst bei Männern, die für das deutsche Altertum begeistert waren, offenbart sich ein seltsamer Zwiespalt. Man vergleiche die heftigen Worte, die Klopstock gegen Fulda braucht, weil «in unsre uralten Sprachtrümmern . . . so ser anlachen, daß är si als ein besseres Gebeüde anpreist,

als das, worin wir jezo, und zwar desto angenämer wonen, je mer wir Denker sind, und dan an dem jezigen Gebeüde, welches so gewis keine Strohütte ist, so gewis jenes zerfalne eine war, kaum etwas dulden wil, was nicht trümmerhaft aussit.»[1]

Anm. 1. Eine Geschichte der Sprachphilosophie des 16. bis 18. Jhs. fehlt, ebenso eine Geschichte der allgemeinen Grammatik. R. E. W. Reichenbach, Commentationis de linguae doctrina universali pars prima repetita ex historia philosophiae, Hallenser Diss. 1842, gibt eine kurze Zusammenstellung der Ansichten einiger Philosophen über die Sprache im allgemeinen, insbesondere in ihrer Beziehung zum Denken. Ganz ungenügend ist M. L. Loewe, Historiae criticae grammaticae universalis seu philosophicae lineamenta, Dresden 1829, der die Geschichte der allgemeinen Grammatik in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. beginnen läßt. Einiges bei Pott in Fichtes und Ulricis Zeitschrift für Philosophie 43, S. 102 ff., 185 ff., und bei Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 298 ff. Bibliographische Zusammenstellungen bei Court de Gébelin, Monde primitif II (1774), S. XXIII ff.

Die allgemeine Grammatik will das allen Sprachen Gemeinsame darstellen, ihre Absicht ist bei Helwig und Ratichius noch rein didaktisch, vgl. 56—58. Da aber hierbei das Hauptgewicht auf die Lehre von der Bedeutung der Redeteile und ihrer Akzidentien fällt, trifft sie mit der philosophischen Grammatik zusammen, die es von vornherein mit dem Verhältnis der grammatischen Kategorien zu den ontologischen und logischen zu tun hat. Schon Alsted erklärt in seiner Encyclopaedia (1630), I, S. 271: *Praecipuum Grammaticae generalis officium in eo est, ut Grammaticas notiones (seu entia Grammatica) componat cum notionibus seu entibus Logicis.* Die philosophische Grammatik setzt die mittelalterliche Spekulation fort, greift aber dabei auf die antiken Philosophen zurück. J. C. Scaligers Buch De causis lingua Latinae ist eine philosophische Grammatik, aber noch beschränkt auf das lateinische Sprachmaterial mit Ausblicken auf das Griechische. Eine der ältesten philosophischen Grammatiken, die sich selbst als solche bezeichnet, rührt von dem Italiener Tommaso Campanella her (Philosophiae rationalis pars prima, Paris 1638). In Frankreich errang großes Ansehen Cl. Lancelots und Arnaulds Grammaire générale et raisonnée («Grammatik von Port-Royal»), 1660, die viele Nachfolger fand, unter denen Beauzée mit seiner Grammaire générale (1767) einer der wichtigsten ist. Auch auf Deutschland hat sie gewirkt. Adelung hat den Monde primitif von Court de Gébelin benutzt. Von

[1] Sämtliche Werke, Leipzig, Göschen, 1855, IX, S. 378 f.

englischen Schriften sei genannt der Hermes von James Harris (1751); andere Engländer, wie der berühmte Nationalökonom Adam Smith («Considerations concerning the first Formation of Language» hinter seinem Buch «The theory of moral sentiments»), scheinen auf die deutsche Theorie keinen Einfluß geübt zu haben. In Deutschland nahm Christian Wolff einen Abriß der allgemeinen Grammatik in seine deutsche Metaphysik auf (Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, §§ 295—315, S. 161 ff. der 7. Auflage von 1738). J. H. Lambert widmete ihr das dritte Buch seines Neuen Organon (1764), die «Semiotik». Starken Einfluß auf Adelung übte Johann Werner Meiners «Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre» (1781). Über Herder wird noch ausführlicher zu sprechen sein.

Anm. 2. Über künstliche Sprachen vgl. R. M. Meyer, IF. 12, S. 270 ff., L. Coutureau et L. Leau, Histoire de la langue universelle, Paris 1903, speziell über Leibniz L. Couturat, La logique de Leibniz d'après des documents inédits, Paris 1901.

Anm. 3. Die französischen Aufklärungsphilosophen, die hier in Betracht kommen, sind namentlich Batteux, Condillac (nicht so sehr wegen seiner Grammatik [1775] als wegen seines «Essai sur l'origine des connaissances humaines» 1746) und Diderot. Vgl. Kapitel 16.

Anm. 4. Über die vergleichende Sprachforschung vgl. Th. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft (Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 8. Band), München 1869, S. 205 ff., über die Erforschung der älteren germanischen Sprachen R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie, und Paul, Grundriß I², S. 14 ff., speziell über Hickes und Ten Kate Adrianus van der Hoeven, Lambert ten Kate, 's Gravenhagen 1896.

Drittes Kapitel.
Gliederung des Stoffes.

7. Jede Periodisierung hat ihre Schwierigkeiten. Das chronologische und das sachliche Prinzip geraten oft in Streit. Das zeitliche Kontinuum kann nur auf Grund charakteristischer Eigenschaften des die Zeit erfüllenden Stoffes, hier der grammatischen Schriften, in Abschnitte zerlegt werden; aber die kennzeichnenden Merkmale binden sich nicht immer an zeitliche Grenzen. So ist es gewiß für die Zeit vor 1573 charakteristisch, daß sie keine vollständigen

Grammatiken hervorgebracht hat; aber auch nach 1573 erscheinen Bücher, die nur die Orthographie behandeln. Die Einführung des Analogieprinzips durch Schottelius macht Epoche; allein auch nach ihm begnügen sich manche mit der Feststellung des Sprachgebrauchs. Auch die sachlichen Prinzipien selbst durchkreuzen einander. Ohne Kompromisse geht es nicht ab. So müssen manche Schriften ihrer sachlichen Beschaffenheit zuliebe früher behandelt werden, als ihrem Erscheinungsjahr zukommt.

Aber selbst mit dieser Einschränkung des chronologischen Prinzips würde keine Übersicht zustande kommen über den Gehalt der alten Grammatik an Lehrsätzen und ihr Wachstum. Es muß eine systematische Behandlung hinzutreten.

Demgemäß gliedere ich dieses Buch in zwei Hauptteile: einen historischen, der, so weit es möglich ist, chronologisch vorgeht und die Stellung des einzelnen Werkes in der Entwicklung der Grammatik charakterisiert, und einen systematischen, dem als Leitfaden die grammatischen Kategorien dienen.

Der erste Hauptteil zerfällt in fünf Abschnitte (Kap. 4—8). Der erste behandelt die Zeit vor dem Erscheinen der ersten vollständigen Grammatik, der zweite den folgenden Zeitraum bis zum Auftreten des Schottelius. Dieser Mann begründet die rationalisierende Grammatik; ihm und seinen Nachfolgern bis auf Gottsched, diesen einbegriffen, ist der dritte Abschnitt (Kap. 6) gewidmet. Der hier behandelte Zeitraum ist charakterisiert durch das Übergewicht der Niedersachsen und Ostmitteldeutschen. Nach Gottsched tritt der Süden wieder in die grammatische Bewegung ein und ringt um Anerkennung seiner Spracheigentümlichkeiten. Dies bildet ein charakteristisches Moment des Zeitraums, der im vierten Abschnitt (Kap. 7) besprochen wird. Jene Jahre bedeuten eine Art Blüte der älteren Grammatik; eine Menge sprachlicher Tatsachen werden beobachtet, das historische Moment beginnt sich geltend zu machen. Im Kampf gegen die Süddeutschen, aber auf das stärkste von ihnen beeinflußt, behauptet Adelung den Vorrang der ostmitteldeutschen Literatursprache. Er nimmt alle Anregungen der nachgottschedischen Grammatiker auf, übertrifft alle früheren Arbeiten an Vollständigkeit, er absorbiert die

Leistungen seiner Vorgänger und vernichtet sie dadurch für das Gedenken der Nachwelt. Ihm ist der letzte Abschnitt (Kap. 8) eingeräumt.

Der zweite, systematische Hauptteil hat nach zwei Seiten hin Ausschau zu halten. Es handelt sich da einerseits um den Fortschritt in der Beobachtung der Tatsachen und Tatsachengruppen, andererseits um die Veränderungen in der gedanklichen Bearbeitung. Vollständigkeit bezüglich des ersten Punktes ist im Rahmen dieses Buches unmöglich. Auch hinsichtlich der Entwicklung der grammatischen Begriffe werden namentlich die von der Syntax handelnden Abschnitte nur eine Auswahl des Interessanten treffen.

Erster Hauptteil.

Viertes Kapitel.

Die Anfänge der deutschen Grammatik.

I. Das Deutsche im Dienste des lateinischen Unterrichts.

8. Obwohl man in den mittelalterlichen Schulen darnach strebte, den Schüler möglichst bald zur allseitigen Beherrschung des Latein zu führen, und daher wünschte, daß er von Anfang an lateinisch rede, konnte man doch die Muttersprache nicht ganz entbehren. Das grammatische Elementarbuch des Mittelalters war die Ars minor des Römers Aelius Donatus, die in Form von Frage und Antwort die Lehre von den Redeteilen darstellte. Von diesem Buch gibt es seit dem 15. Jh. vollständige deutsche Übersetzungen; vgl. Müller, Quellenschriften, S. 217ff. Teile aus der ältesten erhaltenen, in einem Kremsmünsterer Kodex überlieferten Übertragung bei Müller, S. 1ff. In diesen deutschen Donaten wurden natürlich mit dem eigentlichen Text auch die Paradigmen verdeutscht, nicht um deutsche Grammatik zu lehren, sondern um ein Wortverständnis des lateinischen Textes zu erzielen.

9. In der zweiten Hälfte des 15. Jhs. entstehen im Nordwesten Deutschlands Arbeiten, die mit Hilfe der Muttersprache ein sachliches Verständnis zu vermitteln trachten. Die älteste Schrift dieser Art ist der Tractatulus dans modum teutonisandi casus et tempora, von einem doctor decretorum Henricus für seinen «nepos» Henricus zu Münster i. W. im Jahre 1451 verfaßt. Neudruck im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 1877, S. 36—56; ein Auszug bei Müller, Quellenschriften S. 239ff. Vgl. auch J. Frey, Programm des Paulinischen Gymn. Münster i. W. 1895, S. 18ff.

Trotz des lateinischen Titels ist die Schrift deutsch abgefaßt, wodurch sie eine einzigartige Stellung unter den in Deutschland verfaßten lateinischen Grammatiken jener

frühen Zeit einnimmt. Sie erklärt die Bedeutung der Kasus, Tempora, Modi; dabei ergibt sich dem Verfasser die Erkenntnis, daß Unterschiede zwischen Latein und Deutsch bestehen, die nicht bloß im Wortmaterial liegen. Wichtig ist in dieser Beziehung die Bemerkung über das Perfektum: *wen du spreken wylt. yk las. so ys yd sere allyke vele efft du sprekest legebam edder legi. doch is hir al wat vnderscheydes des men nicht wol scriuen edder spreken en kan . . . Men wen du spreken wylt ik hebbe gelesen: so en machstu nicht spreken legebam. men du machst seggen legi. wente legebam dat heth alleyne ik las. men legi dat en heth nicht alleyne ik las. men yd heth ock ick hebbe gelesen.*

Andere Bücher sind zwar lateinisch geschrieben, bedienen sich aber des Deutschen, um dem Anfänger die Unterscheidung der grammatischen Kategorien zu erleichtern, und wollen eine Anleitung zum Übersetzen aus einer Sprache in die andere geben. Das erste Werk dieser Art ist das Exercitium puerorum grammaticale per dietas distributum, zuerst 1485 in Antwerpen erschienen, dann oft nachgedruckt, auch in Oberdeutschland, wobei die niederländischen Formen, freilich nicht immer glücklich, verhochdeutscht wurden. Vgl. Müller, Quellenschriften S. 244ff.; teilweise abgedruckt nach der ältesten oberdeutschen Ausgabe (Hagenau 1491) bei Müller, S. 17ff. Hier wird etwa der Unterschied zwischen Substantiv und Adjektiv folgendermaßen klar gemacht: *Dico si ad vulgare nominis possit addi man oder wib. illud est adiectiuum. si non. est substantiuum.* So sei *fortis* ein Adjektiv, weil man sagen könne *starck man, starck wib*, dagegen sei *equus* ein Substantiv, weil *pfert man, pfert wib* unmöglich sei. Ein besonderes Kapitel handelt *de modo traducendi latinum in vulgare nostrum et e contrario.* Hier ist besondere Aufmerksamkeit den *signa teutonicalia* der lateinischen Kategorien geschenkt, d. h. jenen für jede Kategorie gleichbleibenden, von der speziellen Wortbedeutung unabhängigen Wörtern, Artikeln, Hilfsverben, Partikeln, die bei der Übersetzung der lateinischen Formen gebraucht wurden. So sind die *signa teutonicalia* des Nominativs *eyn, der, die, das*, die des Perfekts *hab* oder *ist*. Wenn eine lateinische Form durch ein einfaches Wort übersetzt werden muß, wie Präsens und Imperfekt, so hat sie keine *signa teutonicalia*.

Das Exercitium hat Nachfolger gefunden, auch in Süddeutschland, wo Johannes Coclaeus in seinem Quadrivium Grammatices (zuerst Nürnberg 1511 erschienen) einen «Tractatus de formis declinandi et coniugandi Teutoniceque interpretandi casus et tempora» bringt. Abgedruckt bei Müller, S. 43ff.

In andern lateinischen Grammatiken fehlt ein besonderes Kapitel über die Verdeutschungen des lateinischen Flexionssystems, doch ziehen sie das Deutsche zur Erklärung heran. In reichstem Maße tat dies unter Berufung auf den Vorgang der Italiener Johannes Turmair (Aventinus) in seiner Grammatica omnium vtilissima et breuissima, München 1512, der er fünf Jahre später die umfänglicheren Rudimenta grammaticae folgen ließ. Ein Abschnitt aus der Grammatica bei Müller, S. 49ff. Die Rudimenta sind neu gedruckt in der Ausgabe der Münchner Akademie «Johann Turmairs, genannt Aventins, sämtliche Werke» I, 373ff. Deutsche Erläuterungen finden sich hier und dort eingestreut auch noch bei Melanchthon und in andern Grammatiken des 16. und 17. Jhs.

Anm. Das Exercitium ist zwar das erste gedruckte Buch seiner Art, weist aber auf eine schon bestehende mündliche Tradition zurück. Vgl. Müller, S. 25: *vtinam ego vocarem. o solt ich ruffen. . Aliqui exponunt. vergabe got das ich rufe.*

10. Diese lateinischen Lehrbücher sind von Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Grammatik. Ihre Verfasser machten anläßlich der Vergleichung des Lateinischen mit seinem deutschen Äquivalent richtige Beobachtungen über deutsche Spracheigentümlichkeiten. So findet man z. B. im Exercitium, allerdings noch höchst rudimentär, die Erkenntnis des Unterschieds zwischen starken und schwachen Verben: *istud preteritum imperfectum quandoque vulgarizatur per* de *in fine . . . sed plurima sunt alia vbi non sic;* Müller, S. 23. Oder: Coclaeus, der *prudens* in Verbindung mit *vir, mulier, animal* samt deutscher Übersetzung durch alle Kasus dekliniert, macht Beobachtungen über die Deklination der deutschen Adjektiva. Ferner gelangten aus diesen Büchern und ihren Nachfolgern elementare Definitionen wie die oben erwähnte des Adjektivs und Substantivs in die deutschen Grammatiken, wo sie sich teilweise bis ins 18. Jh. hielten.

Von besonderer Wichtigkeit sind aber folgende Punkte. Dadurch, daß man die lateinischen Formensysteme verdeutschte, mußte man erkennen, daß sich auch im Deutschen solche Formensysteme aufstellen ließen, daß es auch im Deutschen etwas gab, was man Deklination oder Konjugation nennen durfte, mit anderen Worten, daß auch das Deutsche grammatischer Darstellung fähig war. Diese Erkenntnis war durchaus nichts Selbstverständliches. Man denke an Otfrids Bemerkung über die deutsche Sprache: *inculta et indisciplinabilis atque insueta capi regulari freno grammaticae artis!*[1]

Da man aber in jenen lateinischen Grammatiken es nur darauf abgesehen hatte, das lateinische Wort deutsch wiederzugeben, und dies bei der Formenarmut des Deutschen meist durch Umschreibungen geschehen mußte, so nahm man diese Umschreibungen ebenso in die Paradigmen auf wie die einfachen Formen. Man nahm um so weniger Anstoß daran, als die lateinische Grammatik selbst nicht nur Wörter, sondern auch Wortverbindungen durchflektierte. So gewöhnte man sich an «Ablative» wie *a domo — von dem huse,* an «Optative» wie *vtinam amarem — wolt got das ich het lieb* u. dgl. Als nun Grammatiken erschienen, die das Deutsche um seiner selbst willen lehrten, da war es nur natürlich, daß ihre Verfasser jene Formenschemen mit aus den lateinischen Büchern herübernahmen, die ihnen selbst in ihrer Jugend den ersten Begriff von dem Bestand einer Regel in der deutschen Sprache gegeben hatten. Die Flexionslehre der deutschen Grammatik ist geradezu aus jenen lateinisch-deutschen Büchern herausgewachsen. Was den Schematismus betrifft, handelte es sich um eine einfache Vertauschung von Lemma und Glosse. Hatte man in den lateinischen Büchern *a domo* durch *von dem hause*

[1] Ölinger sagt S. 1, die Buchhändler, bei denen er eine deutsche Grammatik kaufen wollte, hätten ihm meistens geantwortet, *se dubitare, lingua Germanica ut est difficilis et grauis, possitne facile in certas leges Grammaticorum redigi.* — Clajus, S. 4: *cum praesertim lingua nostra Germanica habita sit semper difficillima et nullis Grammaticorum regulis comprehendenda.* Ritter, () $()_3$b: *Multi hactenus eam imbibere sententiam, ac si lingua Germanica adeo tumultuarie sit comportata, ut nullis praeceptionum aut regularum cancellis includi valeat.*

übersetzt, so glossierte man jetzt *von dem hause* durch *a domo*. Auf diese Weise sind also die Ablative, Optative, die Verbindungen der Nominalformen des Verbs mit Hilfsverben, die Verbindung des Nomens mit dem Artikel, des Verbums mit dem Pronomen in die Paradigmen der deutschen Grammatik gekommen. Sehr langsam hat sie diese Spuren ihrer Herkunft verwischt, vollständig ist es auch heute noch nicht geschehen.

II. Die deutschen Orthographien.

11. Orthographische Regeln haben eine Inkongruenz von Schrift und Sprache zur Voraussetzung. Diese Inkongruenz bestand im Deutschen von jeher. Die deutsche Orthographie ist keine ursprüngliche Schöpfung, wie Wulfilas gotisches Schreibsystem, sondern das Ergebnis einer Adaptierung des von Romanen überkommenen Usus an die Bedürfnisse der deutschen Sprache. Römer und Romanen hatten seit langem germanische Laute, so wie sie sie hörten, aufgezeichnet, und die Westgermanen standen schon einer Tradition gegenüber, als sie daran gingen, ihre Sprachen mit lateinischen Buchstaben zu schreiben. Die Anpassung des von Fremden herrührenden Schreibgebrauchs an die heimische Sprache, der durch die Veränderung dieser Sprache selbst neue Aufgaben erwuchsen, ist wohl am vollkommensten durchgeführt in den Handschriften der guten mhd. Zeit; zu voller Konsequenz ist sie auch damals nicht gediehen. Daß bei dem ganzen Prozeß die Reflexion eine Rolle spielte, ist an sich klar und wird uns direkt bezeugt durch Otfrids Zuschrift an Liutbert und Notkers Brief an den Bischof von Sitten. Beim Schreibunterricht hat man sicher auch orthographische Anweisungen gegeben. Hie und da mögen sie aufgezeichnet worden sein; es ist wahrscheinlich, daß die durch Einhard bezeugte Grammatik Karls d. Gr. solche Regeln enthielt. Aber erhalten ist uns aus dem Mittelalter nichts.

12. Jeder Schreiber, der eine Handschrift kopierte, die nicht seiner Heimat entstammte, mußte sich in die Orthographie seiner Vorlage einlesen. Es konnte da nicht ausbleiben, daß die charakteristischen Unterschiede der lokalen Schreibsysteme auch deutlich zum Bewußtsein kamen. Vor Jahren hat mich Heinzel auf die von ihm in seiner Schrift

über die ostgotische Heldensage, S. 30, abgedruckte Stelle des Chronicon imperatorum et pontificum bavaricum aus dem Ende des 13. Jhs. (Monumenta Germaniae historica, Script. 24, S. 222) hingewiesen: *quia illo in tempore* (nämlich als Gulfila die Bibel ins Gotische übersetzte) *Latini diptongis* ae, oe, au, eu *utebantur, eciam ipsos diptongos in Gothicum traduxit ydioma, et ideo contra omnium filiorum Iaphet consuetudinem eis usque hodie Bawari utuntur.* Doch bleibt es unsicher, ob diese Bemerkung auf die Sprache oder auf die Schrift zielt. Die älteste einwandfreie Äußerung über lokalen Schreibgebrauch stammt aus der zweiten Hälfte des 14. Jhs. Ich verdanke ihre Kenntnis Herrn Prof. S. Steinherz. Auf einer der Ausfertigungen der Urkunde über die Vereinigung Tirols mit den habsburgischen Ländern vom 26. Januar 1363 (Hof- und Staatsarchiv in Wien) steht von einer Hand des 14. Jhs.: *Nota informacionem cancell. Austrie. Wer disen brief iemer gelese, der merche und verste, daz nach der gewonheit dez land ze Payrn an manigen stetten ain lindes* b *gesetzet ist fůr ain zwivalt* w. *und hin wider ain zwivalt* w *fůr ein lindes* b. *Darumb nach bezaichnuzze der worten und dez sinnes begreiffe das ain ieglicher vernúnftiger leser.*

13. Seit dem 15. Jh. treten orthographische Anweisungen an das Tageslicht. Sie sind dadurch hervorgerufen, daß im spätern Mittelalter das Deutsche immer mehr in den schriftlichen Verkehr eindrang und der Schulunterricht allgemeiner wurde. Aus dem 13. Jh. stammen die ersten deutschen Urkunden, und seitdem gewinnt das Deutsche der lateinischen Geschäftssprache immer mehr Boden ab. Die Kenntnis des Lesens und Schreibens, die im Mittelalter auf einen kleinen Kreis beschränkt war, breitet sich aus. Hand in Hand damit geht eine Verschlechterung der Orthographie. Das Schreiben war früher eine exklusive Kunst gewesen; wie die schöne Buchschrift des 12. und 13. Jhs. in der Mehrzahl der Handschriften durch eine flüchtige Kurrentschrift verdrängt wird, so tritt an die Stelle der einfachen, buchstabenarmen, der Sprache so ziemlich angepaßten Orthographie der guten mhd. Zeit eine in zwecklosen Häufungen schwelgende inkonsequente Schreibung. Früher konnte der wenig Regeln erheischende orthographische Unterricht der mündlichen Tradition überlassen

bleiben; jetzt bedurfte, wenn der orthographischen Anarchie einigermaßen gesteuert werden sollte, die große Masse der Schreibenden des sichern Leitfadens einer schriftlichen Anweisung. Freilich wurden die Lehrbücher anfänglich nicht gerne gesehen, weil die Schulmeister in ihnen eine Beeinträchtigung ihres Gewerbes erblickten. Noch im Jahre 1532 klagt Hans Fabritius (S. 18 der Ausgabe von J. Meier): «Aber es sindt yeczundt ettlich, so bald ein kunstbuch ym druck aus gaet, so kauffen sye das auff, das das selbe buch nicht fur die einfeltigen solde komen.»

Die deutschen Orthographiebücher verdanken also ihre Existenz den Bedürfnissen der Kanzlei und des Unterrichts. Demgemäß kann man zwei Gruppen unterscheiden: Anweisungen zur deutschen Schreiberei, die einen Teil der Anleitung zum Geschäftsstil überhaupt bilden, und Anweisungen zum Lesen deutscher Schriften, Arbeiten der Schreiber und Arbeiten der Schulmeister. Man darf aber nicht vergessen, daß beide Stände nicht streng geschieden waren. Das Amt des Stadtschreibers und des Schulmeisters war oft in derselben Person vereinigt, und heruntergekommene Kanzleibeamte errichteten gerne Privatschulen. Auch gehörte zu den Obliegenheiten des Schulmeisters der Unterricht in der Abfassung «deutscher Briefe».

Anm. R. v. Raumer hat die Ansicht ausgesprochen, daß die Entstehung der deutschen Grammatik, insbesondere der Anweisungen zur Orthographie, mit dem Aufkommen der nhd. Schriftsprache zusammenhänge. Dies ist unrichtig, wenn man mit dem Wort Schriftsprache den Begriff einer über allen Dialekten stehenden Gemeinsprache verbindet. Eine solche hat es ja im 15. und 16. Jh. nicht gegeben. Wie wenig das Bedürfnis nach orthographischer Belehrung an den Gegensatz von Dialekt und Gemeinsprache gebunden ist, zeigen unsere heutigen amtlichen Regelbücher, die die Kenntnis der Gemeinsprache voraussetzen und auf dialektische Gepflogenheiten nur hie und da in Anmerkungen Rücksicht nehmen. Was sie lehren, sind eben Dinge, die sich auch für den, der die gesprochene Gemeinsprache beherrscht, nicht von selbst verstehen.

A. Arbeiten der Schreiber.

14. Schon im frühen Mittelalter legte man Sammlungen mit Mustern für die Abfassung von Briefen und Urkunden an. Ihnen gesellten sich theoretische Belehrungen

über die Kunst der Abfassung von Geschäftsstücken bei, die später auch getrennt von den Mustersammlungen verbreitet wurden. Diese Anweisungen hießen *artes dictandi* oder *dictaminis*, auch Rhetoriken. Sie enthielten die Lehre von den Teilen des *dictamen*, in der auch die Titulaturen u. ä. behandelt wurden, dann aber auch Anweisungen zum Schmuck der Rede, die *flores dictaminis*. Als das Deutsche Geschäftssprache wurde, entstanden im engen Anschluß an die lateinischen Anweisungen dieser Art deutsche Rhetoriken. Orthographische Regeln bringen die dem 15. Jh. entstammenden Bücher noch nicht, aber die Notwendigkeit der Orthographia betont das älteste gedruckte Werk dieser Art. Von ihm zeigt die Abhandlung P. Joachimsohns, Aus der Vorgeschichte des Formulare und Deutsch Rhetorica, HZ. 37, S. 24ff., daß der Druck zurückgeht auf die Kompilation eines gewissen Bernhard Hirschfelder von Nördlingen, der seine Weisheit in einer Kanzleischule empfangen hatte, in der Niklas von Wyle als höchstes Muster galt und eine ältere Rhetorik nach den Gesetzen des neuen Stils umgearbeitet wurde.

Von Niklas von Wyle, der 1449—1469 als Stadtschreiber zu Eßlingen, dann als zweiter Kanzler des Grafen Ulrich V. von Württemberg tätig war, sind uns nun auch die ältesten etwas umfänglichern orthographischen Bemerkungen erhalten. Sie stehen in einem vom 18. Februar 1478 datierten Brief an den Ulmer Bürger Hans Harscher, der in Niklas' Translationen abgedruckt ist. (Neudruck: Bibliothek des Lit. Vereins 57, S. 349ff., die orthographischen Bemerkungen auch bei Müller, S. 14ff.) Hier teilt Niklas seinem ehemaligen Schüler eine Abhandlung über die Titulatur mit. Anknüpfend an die Beobachtung, daß der deutsche Kanzleistil viel variabler ist als der lateinische, empfiehlt er, daß man sich nach Landesbrauch richte, soweit dieser verdiene, beobachtet zu werden. Denn allerdings hätten sich Mißbräuche eingeschlichen. Einige bespricht Niklas; sie sind teils sprachlicher, teils orthographischer Natur. Als Maßstab dient ihm teils der für ihn autoritative alte lokale Brauch, teils die unbezweifelte orthographische Regel. So verwirft er einerseits die modische Ersetzung des altschwäbischen *ai* durch *ei* als eine «grosse vnnütze endrung vnsers gezüngs dar mit wir loblich gesündert waren von

den gezüngen aller vmbgelegnen landen», anderseits die Anwendung des Schluß-*s* im Inlaut, «darzů das *.s.* ouch nit funden vnd erdacht ist.» Neben diesen positiven Kriterien erscheint schon ein rationalistisches oder utilitarisches; die Unsitte, *nn* statt *n* zu schreiben, ist «mer die verstentnüß irrend dan̄ fürdernd». Denn die Konsonantenverdopplung ist phonetisch nicht bedeutungslos: sie verstärkt den vorhergehenden Vokal. Dies wird durch Beispiele erläutert in Form von Sätzen, die Wörter enthalten, welche sich nur durch die Einfach- oder Doppelschreibung des auslautenden Konsonanten unterscheiden, z. B. «An dinen *hof hoff* ich zekomen vnd *wil* din *will* syg ouch dar by». Es ist wohl zu beachten, daß damit nach der Meinung des Autors lautliche Unterschiede bezeichnet sind; die Wörter sind nicht gleich, sondern nur ähnlich. Eine vollständige Orthographie haben wir hier nicht; der Inhalt des Briefs gab dazu keinen Anlaß. Aber seinen Schülern hat gewiß Niklas von Wyle eine geordnete Unterweisung nicht vorenthalten.

15. Seinen Einfluß zeigt die erste deutsche Rhetorik, die eine vollständige orthographische Belehrung geben will, der Schrygfftspiegel. Seine Abfassung fällt in das Jahr 1527. E. Schröder, Jacob Schöpper von Dortmund, Marburger Rektoratsprogramm 1889, S. 32, Fußnote 5 erklärt ihn für eine Braunschweiger Kompilation. Gedruckt ist er in Köln; Vermutungen über das Druckjahr äußert J. Meier, Einleitung zu J. Fabritius, S. XXII, Fußnote. Die orthographischen Stellen bei Müller, S. 295f., 383ff. — Der Verfasser eifert zu Beginn seines Buchs gegen einige eingerissene Mißbräuche; was er da erwähnt, ist zu drei Vierteilen aus Niklas von Wyle entnommen. Er bringt ferner einen Abschnitt «Gelich stymmende wörther vnd vngelicher bedeuttung, Wie man die vnd der gelich vnderscheydlich vnd verstentlich schriben sal, Verba equisonantia genant». Hier ist wieder die Satzform angewandt, z. B.: «Das *Radt*, had der *Rath* wail machen laissen, das ghein *Ratt*, dair in komen kann.» Die ausdrückliche Beziehung auf phonetische Unterschiede der equisonantia fehlt. Das Neue, was sich im Schrygfftspiegel findet, aber bei seinem kompilatorischen Charakter ebenfalls auf Tradition zurückweist, ist eine Besprechung der einzelnen Buchstaben in der

Reihenfolge des Alphabets. Zum guten Teil handelt es sich dabei um die Abbreviaturen und die Verwendung der Buchstaben als Zahlzeichen. Wirkliche orthographische Regeln sind ganz spärlich; meistens begnügt sich der Verfasser damit anzumerken, daß für einen Buchstaben oft ein anderer geschrieben werde, was er manchmal für einen Mißbrauch, häufiger für zulässige Freiheit erklärt. Denn von einer einheitlichen Schriftsprache weiß er nichts. Er verlangt, «eyn schriuer wilcher land art der in duytzscher nacioin geboren is, sal sich zo vur vyss flyssigen, dat he ouch ander duitsch, dan als men in synk land synget, schriuen lesen vnd vur nemen moeg», wobei er freilich vor allem an den Gegensatz von Hoch- und Niederdeutsch gedacht haben mag.

16. Ähnlichkeit mit dem Schrifftspiegel zeigt sich in den orthographischen Bemerkungen in dem «Handbüchlin gruntlichs berichts, recht vnd wolschrybens» des württembergischen Hofgerichtssekretarius Johann Helias Meichßner. Das Buch, eine deutsche Rhetorik mit Briefformularen, erschien zuerst 1538 und wurde bis 1588 oft aufgelegt. S. Müller, Quellenschriften S. 394f. (Einen Müller unbekannt gebliebenen Druck von 1545 besitzt die Wiener Hofbibliothek.) Auch auf dieses Werk hat Niklas von Wyle starken Einfluß geübt (vgl. HZ. 37, S. 100ff.). Satzform und alphabetische Anordnung sind kombiniert. Die Beispiele sind nämlich wieder in Sätzen gegeben, sie folgen aber einander nach der alphabetischen Reihenfolge der Buchstaben, deren richtige Schreibung gelehrt werden soll. Auch handelt es sich nicht mehr ausschließlich um die Konsonantengemination, sondern auch um die Unterscheidung ähnlich lautender Buchstaben. Die Einordnung dieser Beispiele ist durch den Rang des im Alphabet vorhergehenden der beiden konkurrierenden Zeichen bestimmt. So folgt auf *A*: «Vnderschied zwüschen *B* vnd *P*.» *Ich sing ein Bass vnd trinck ein pass.* In den Beispielen überwiegen noch die ähnlich klingenden Wörter, aber es gibt Ausnahmen. Auf das Alphabet folgen einige wenige Regeln, die z. T. auf Niklas von Wyle zurückgehen, z. T. schon aus F. Frangks Orthographia entlehnt sind.

Meichßner bezeugt uns mit klaren Worten, daß in der deutschen Schreibstube das Bedürfnis nach einer gram-

matischen Belehrung empfunden wurde, die die Kenntnis der Terminologie vermittelte. Begreiflich genug. Der Lehrer kam in die Lage, dem angehenden Schreiber Verstöße gegen die *congruitas*, die von den deutschen Rhetoriken gefordert wurde, zu verbessern; welche Umschweife waren da nicht nötig, wo sich alles durch eine knappe Regel erledigen ließ. Meichßner selbst füllt die von ihm empfundene Lücke nicht aus. Seine grammatischen Bemerkungen sind höchst dürftig. Interessant ist seine Anweisung «casualiter formlich zůschryben», d. h. Sätze verwandten Inhalts so zu bilden, daß ein und dasselbe Substantiv nach und nach in allen Kasus zu stehen kommt, z. B. «Der mann hat mir geholffen, Dess mans hilff hab ich genossen.» Hier liegt eine alte Tradition vor, die an die Rhetorik ad Herennium (lib. IV, cap. 22, S. 322, 9ff. der Ausgabe von Marx) anknüpft.

17. Die bedeutendste Leistung aus den Kreisen der deutschen Schreiber ist Fabian Frangks Orthographia.

Frangk stammte aus Aslau in Schlesien, unterrichtete um 1520—1525 den Markgrafen Johann von Brandenburg im Schreiben und Lesen und lebte zur Zeit des Erscheinens des ersten Drucks der Orthographia (1531) als Bürger zu Bunzlau. Später (vor 1538) wurde er von seinem ehemaligen fürstlichen Schüler nach Frankfurt an der Oder berufen, um dort eine deutsche Schule einzurichten. Er hatte gelehrte Bildung genossen und führte den Titel Magister. 1531 veröffentlichte er «Ein Cantzley vnd Titel buchlin» und die «Orthographia». Noch im selben Jahre wurden, abgesehen von Nachdrucken, beide Bücher vom Verleger in einem Bande herausgegeben. In dieser Gestalt, als Teil des Cantzleybüchleins, ist die Orthographia noch dreimal aufgelegt worden. Vgl. Müller, Quellenschriften S. 390ff. ZZ. 16, S. 226, 227.

Frangks Buch steht in einem scharfen Gegensatz zum Schrytftspiegel. Zunächst was die Darstellung betrifft. An die Stelle der dürftigen Bemerkungen am Leitfaden des Alphabets und der Equisonantiensätze tritt eine an lateinischer Theorie geschulte orthographische Systematik. Das Nähere darüber in Kap. 11. Dann aber behauptet Frangk als der erste Theoretiker die Existenz einer einheitlichen hochdeutschen Sprache. Er weiß natürlich ebensogut wie der Schrytftspiegel, daß in Wirklichkeit in deutschen Landen höchst verschieden geschrieben wird; während aber der Schrytftspiegel dies als etwas Gegebenes hinnimmt, sind für

Frangk diese Verschiedenheiten Fehler: «wiewol diese sprach an jr selbs rechtfertig vnd klar, so ist sie doch in vil puncten vnd stücken, auch bey den hochdeutschen nicht einhelich, Denn sie in keiner jegnit oder lande, so gantz lauter vnd rein gefurt, nach gehalden wird, das nicht weilands etwas straffwirdigs, oder misbreuchiges darin mitliefft, vnd gespürt würde». Und höchst charakteristisch ist die Umbiegung der Forderung des Schrylfftspiegels, daß der Schreiber mehrere deutsche Sprachen kennen solle: «Nützlich vnd gut ists einem jdlichen, vieler Landsprachen mit jren misbreuchen zuwissen, da mit man das vnrecht möge meiden.» Wie bemächtigt man sich nun aber der richtigen Sprache? Die rationalistische Grammatik der nächsten Jahrhunderte wird uns zur Antwort geben: «durch Anwendung des Analogieprinzips». So weit ist Frangk noch nicht, er glaubt auf etwas Gegebenes, Positives hinweisen zu können. Wenn man richtig Deutsch schreiben oder reden wolle, so sei es das beste, «das man gutter exemplar warnehme, das ist, gutter deutscher bücher vnnd verbriefungen, schriefftlich odder im druck verfast vnd ausgangen». Allerdings wird gleich darauf die Autorität dieser Muster nur als eine bedingte hingestellt: man solle «jnen jnn dem das anzunehmen vnd recht ist» nachfolgen. Woher weiß man nun, was in den guten Büchern recht ist und was nicht? Eine deutliche Antwort hat Frangk auf diese Frage nicht gegeben. Als die besten ihm bekannten Schriften und Bücher bezeichnet Frangk «Keiser Maximilianus Cantzelej vnd dieser zeit, D. Luthers schreiben, neben des Johan Schonsbergers von Augsburg druck». Natürlich liegt der Einwand nahe, daß diese Vielheit von Autoritäten vom Übel ist, da sie ja untereinander abweichen. Frangks Worte sind so zu deuten, daß er glaubte, die nach seinem Gefühl richtige Gestalt der Schriftsprache sei in Maximilians Kanzleisprache, Luthers Werken und Schönspergers Drucken verwirklicht, das Gemeinsame überwog in seiner Vorstellung die Verschiedenheiten, die er, wenn er sich ihrer bewußt wurde, teilweise den Abschreibern und Nachdruckern zur Last glaubte legen zu dürfen. Über das Verhältnis seiner eigenen Sprache zu den Mustern vgl. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems S. 70f.

In der Geschichte der Theorie der Schriftsprache be-

zeichnet Frangks Buch einen Markstein. Früher als in der Wirklichkeit erscheint die einheitliche, den Dialekten gegenüberstehende hochdeutsche Schriftsprache in den Büchern der Grammatiker, und zwar nicht so sehr als ein zu verwirklichendes Ideal denn als eine geglaubte Realität.[1] Und für den schließlichen Sieg der Gemeinsprache ist diese Meinung, dieser glückliche Irrtum, von großer Bedeutung geworden. Die Niedersachsen, die hochdeutsch schrieben, hatten noch das Bewußtsein, daß sie sich einer fremden Sprache bedienten; die Süddeutschen des 18. Jhs. dagegen verzichteten auf ihre lokalen Schriftsprachen nicht aus nüchternen Erwägungen der Zweckmäßigkeit, sondern in der Meinung, es sei ihre Pflicht, die auch für sie gültige hochdeutsche Sprache zu gebrauchen, die sie bisher nicht zu schreiben gelernt hätten.

Frangks Regeln sind freilich nicht so bestimmt, daß aus ihnen mit Sicherheit die Schreibung jedes einzelnen Wortes abzuleiten wäre, manchmal läßt er geradezu Doppelformen zu. Aber von der Toleranz des Schrifftspiegels oder der süddeutschen Orthographen des 16. Jhs.[2] ist er, wie bei seinem Standpunkt begreiflich, weit entfernt. Ja er übertreibt; er warnt vor mundartlichen Formen, die immer auf die gesprochene Sprache beschränkt geblieben waren. Wer hat wohl je *ko* für *ja*, oder *tsthreutlin* für *kreutlin* geschrieben?

18. Die Tradition der deutschen Rhetoriken mit orthographischen Traktaten läßt sich bis in die Briefsteller des 18. Jhs. verfolgen. Die Geschichte der Orthographie kann von ihnen absehen, die Pflege der orthographischen Theorie lag später in anderen Händen. Nur ein Buch, das zeitlich

---

[1] Allerdings spricht Frangk, bei Müller S. 95, die Meinung aus, die deutsche Sprache, wie sie in seinen Mustern zu finden sei, «werd nach von tag zu tage jhe scheinbarer, auch endlich gantz rein balirt vnd ausgestrichen werden». Aber das bezieht sich nicht auf die Einheitlichkeit, sondern auf die innern Vorzüge dieser Sprache.

[2] Höchst charakteristisch ist, daß Meichßner, bei Müller S. 160, aus Frangk die Bemerkung über die allerorten vorkommenden Mißbräuche und den Hinweis auf die guten Exemplare entnimmt, unmittelbar vorher aber kühl konstatiert, daß hinsichtlich der Vokale «nach eins yeden lands art, kein entliche maß zůsetzen» sei.

in das nächste Kapitel gehören würde, muß erwähnt werden, weil es nebst Frangks Orthographia die Lehren der deutschen Schreibstube den gelehrten Grammatikern vermitteln sollte. Es ist dies die Teutsche Orthographey vnd Phraseologey von Rudolf Sattler. Erste Ausgabe Basel 1607. Sattler, Notar und Gerichtsschreiber, später Ratsherr zu Basel, verfaßte außer dem genannten Buch noch juristische Werke, ein «Notariat- und Formularbuch», eine Anweisung zu deutschen Briefen und ein «Werbungsbüchlein oder von Anstellung teutscher Orationen und Reden». Vgl. E. C. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, S. 61 Fußnote. Sattler schreibt zwar nicht mehr die alte Basler Sprache, insbesondere stehen die nhd. Diphthonge bei ihm fest; er warnt auch direkt vor gewissen Eigentümlichkeiten der Basler Mundart, aber von dem schroffen Standpunkt Frangks ist er weit entfernt. Wohl verweist er auf die Sprache der Kanzleien, der Reichsabschiede und einiger Geschichtsschreiber als Muster, aber er will niemanden zu seiner Meinung zwingen, es stehe in dem Belieben eines jeden, im Reden und Schreiben des Deutschen zu folgen, wem er wolle. Vgl. Socin, Schriftsprache und Dialekte S. 313ff. Die Orthographie nimmt nur den kleineren Teil des Buches ein, ihre Regeln beruhen auf Meichßner und Kolroß, die Sattler ausdrücklich nennt, außerdem auf Clajus. Über die Anordnung vgl. Kap. 11.

B. Arbeiten der Schulmeister.

19. Auf die Methode des Elementarunterrichts gehe ich nicht näher ein. Vgl. Müller, Quellenschriften, S. 335ff.

Der älteste erhaltene Behelf für den Leseunterricht, Huebers Modus legendi vom Jahre 1477, ist nach der Handschrift von Müller S. 9ff. abgedruckt. Er enthält auch ein paar orthographische Regeln. Zugleich gibt er Zeugnis für die Ausbildung einer eigentümlichen Terminologie: «Silbe» wird entgegen dem antiken Sinn für gewisse Buchstabenverbindungen *(kch, sch, ch)* gebraucht. Dieselbe Verwendung des Wortes begegnet später, vgl. Müller, S. 57; 127, 39—40.

20. Die interessanteste Persönlichkeit unter den Schulmeistern des 16. Jhs. ist Valentin Ickelsamer.

Er wurde um 1500 in oder in der Nähe von Rotenburg ob der Tauber geboren, studierte in Erfurt, wo er 1520 Bakkalaureus in

der Artistenfakultät wurde, dann in Wittenberg, und wurde 1524 oder 1525 deutscher Schulmeister in Rotenburg. Unter den Einfluß Karlstadts geraten, verteidigte er ihn literarisch gegen Luther. Dem Gemeindeausschuß, der Karlstadt in Rotenburg einließ, gehörte auch Ickelsamer an. Er nahm Teil an dem Umsturz der Gemeindeverfassung, der eine Folge der Bauernunruhen war, und mußte daher nach Niederwerfung der Bauern Rotenburg verlassen. Er lebte dann in Erfurt und Augsburg, wo er wieder Unterricht gab, und schloß sich dem Mystiker Kaspar Schwenkfeldt an. Sein Todesjahr ist unbekannt. Vgl. Müller, Quellenschriften S. 396 ff.; Weigand im Anhang von H. Fechner, Vier seltene Schriften des sechzehnten Jahrhunderts; Theodor Moriz Vogel, Leben und Verdienste Valentin Ickelsamers, Leipziger Diss. 1894.

Für uns kommen zwei Schriften Ickelsamers in Betracht: «Die rechte weis auffs kürtzist lesen zu lernen», zuerst 1527 in Erfurt von Johannes Loersfeldt gedruckt (vgl. Monatshefte der Comeniusgesellschaft V, S. 116), dann 1534 in Marburg wieder aufgelegt, nach diesem Drucke bei Fechner, Vier seltene Schriften des 16. Jahrhunderts, und bei Müller, Quellenschriften, S. 52 ff., und die «Teutsche Grammatica». Diese liegt in zwei Redaktionen vor, die ältere in einem undatierten, vermutlich Augsburger Druck (abgedruckt bei H. Fechner, a. a. O.), die jüngere in einem gleichfalls undatierten und in einem Nürnberger Druck von 1537. Der Nürnberger Druck ist sicher der jüngere.[1] Die zweite Redaktion nach dem undatierten Druck mit den Varianten der ersten Redaktion und des Nürnberger Drucks bei Müller, S. 120 ff., außerdem ohne Varianten neu gedruckt von Kohler, Freiburg und Tübingen 1881. Die erste Redaktion ist nach P. Jordans Leyenschul (1533) erschienen. Anspielungen, die vielleicht auf J. Grüßbeutels Stymmenbüchlein zu beziehen sind, ergeben nichts für die Datierung, da das Stymmenbüchlein schon 1531 erschienen ist; vgl. J. Meier, Einleitung zu H. Fabritius, S. V, Fußn. 1; XXI.

Das religiös erregte Gemüt Ickelsamers zeigt sich auch in seinen didaktischen Werken. «Da ich erkandte,» schreibt er in der Grammatica (Müller, S. 123), «das mich Gott über dises sein ampt setzen wolt, das lesewerck zůgebrauchen in seinem hof vnd regiment auff diser erden, hab

[1] Es ergibt sich dies daraus, daß an drei Stellen, wo der Nürnberger Druck nach Müller S. 419 den korrektern Text haben soll (145, 161; 147, 171; 153, 201), der undatierte mit der ersten Redaktion stimmt; 142, 144 und 145, 159 sind entweder Verbesserungen des Autors bei der letzten Auflage oder richtige Konjekturen des Nürnberger Druckers.

ich nach dem vrsprung des lesens gedacht, das hatt mir Gott so klar zaiget, das ich nit achten kan, das dise kunst höher gefürt werden, oder jrem vrsprung näher kommen künd.» Das Lesen sei eine herrliche Gabe Gottes, die ein Holzhauer, ein Hirt auf dem Felde und ein jeder bei seiner Arbeit ohne Schulmeister und Bücher lernen könne. An einem Tag könne man zur Not lesen lernen, denn wer nur die 21 oder 22 Buchstaben recht inne habe, der könne schon lesen, und es sei doch nicht so schwer, in einem Tag 20 fremde Namen zu lernen. Freilich bedürfe es dazu einer anderen Methode als der üblichen. Lesen sei eigentlich nichts als die Buchstaben nennen, aber mit ihrem wahren Namen müßten sie genannt werden, nicht mit ganzen Silben *be, ce* usw. An die Stelle der Buchstabiermethode setzt Ickelsamer die Lautiermethode. Da aber die Konsonanten, insbesondere die Mutae, ohne Vokale nicht leicht oder gar nicht ausgesprochen werden können, so muß man dem Lernenden zeigen, «mit was gerüst sie im mund gemacht werden». So wird Ickelsamer darauf geführt, phonetische Analysen der Laute zu geben. Bei den Dauerlauten bedient er sich daneben des Vergleichs mit bekannten Geräuschen, um ihren akustischen Wert klar zu machen. An Vorgängern unter den deutschen Schulmeistern hat es Ickelsamer nicht ganz gefehlt, vgl. Kap. 10, wie er denn auch andeutet, daß die Lautiermethode nichts Unbekanntes war, Müller, S. 53, anderseits hat er sich die phonetischen Analysen der römischen Grammatiker zunutze gemacht. An diese knüpft er auch bei der Einteilung der Laute an, die er nicht nach dem ABC, sondern nach ihrer Beschaffenheit aufzählt, vgl. Kap. 10. Wer nun lesen lernen wolle, der «höre vnd merck auff die verenderte tayl aines worts, darein setz er das wort ab, vnd wieuil nun das wort der verenderten tayl, stymm oder laut hat, so vil hatt es bůchstaben». Wenn jemand diese phonetische Analyse verstehe, so könne er eigentlich schon lesen, bevor er noch einen Buchstaben gesehen habe. Aber den Vorteil der ersten Erfinder des Lesens, daß man die Zeichen der Laute nicht zu lernen brauche, habe man allerdings nicht mehr. Ickelsamer hält es für wünschenswert, daß auf einer Tafel neben die Buchstaben Tiere gemalt würden, die den Laut des betreffenden Buchstabens von sich geben. So

könnte jemand von selbst die Buchstaben lernen; wenn er etwa das Wort *Mertz* in seine Laute zerlegt hat, so sucht er auf der Tafel ein Tier, welches den ersten Laut des Wortes von sich gibt, findet die Kuh und ersieht aus dem beigesetzten Buchstaben, daß der erste Laut des Wortes *Mertz* das Zeichen *m* hat.

Ein mächtiges Hindernis des Lesenlernens erkannte Ickelsamer in der Inkongruenz von Schrift und Sprache. So geht er schärfer als ein andrer ins Gericht mit der Orthographie des 16. Jhs., die man besser Kakographie nennen würde. Er tadelt die unnützen Buchstabenhäufungen, die Verwendung verschiedener Zeichen für denselben Laut, die graphische Vermengung verschiedener Laute, kurzum alles, was die vulgäre Schreibung von dem Ideal, der treuen Wiedergabe des gesprochenen Wortes entfernte. So billigt er die Doppelschreibung der Konsonanten nur, wenn sie zu zwei Silben gehören, verwirft *dt*, *ß* und monophthongisches *ie*, verlangt einfache Zeichen für *ä*, *ö*, *ü*, *sch*, weist auf das Unverständige im Gebrauch von *ph*, *ch* für einfache Laute hin, bezeichnet *y* neben *i* und *z* neben *c*, oder wenn man *z* behalten wolle, *k* und *q* als unnötig, tadelt *v* für *f* u. ä. m. Aber er denkt bei aller Schärfe der Kritik nicht an die Verwirklichung aller seiner Anschauungen. Er hält die Verbesserung der deutschen Schreibung für aussichtslos, auch verwirft er nicht unbedingt die Autorität des Gebrauchs, nur sollte man «sich billich in etlichen groben vngeschickligkaiten nach der Orthographia reformiern lassen».

Ich habe beide Bücher Ickelsamers zusammen behandelt, weil die Grammatica nur ausführt, was die Rechte weis andeutet. Eine eigentliche Grammatik ist auch das größere Werk nicht. Es führt seinen Titel nur «darumb das es die besten vnd fürnemesten stuck der Grammatic handelt, Nämlich den verstand der Büchstaben, des lesens vnd der Teütschen wörter». Von einer vollständigen deutschen Grammatik hat Ickelsamer eine sehr hohe Meinung. Mit einer bloßen Verdeutschung des Donat sei es nicht getan; deklinieren und konjugieren lernten die Kinder besser von der Mutter. Was eine Grammatik zu bieten hätte, wäre eine Belehrung über die Funktion der Redeteile und ihrer Akzidentien (vgl. Kap. 9) sowie eine Syntax. Insbesondere aber

liegt ihm die Etymologie (in unserem Sinn, nicht die Etymologie nach mittelalterlichem Sprachgebrauch, vgl. Kap. 9) am Herzen, und da zeigen sich bei ihm schon Tendenzen, die im 17. Jh. zu üppiger Entfaltung gediehen und in ihren Konsequenzen dem phonetischen Schreibprinzip entgegenliefen. Er klagt darüber, daß die Deutschen ihre eigene Sprache nicht verstehen, d. h. die Etymologie ihrer Wörter nicht kennen. Daher schreibe und spreche man so oft falsch. So sagen manche *harwant* oder *harwet* statt *harbant*, weil sie nicht wissen, daß es ein *band* bedeute, womit man das *har* bindet. Wie könne man es dann richtig schreiben? Ickelsamer verlangt, daß man bei der Silbentrennung die Stammbuchstaben, wie man später sagte, beisammen lasse, z. B. *buch-stab-e*, nicht *buch-sta-be*. Die Kenntnis der Etymologie sei höchst wichtig. Ohne sie «kummen die wörter vnd sprach leicht in ain vergeß vnd vnuerstand», und dann gibt sie «ain grosse lieb, vnnd gleich ain verwunderung, wie alle ding so fein vnnd kunstlich also mit namen geziert vnnd angezaigt sein».

21. Unter dem Einfluß von Ickelsamers älterer Schrift steht Peter Jordans Leyenschul (1533). Abgedruckt bei Fechner und, ohne die Bilder, bei Müller, S. 110 ff. Ickelsamer wird ausdrücklich zitiert. Den Buchstaben sind Bilder beigegeben von Dingen, deren Name mit dem Laut des Buchstabens anfängt, z. B. *i — Igel*. Die physiologisch-akustische Beschreibung der Laute ganz nach Ickelsamer. Forderung des Schreibleseunterrichts. — Zum Teil wörtlich abgeschrieben wurde die Leyenschul von Simon Köfferl in seinem Namenbüchlein 1570.

22. Fraglich sind die Beziehungen Ickelsamers zu Jacob Grüßbeutels Stymmenbüchlein, zuerst erschienen 1531, nach dem Druck von 1534 bei Fechner, auch noch 1536 und 1591 aufgelegt, einer Fibel ohne erläuternden Text. Die Bilder sind nicht nach einem einheitlichen Prinzip ausgewählt. Das eine Mal stellen sie Dinge dar, deren Name den Laut am Anfang oder im Inlaut enthält, z. B. beim *K* eine Karte, beim *ff* einen Affen, das andere Mal lebende Wesen oder Vorgänge, bei denen der Laut als Naturlaut vorkommt, z. B. beim *ch* eine Gans, beim *sch* eine Frau, die Hühner vor sich hertreibt. Die Beschreibung der Laute bei Ickelsamer stimmt nur zum Teil zu diesen Bildern, und auch da mag die Tradition der deutschen Schulen zugrunde liegen.

23. Nicht ganz klar ist auch das Verhältnis Ickelsamers zu der Schrift des Johann Fabritius: Eyn nutz-

lich buchlein ettlicher gleich stymender worther Aber vngleichs verstandes, Erfurt 1532, hsg. von J. Meier, Ältere deutsche Grammatiken I. Der Teil, der vom Lesenlernen handelt, stimmt in der physiologischen Beschreibung der Laute ein paarmal mit Ickelsamers Grammatica, während die «Rechte weis» nichts Vergleichbares bietet. Falls es nicht eine uns unbekannte Ausgabe der Grammatica vor 1533 gab, muß Fabritius hier von Ickelsamer unabhängig sein, ja Ickelsamer könnte sogar ihn benützt haben. Abhängigkeit von Ickelsamer ist nur da möglich, wo schon die «Rechte weis» Parallelen bietet. Auch hier kommt übrigens die mündliche Tradition in Betracht, die Fabritius in einem Fall direkt bezeugt.

Die Schrift des Fabritius ist nicht nur eine Anweisung zum Lesen, sondern auch zum orthographischen Schreiben. Dabei eifert der Verfasser zwar gegen Schreibungen, die ihm mißbräuchlich dünken, aber ohne doktrinäres Prinzip. Es fällt ihm gar nicht ein, so wie Ickelsamer die Inkongruenz von Schrift und Sprache zu befehden. Von einer allgemeinen Sprache hat er keine Vorstellung, er spricht sich nur gegen allzugroße Dialektizismen aus. Die landschaftlichen Gemeinsprachen sind ihm gleichwertig.

Ihren Titel hat die Schrift von dem Abschnitt: «Von den gleich stymenden worthern aber vngleichs verstandes.» Hier steht Fabritius in der Tradition, die wir bis auf Niklas von Wyle zurückverfolgen konnten. Die Homonymen sind wieder in Sätzen untergebracht. Mit dem Schrytftspiegel zeigen sich Berührungen, ohne daß direkte Abhängigkeit nachzuweisen wäre.

24. 1542 erschien zu Ingolstadt die «Leeßkonst» Ortholph Fúchspergers, abgedruckt bei Müller, S. 166ff.

Ihr Verfasser, geb. um 1490 zu Tittmoning an der Salzach, war ein gelehrter Mann, der in Ingolstadt das Lizentiat der Rechte erworben hatte. In Altötting hatte er lateinischen Unterricht erteilt und war um 1526 Hofrichter des Klosters Mondsee geworden, wo er im Auftrag des Abtes den Mönchen Vorlesungen über Logik und Rhetorik hielt. Später wurde er nach Passau berufen und dort Stadtrat. Er hat als der erste ein Lehrbuch der Logik in deutscher Sprache herausgegeben und die Institutionen Justinians übersetzt.

Die gelehrte Bildung zeigt sich auch in der Disposition der Leeßkonst, die sich an die antike Gliederung des gram-

matischen Stoffes in *littera, syllaba, dictio, oratio* anschließt. Freilich ist der Abschnitt «Von worten» nur dem System zuliebe da und enthält nichts als Definition und Etymologie (*wort* von *warten*, weil man für das Verständnis der Rede «von ainem [scil. Wort] auf das ander warten muß»). Der Abschnitt von der Rede gibt Anlaß zur Lehre von der Interpunktion. In dem ersten Abschnitt von den Buchstaben wird, wieder im Anschluß an die alte Grammatik, Figur, Kraft und Name unterschieden. Die Erörterung der Kraft, d. h. der Aussprache, bringt phonetisch-akustische Beschreibungen, bei denen Ickelsamer benützt ist, ohne daß die Selbständigkeit des Autors sich verleugnete. Das Büchlein enthält auch eine Anweisung für den Schreibunterricht und eine Lehre von den Ziffern.

25. Unabhängig von Ickelsamer ist das Enchiridion des Basler Schullehrers und Dichters geistlicher Lieder und Schauspiele Johannes Kolroß (Müller, S. 64ff.). Das Buch, das zuerst in Basel 1530 erschien und bis 1564 dreimal nachgedruckt wurde, ist nicht für Anfänger bestimmt. Es ist «gemacht, da mit die jhenigen so ettlicher maß schryben vnd läßen ergriffen, daruß was jnen noch manglet, auch in kurtzem erlernen mögen». Veranlaßt durch die Erwägung, daß nun viele in die deutschen Schulen geschickt werden, um an der Lektüre der verdeutschten Bibel sich erbauen zu können, verfolgt die Schrift andere Zwecke als die Kanzleibücher; aber die Tradition der deutschen Rhetoriken ist gleichwohl hie und da fühlbar. Die Polemik gegen unnötige Buchstabenhäufung gebraucht ungefähr die Worte des Niklas von Wyle. Auch erscheinen in dem Abschnitt über die Gemination wieder Homonymensätze. In klarer und verständiger Disposition (vgl. Kap. 11) gibt das Enchiridion eine systematische Darstellung der Orthographie. Kolroß hat hier die Priorität vor Frangk, dessen Buch ja erst ein Jahr später erschienen ist. In den Regeln zeigt sich schon die Erkenntnis der etymologisierenden Tendenzen der deutschen Schreibung. So lehrt er, daß *gs* und nicht *x; ts, ds* und nicht *tz* zu schreiben sei, wenn die Lautverbindungen durch Synkope eines *e* entstanden sind. Auch bemerkt er, die meisten Wörter mit *å, ô, û, ü* hätten «jren vrsprung von anderen worten, welche im anfang *a o ů* vnnd *u* haben». Ebenso

stehe oft *ôu* für *eu*, weil «von denen worten die mit dem *ou* geschriben werden, andere wörter kummen, vnd fliessen, in welchen dz *ou* in *eu* verwandelt würt».

In dieser etymologisierenden Auffassung der Umlautzeichen trifft Frangk mit Kolroß zusammen. Und das ist wohl kein Zufall. In den Dialekten beider Männer sind die gerundeten Vokale entrundet worden, die Schreibung *ö, ü* war nicht mehr für jedermann mit einem bestimmten Lautwert verknüpft. Kolroß warnt geradezu vor der Verwechslung von *ö* und *ee, eu* und *ei*. Aber der Unterschied in den Anschauungen der beiden Orthographen ist höchst charakteristisch. Von der Gemeinsprache Frangks weiß Kolroß nichts. Den Schriftdialekten, über deren Verhalten zu einzelnen Lauten er richtige Beobachtungen mitteilt, steht er durchaus tolerant gegenüber, wenn er auch anerkennt, daß die eine Schreibung ein weiteres Verbreitungsgebiet hat, als die andere. Dem (schweizerischen) *y* entspreche im größeren Teil Deutschlands *ey*, manche Wörter (wo nämlich mhd. *ei* zugrunde liegt) müßten überall mit *ey* geschrieben werden, außer in Schwaben, wo man *ay* dafür setze. «Es gibt sich aber alles selbs zůuerston, wann zween stimmbůchstaben näbeneinander gehören, darnach sy dann jr vßsprechen vß dem mund haben, darnach sol mans setzen, Darumb ichs eim yeden heym stell, syner spraach nach die selbigen zůsetzen vnd schryben.» Sein Büchlein sei vornehmlich für die «hochtüdtschen», d. h. die Alemannen gemacht, doch werde es auch für andere Deutsche nicht ohne Nutzen sein. Jeder Lehrer möge es «minderen oder meeren, ye nach gelegenheyt des lands vnnd der språch». Wenn also Kolroß gegen Eigenheiten des Basler Dialekts auftritt, so geschieht dies nicht im Interesse einer deutschen Gemeinsprache, sondern nur um dem Eindringen moderner Bestandteile aus der gesprochenen Sprache in die überlieferte Basler Schriftsprache, deren er selbst in seinem Buch sich bedient, zu wehren. Das Enchiridion legt Zeugnis dafür ab, daß die deutschen Orthographiebücher nicht durch die Ausbildung der Gemeinsprache, sondern durch die Inkongruenz von Schrift und Sprache hervorgerufen worden sind.

26. Zeitlich greift über unsere Periode hinaus Sebastian Helbers «Teutsches Syllabierbüchlein»,

Freiburg im Üchtland 1593, hsg. von G. Roethe, Freiburg und Tübingen 1882. Helber wirkte, als er es schrieb, in Freiburg im Breisgau als Schulmeister, gebürtig war er höchst wahrscheinlich aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet, vgl. HZ. 52, S. 182ff. Das Syllabierbüchlein will nicht so sehr eine Anweisung zur Orthographie als zum Lesen hochdeutscher Bücher sein. Daher geht die Darstellung vom Buchstaben aus und bestimmt seine verschiedenen Lautwerte, nicht in der Weise der älteren Theoretiker durch Vergleiche mit Naturlauten oder physiologische Beschreibung, sondern durch Hinweis auf andere Buchstaben verwandten Lauts. Das Buch setzt den Lehrer voraus, der die Laute vorspricht und den gerne gebrauchten metaphorischen Beschreibungen des Klangs («dick», «langsam» usw.) Leben einhaucht.

Was die Schrift ganz besonders auszeichnet, ist die von keinem Vorgänger übertroffene scharfe Charakteristik der hochdeutschen Drucksprachen. Helber kennt viererlei deutsche Sprachen, in denen Bücher gedruckt werden: Kölnisch, Sächsisch, Flämisch und Ober- oder Hochdeutsch. «Vnsere Gemeine Hoch Teütsche wirdt auf drei weisen gedruckt: eine möchten wir nennen die Mitter Teütsche, die andere die Donawische, die dritte Höchst Reinische.» Unter «donawisch» versteht Helber bayrisch-schwäbisch, unter «höchstreinisch» schweizerisch. Diese drei Varietäten des Hochdeutschen sind nun bestimmt durch ihr Verhalten zu den Diphthongen. So entspricht dem mitterteutschen *ei* in einem Teil der Wörter im Donawischen *ai*, in einem anderen *ei*, im Höchstrheinischen teils *ei*, teils *y*, und zwar in der Weise, daß das Höchstreinische dort *y* hat, wo Donawisch und Mitterteutsch zusammengehen. (Historisch ausgedrückt: mhd. *î* ist höchstreinisch *y*, donawisch und mitterteutsch *ei*; mhd. *ei* höchstreinisch und mitterteutsch *ei*, donawisch *ai*.) Oder: sorgfältige Drucke unterscheiden *eü* und *eu*. Dem *eü* entspricht höchstreinisch *ü*, dem *eu* gewöhnlich *öu*, in einigen wenigen Wörtern *äu*. Mit diesen allgemeinen Bemerkungen begnügt sich Helber nicht, sondern gibt möglichst vollständige Listen der Wörter, denen diese oder jene Schreibung zukommt. Dabei weiß er zwischen Schrift und Sprache zu scheiden; in der Liste der *eü*-Wörter macht er diejenigen kenntlich, «die bei den ge-

meinen Donawischen auf jre eigne weis ausgesprochen werden, gleichsam *oi* bei meererem teil, bei andern *ui*» — es sind die Wörter, die unumgelautetes *iu* enthalten. Ebenso macht er richtige Bemerkungen über die verschiedenen *e*-Qualitäten, die freilich durchaus an seiner bayrischen Mundart orientiert sind.

Auf die Folgezeit hat das treffliche Büchlein nicht gewirkt. Erst Gottsched zitiert es, und natürlich nur aus gelehrtem Interesse. Daß es unbekannt blieb, ist wohl zufällig; aber allerdings fehlte dem 17. Jh. der Sinn für die Toleranz gegen die landschaftlichen Schriftsprachen, die Helber mit anderen süddeutschen Theoretikern des 16. Jhs. teilt.

III. Gelehrte Orthographiereformer.

27. Kritik der vulgären Schreibung ist uns schon im vorhergehenden Abschnitt begegnet. Niklas von Wyle und andere halten am guten alten Gebrauch fest und bekämpfen unnötige und zweckwidrige Abweichungen. Ickelsamer kritisiert die Orthographie vom Standpunkt des phonetischen Prinzips; aber er bleibt bei der Kritik stehen und denkt nicht an die Verwirklichung seiner Anschauungen. Der Anstoß zu einer Reform der Orthographie kam von außen. In den romanischen Ländern zeigen sich seit dem Ende des 15. Jhs. Bestrebungen, die überlieferten Zeichen zweckmäßiger zu verteilen und das lateinische Alphabet durch Aufnahme neuer Buchstaben oder diakritischer Punkte und Striche zu bereichern. In diesem Sinne wirkten in Spanien Antonio de Nebrixa, in Italien der Dichter Trissino, in Frankreich die gelehrten Drucker Tory und Dolet, die Grammatiker Meigret, Peletier, Ramus u. a. m. Auch in den Niederlanden traten Reformer auf; Joost Lambrecht von Gent in seiner Néderlandsche Spellinghe 1550 und Jan van Utenhove in seiner Übersetzung des Neuen Testaments 1556. Nicht alle Bestrebungen hatten Erfolg, aber in einzelnen Punkten wurde tatsächlich die Orthographie der romanischen Sprachen umgestaltet. So bürgerte sich in Italien der Gebrauch des Apostrophs und der Akzente ein, in Frankreich außerdem die Cedille, das Trema, der Bindestrich. Aber auch die lateinische Orthographie wurde durch die Humanisten reformiert. Man führte

nicht nur Unterscheidungen wieder ein, die das späte Mittelalter vernachlässigt hatte, wie die zwischen *e* und *ae*, sondern suchte auch in Anlehnung an die alten Grammatiker durch diakritische Zeichen das Verständnis zu erleichtern. So unterschied man durch den Zirkumflex das *-a* des Ablativs von dem des Nominativs, das *-um* des Genitivs von dem des Akkusativs (*causa — causâ, deûm — deum*), setzte auf die letzte Silbe der meisten Indeklinabilien den Gravis (*ponè* im Gegensatz zu *pône, tantùm* im Gegensatz zu *tantum*) und unterschied auch sonst durch Akzente Wörter, die leicht mit anderen verwechselt werden konnten (z. B. *ruêre* wegen *ruere*). Die zuerst von Antonio de Nebrixa für das Spanische, dann von Trissino für das Italienische vorgeschlagene Trennung von *i* und *j*, *u* und *v* nach dem Lautwert statt nach der Stellung im An- und Inlaut drang, seit sich Ramus 1559 für sie erklärt hatte, immer mehr in die lateinische Druckpraxis ein.

28. Unter dem Einfluß dieser Bestrebungen stand Paul Schede Melissus (1539—1602), der bei seinen Zeitgenossen als lateinischer Dichter berühmt war, aber sich auch in deutschen Versen versuchte. Es ist durch die Ungunst der Überlieferung veranlaßt, daß wir ihn hier und nicht im folgenden Kapitel zu nennen haben. Denn er hat als der erste eine nhd. Grammatik verfaßt. Aber seine «Introductio in linguam Germanicam», die zwischen 1568 und 1572 entstand, ist nie gedruckt worden und für uns verloren. So müssen wir seine Grundsätze aus seiner Übertragung des hugenottischen Psalters erschließen, die 1572 zu Heidelberg erschien. Neudruck: Die Psalmenübersetzung des Paul Schede Melissus. Herausgegeben von Max Hermann Jellinek (Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jhs., Nr. 144—148), Halle a. S. 1896. Nur über einen Punkt, die Unterscheidung von *ei* und *ai*, haben wir eine direkte Äußerung in der 1598 für M. Freher verfaßten «Commentatiuncula de etymo Haidelbergae» bei Freher, Origines Palatinae I, S. 68ff. der Ausgabe von 1613. Vgl. meine Einleitung zur Psalmenübersetzung, S. VII.

Melissus wendet zwei orthographische Systeme an. In der in Fraktur gedruckten prosaischen Psalmenübersetzung verwendet er von diakritischen Zeichen nur den Bindestrich und den Apostroph und begnügt sich im übrigen

damit, die herkömmlichen Zeichen des Alphabets anders zu verteilen. Er vermeidet Vokalverdopplung, geminiert Konsonanten mit bestimmten Ausnahmen nur zwischen Vokalen, meidet stumme Buchstaben, verwendet *j*, *v* und *w* nur als Konsonantzeichen, trachtet auch sonst, freilich ohne ganz konsequent zu sein, nach einheitlicher Lautbezeichnung und regelt den Gebrauch der Majuskeln und des Abkürzungsstrichs über einem *n*. Alle diese Dinge finden sich auch in dem mit lateinischen Lettern gedruckten poetischen Text. Hier geht er aber weiter, indem er durch diakritische Zeichen unter und über dem Buchstaben mehrere *a*- und *e*-Qualitäten unterscheidet, durch das Trema in gewissen Fällen die Silbengrenze, durch Akzente Ton und Quantität bezeichnet.

29. Möglicherweise ist durch Melissus Fischart beeinflußt worden, der seit 1574 eine vereinfachte Orthographie anwendete. Vgl. Ph. Wackernagel, Über deutsche Orthographie, S. 11 f.: Vilmar, Zur Literatur Johann Fischarts [2], S. 50—55.

30. Sicher scheint der Einfluß des Melissus auf den berühmten Gräzisten und Schulmann Hieronymus Wolf, der 1578 seiner Bearbeitung der lateinischen Grammatik des Joh. Rivius eine kleine Abhandlung anfügte, «De orthographia Germanica, ac potius Suevica nostrate». Vgl. ZZ. 30, S. 251ff. Er stellt sich entschieden auf den Boden phonetischer Schreibung und tadelt, daß die Deutschen meist anders schrieben als sie sprächen, namentlich fehlten sie durch unnötige Buchstabenverdopplungen und Einsetzung stummer Zeichen. Nun kennt aber Wolf die Vielheit der deutschen Dialekte, und so entsteht für ihn die Frage, an welche Aussprache man sich zu halten habe. *Scriptura pronunciationem elegantem debet imitari: exceptis tamen figuris nonnullis, quibus in loquendo propter breuitatem utimur*, lautet die Antwort. Wolf führt weiter aus, es gebe in Deutschland zwar mehr Dialekte als in Griechenland, *una tamen quaedam communis lingua est Germanorum, quae ex omnibus optima quaeque et minime aspera deligit: eaque tam in scribendo, quam loquendo sequitur: idque fit potissimum in aula Caesarea.* Die Stelle ist bedeutsam. Wie früher bei Frangk erscheint nun auch bei dem Schwaben Wolf die Idee einer Gemeinsprache, und zwar in einer eigentümlichen Färbung: diese Gemeinsprache

ist ein Extrakt des Besten aus allen Dialekten. Das ist eine Vorstellung, die später noch oft begegnet. Aber es bleibt bei der theoretischen Anerkennung der lingua communis. Wolf ist weit davon entfernt, so wie Frangk das Dialektische schlechthin für falsch zu erklären. Möge jeder seinem Dialekt folgen, so weit er nicht fehlerhaft sei, nur die *crassissima vitia* müßten vermieden werden. Diese *crassissima vitia* sind, wie sich aus den Beispielen ergibt, dialektische Lautungen, die bisher in die Schrift keinen Eingang gefunden hatten, wie das nürnbergische *mouter (= muoter)*, oder das württembergische *meat (= mete)*. Dagegen duldet Wolf dialektische Formen, die, wie das schweizerische *chilch* für *Kirche*, schon früher graphisch fixiert waren. Auch hier eine charakteristische Abweichung von Frangk, der zwischen den grobmundartlichen, auf die gesprochene Sprache beschränkten Formen und den traditionellen Varianten der Schriftdialekte keinen Unterschied macht. Es fragt sich nun: wenn für die Bestimmung des Sprachrichtigen die schriftliche Tradition eine so große Rolle spielt, was bleibt dann für die Orthographiereform übrig? Immerhin ein ziemlich großes Gebiet. Ob man *frau* spricht oder *fra*, und in *fra* das *a* hell oder dunkel, die traditionelle Schreibung *fraw* mit *w* paßt für keine dieser Aussprachen. Ebenso ist *nn* und *dt* in *vnndt* durch keine mundartliche Aussprache gerechtfertigt. So tadelt denn Wolf die Vokalverdopplung, das stumme *h* und *e*, *dt* im Auslaut, hält *c* vor *k* nach *n* für überflüssig *(dencken)*, ebenso *y*, und möchte, der Aussprache gemäß, *i* statt *ü* schreiben. Hier zeigt sich freilich die Beschränkung seines sprachlichen Gesichtskreises; er weiß nicht, daß anderwärts *ü* lautliche Geltung hat. In der Frage der Konsonantengemination weicht er von Ickelsamer und Schede ab; er will sie auch im Auslaut beibehalten, und zwar nicht nur der Aussprache halber, sondern auch, weil hinter ihr durch Apokope oft ein *e* verloren gegangen sei. Hier spielt also die etymologisierende Tendenz herein.

Fünftes Kapitel.
Die Grammatiker vor Schottelius.
(1573—1641.)

31. Von vielen Seiten ertönt im 16. Jh. der Ruf nach einer vollständigen deutschen Grammatik. Frangk meint (bei Müller, S. 93), es sei «hoch von nöten», «Das ein gantze Grammatica hierinn beschrieben würd, wie jnn Krichischer, Latinischer vnd andern sprachen gescheen, Denn so wir ansehen den emssigen vleis, so die Latiner allein, jnn jrer zungen fürgewandt, vnd vnsern vnuleis, bey der vnsern, da gegen stellen, solten wir billich schamrot werden, das wir so gantz ablessig vnd sewmig sein, Vnser edle sprach so vnwert vnd verachtlich halten». Steht hier das patriotische Moment im Vordergrund, so weiß Ickelsamer, dem die deutsche Grammatik gleichfalls Herzenssache war, doch auch praktische Gründe anzuführen: «Man solt denn erst auß dem teütschen schüler ainen Grammaticum machen, vnd jn leren alles was zů ainer teütschen Orthographia, Etymologia vnnd Sintaxi dienet, vnd das wer ser nutz, sonderlich denen die etwa gemaine schreiber solten werden, oder in den andern sprachen hernach wolten studieren, darzů sy gar leichtlich möchten kummen, wa sy zůuor jren verstand in ainer sollichen teütschen Grammatic geyebt hetten». (Bei Müller, S. 151f.) In der Meinung, daß für den deutschen Schreiber Kenntnis der Grammatik nützlich wäre, berührt sich Ickelsamer mit Meichßner, vgl. **16**. Denn wenn dieser auch zunächst von der lateinischen Grammatik spricht, so zeigt doch sein eignes Vorgehen, daß diese erst dann für den deutschen Schreiber recht nutzbringend werden konnte, wenn ihre Regeln auf das Deutsche übertragen wurden.

32. Die von Ickelsamer vorgebrachten Gründe für den Betrieb der deutschen Grammatik in der Schule kamen erst im 17. Jh. zur Geltung. Von vollständigen Sprachlehren ist aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. nichts erhalten; wir erfahren nur, daß Kaiser Maximilians Rat und Secretarius Hans Krachenberger über der Arbeit an einer deutschen Grammatik gestorben sei[1], und hören von dem

[1] «Et olim Joannes Gracchus Pierius, ni morte fuisset praeuentus, grammaticam pollicebatur in Germanicam linguam, sub certis

Dichter Paul Rebhun, daß er sich mit einem solchen Werk beschäftigte.[1] Und gegen Ende des Jahrhunderts gab den nächsten Anstoß nicht die Rücksicht auf Schule und Kanzlei, sondern der Wunsch, Ausländern die Erlernung des Deutschen zu erleichtern.

Schon die verlorene Introductio des Paul Schede Melissus (vgl. **28**) war zunächst für Franzosen bestimmt; sagt er doch in einem Gedicht an den burgundischen Edelmann Franciscus Vienna, daß ihn der Aufenthalt in Besançon und die Liebe zu Viennas Oheim auf den Gedanken gebracht habe, «*Almanae methodum praescribere linguae*», obwohl Vienna selbst, der gut deutsch könne, diese methodus nicht brauche.[2]

---

regulis et inclinationibus sese scripturum, idque multis doctis palam testabatur, et si vixisset, procul dubio praestitisset.» Cuspinianus, Austria, S. 9 der Ausgabe Frankfurt 1601 (= De consulibus Romanorum commentarii, Basileae 1553, S. 593).

[1] Brief an Stephan Rodt vom 7. IV. 1543: «Porro Tuam prudentiam latere nolo, me instituisse, non solum de rythmis condendis praeceptiones edere, sed totam germanicam linguam grammaticis regulis inclusam, sed regulis latino sermone pro literatis tantum hominibus conscriptis aliquando in publicum emittere.» (J. G. Weller) Altes aus allen Theilen der Geschichte (1762), S. 738. — Vorrede zur zweiten Ausgabe der Susanna von 1544: «Von sölchem werde ich genugsamen bescheid geben in der grammatica, welche ich auff die Deutsche sprach, wie diese durch gewisse regel in rechte art vnd analogiam gefasset, vnd auch darinn müg gehalten werden, hab gestellet, aber noch nicht volendet, ... zum teil, das ich noch mit mir im zweiffel stehe, ob vnsre teutschen diß werkh werden zu Danck annehmen vnd zu Besserung der sprach, auch zur erhaltung des feinen artigen vnd hochberedten der teutschen Zungen vnsers lieben Vaters, Doctor Martin Lutheri ausgelassener teutscher schrifften (dahin diese Grammatica fürnemlich gericht) werden gutwillig gebrauchen wollenn.» H. Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, S. 86.

[2] Melissi Schediasmatum reliquiae (Frankfurt 1575), S. 187 f. Auch aus den ebenda S. 349 f. abgedruckten Lobgedichten auf die Introductio geht hervor, daß sie zum Unterricht für Ausländer bestimmt war. Vgl. namentlich S. 350: *Teutonus hanc igitur sibi, Belga, Britannus Iberus, Italus hanc, Danus, Celta, Polonus emat* und S. 349: *Macte age Paule tuae pater et dux inclyte linguae; Macte triumphales scande animosus equos, Imperium-*

Anm. Lebende Sprachen mit Hilfe von Grammatiken zu lehren, ist nicht so selbstverständlich, wie es uns wohl scheint. Aber neu war der Gedanke in jener Zeit nicht mehr. Denn in andern Sprachen gab es schon Grammatiken für Ausländer, namentlich kommen da in Betracht französische Sprachlehren, die speziell für Deutsche bestimmt waren, wie die Bücher von Pillot, Garnier, Caucius, die als Quellen Ölingers auch für die deutsche Grammatik von Bedeutung werden sollten, vgl. **39**.

33. Man darf freilich nicht glauben, daß bei den ältesten Grammatikern nicht auch andere Motive mitspielten. Laurentius Albertus zählt S. 11 eine Menge Gründe für die Abfassung seines Werkes auf: das Bedürfnis der Ausländer; die Rücksicht auf die deutschen Redner, deren Fehler ohne Grammatik nicht verbessert werden könnten; das patriotische Moment, daß es eine Schande sei, wenn die Deutschen hinter den Italienern, Spaniern, Franzosen, Engländern, die alle schon Sprachlehren hätten, weiterhin zurückstehen wollten; die Veränderlichkeit und dialektische Zerrissenheit des Deutschen, die nicht so weit gediehen wäre, wenn man die Sprache rechtzeitig in feste Schranken gebannt hätte; damit zusammenhängend die Verwirrung und Dunkelheit in den neuerdings Mode gewordenen Bibelübersetzungen und theologischen Schriften in deutscher Sprache; das Eindringen der Fremdwörter; die Rücksicht auf die Jugend, die leichter Latein, Griechisch und Hebräisch lernen würde, wenn ihr der Sinn der allen Sprachen gemeinsamen Regeln durch deutsche Beispiele lebendig geworden wäre; endlich der Wunsch, zu verhüten, daß die Gelehrten vor lauter Latein, Griechisch und Hebräisch nicht deutsch könnten und so zur Bekleidung von Ämtern unfähig würden. Allein nicht umsonst steht die Bemerkung über die Ausländer an erster Stelle. Dadurch, daß Albertus lateinisch schreibt, macht er den Nutzen seiner Grammatik illusorisch für alle, die keine gelehrte Bildung hatten, insbesondere für die Schulknaben, die wenig dadurch gefördert worden wären, wenn man ihnen deutsche Grammatik in einer fremden Sprache vorgetragen hätte. Die Pädagogen des 17. Jhs., die der Jugend die ersten gram-

---

que vagum Franci diffunde per orbem Nominis et toto fer tua jura mari. Vosque alii laetis populi concurrite turmis; cum duce, Teutonidum signa, fovete suo usw.

matischen Kenntnisse an der Hand der Muttersprache beibringen wollten, haben daher das Deutsche auch als Unterrichtssprache zu Ehren gebracht. Übrigens steht Albertus mit der Fülle seiner Motive allein da. Clajus begnügt sich, in der Widmung S. 3 auf den Nutzen der Kenntnis des Deutschen für Einheimische und Fremde hinzuweisen, und bezeichnet S. 10 als Zweck seines Unternehmens: *tum vt nationes exterae Germanice loqui discant facilius, tum vt nostrates indigenae et loqui discant elegantius et scribere emendatius.* Die andern lateinisch schreibenden Grammatiker stellen die Rücksicht auf die Fremden noch energischer in den Vordergrund. Daß Ölinger zur Ausstaffierung seiner Widmungsvorrede einiges aus Albertus abgeschrieben hat, ist ohne Bedeutung.

34. Eine Mehrheit von Motiven werden wir auch in den deutsch geschriebenen Sprachlehren des 17. Jhs. finden. Man kann jedoch die Grammatiken unseres Zeitraums in drei Gruppen teilen, wenn man die Zwecke ins Auge faßt, die jeder Gruppe ausschließlich, im Gegensatz zu den andern, eigen sind, nämlich 1. Grammatiken für Ausländer, charakterisiert dadurch, daß sie lateinisch geschrieben sind; 2. Sprachlehren, die das Deutsche zur Einführung in den grammatischen Unterricht überhaupt verwenden; 3. Bücher, die als Vorstufen für den Unterricht in der deutschen Rhetorik gedacht sind.

I. Die lateinisch geschriebenen Grammatiken.

35. Literatur: Müller-Fraureuth, Scheel, Weidling in den Einleitungen zu ihren Ausgaben des Albertus, Ölinger, Clajus. — N. Paulus, Lorenz Albrecht: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland 119, 549 ff., 625 ff. — K. Schellhaß, Zur Lebensgeschichte des Laurentius Albertus: Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken 8, S. 174 ff. — J. Meier, Oelingeriana: PBB. 20, S. 565 ff. — C. Müller, Albert Ölingers deutsche Grammatik und ihre Quellen: Festschrift der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dargeboten von den öffentlichen höheren Lehranstalten Dresdens, S. 27 ff. — Th. Perschmann, Joh. Clajus des Aelteren Lehren und Schriften: Festschrift des Gymnasiums zu Nordhausen, 1874. — Pitschmann, Johannes Clajus des Aelteren Grammatik der deutschen Sprache: Programm, Prag, II. deutsche

Staats-Oberrealschule, 1888 (Inhaltsangabe). — R. Grosse, Stephan Ritters Grammatica Germanica Nova, Göttinger Diss. 1904.

36. Laurentius Albertus oder, wie er sich anfänglich nannte, Albrecht stammte aus einer Familie, die in einem lateinischen Schriftstück de Malleis genannt wird[1], und wurde als Untertan der sächsischen Herzoge im Thüringer Wald geboren. Er muß aber früh von seinem Geburtsort weggekommen sein, denn 1557 wurde er als Laurentius Albrecht Neapolitanus Francus in die Matrikel der Universität Wittenberg eingetragen. Ob Neapolitanus einen Bewohner von Neustadt an der fränkischen Saale oder von Neustadt an der Aisch meint, läßt sich nicht entscheiden. 1565 kam er nach Würzburg und fand dort in dem Domherrn Johann Egolf von Knöringen, demselben, dem später die Grammatik gewidmet wurde, einen Gönner, durch den er auch mit dem Bischof Friedrich von Würzburg in Beziehung kam. Er begann an der Wahrheit der lutherischen Lehre zu zweifeln, die er 1563 in einer deutschen Schrift gegen Zwinglianer und Calvinisten verteidigt hatte, und wurde 1568 vom Bischof Friedrich in die katholische Kirche aufgenommen. Vor der Grammatik veröffentlichte er verschiedene theologische Streitschriften und eine gereimte fränkische Chronik. Im Juni 1573 wurde er in Rom, wohin er sich begeben hatte, vom Papst Gregor XIII. zum lateranischen Pfalzgrafen und Eques auratae militiae ernannt. Die Wahl Knöringens zum Bischof von Augsburg und der Tod Bischof Friedrichs (Ende 1573) machten seiner Stellung am würzburgischen Hof ein Ende. Als Knöringen 1575 starb, scheint sich Albertus von Augsburg nach Bayern gewendet zu haben, nach dem Tode seines letzten Gönners, des bayrischen Herzogs Albrecht (Ende 1579), begab er sich nach Österreich. In Wien übte er die Advokatur aus. Schließlich wollte er die Priesterweihe nehmen. Er bedurfte dazu, da er mit einer katholischen Witwe verheiratet gewesen war, der päpstlichen Dispens. Diese wurde ihm auf die Fürsprache des Erzherzogs Maximilian und des Jesuitenprovinzials Lorenzo Maggio am 7. Mai 1583 erteilt. Über sein späteres Leben ist nichts bekannt. Seine Teutsch Grammatick oder Sprach-Kunst erschien 1573.

37. Über Ölingers Leben geben uns nur seine Werke Auskunft. Diese sind die Grammatik, von der einige Exemplare die Jahreszahl 1573, andere 1574 tragen, und eine 1587 erschienene Übersetzung von zwölf Dialogen des Ludovicus Vives samt dem lateinischen und französischen Text. Auf dem Titelblatt der Grammatik bezeichnet er sich als Straßburger und Notarius publicus.

---

[1] Schellhaß meint, S. 193, Fußn. 2, das sei deutsch «von Hammer». Aber Albertus übersetzt in der Grammatik 69, 3 und 74, IX *malleus* mit *schlägel*.

In der aus Straßburg vom 4. September 1573 datierten Widmung an den Herzog Karl III. von Lothringen erzählt er, daß er vor fünf Jahren, also 1568, es unternommen habe, einige französische Edelleute im Deutschen zu unterrichten, was die Veranlassung zur Abfassung seiner Grammatik wurde. Aus der Widmung des spätern Werks (Durlach, 27. März 1587) ersehen wir, daß er einigen badischen Prinzen französischen Unterricht gegeben hatte. Da er sagt, daß er später seine deutsche Grammatik verfaßt habe, und seine Schüler in den Jahren 1555—1562 geboren sind, muß diese Tätigkeit in die sechziger Jahre vor 1568 fallen. Seinen Beziehungen zu seinen früheren Schülern hatte er es wohl zu danken, daß er sich 1587 als kaiserlichen Notar und Hofgerichtsprokurator zu Carlsburg bezeichnen durfte — Schloß Carlsburg in Durlach war seit 1565 die Residenz des badischen Hofs. Seine Übersiedlung nach Baden war schon einige Jahre vor 1587 erfolgt. Man hat triftige Gründe für die Annahme, daß er Protestant war.

38. R. v. Raumer bemerkte bis zu wörtlicher Übereinstimmung gehende Ähnlichkeiten zwischen den Grammatiken des Albertus und Ölingers. Ein Autor mußte ohne Zitat den andern benutzt haben. Raumer entschied sich für Ölingers Priorität, aus nicht eben schwerwiegenden Gründen, von denen der triftigste noch der war, daß einige Ölingers Grammatik beigegebene lateinische Gedichte auf einen an ihm begangenen literarischen Diebstahl anzuspielen schienen. Da nun aber Albertus die Widmung seines Buchs vom 20. September 1572, Ölinger seine Dedikation vom 4. September 1573 datiert hat[1], sah sich Raumer zu der Annahme genötigt, daß Albertus Mitteilungen aus der Handschrift Ölingers unredlicherweise verarbeitet habe. Diese an sich schon bedenkliche Hypothese komplizierte er durch die weitere Vermutung, daß Ölinger nachträglich den gedruckt vorliegenden Albertus benutzte. Vgl. Der Unterricht im Deutschen, 3. Aufl. (1857), S. 17, Fußnote 3 des Sonderdrucks (K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik[4], III, S. 118, Fußnote 4); Geschichte der Germ. Philologie, S. 65.

[1] Daß Albertus' Grammatik früher im Buchhandel erschien, geht, was Raumer nicht wußte, auch daraus hervor, daß sie zur Fastenmesse 1573 in Frankfurt feil war (Reifferscheid, Allg. D. Biogr. 24, S. 510). Ölinger bezeichnet 1574 als Erscheinungsjahr seiner Grammatik, die, wie bemerkt, in einigen Exemplaren die Jahreszahl 1573, in andern 1574 trägt; vgl. Scheel, S. XI.

Demgegenüber behauptete Reifferscheid, Allg. Deutsche Biographie 24, 301, 509, daß Ölinger der Plagiator sei, der unverschämterweise seinen Diebstahl durch die lateinischen Gedichte verhüllt habe.

Die Untersuchungen Scheels und C. Müllers haben ergeben, daß Reifferscheid in der Hauptsache recht hatte, daß man jedoch nicht eigentlich von einem Plagiat Ölingers sprechen kann. Er hatte seine Sammlungen schon abgeschlossen, als die Grammatik des Albertus erschien. Dadurch sah er sich veranlaßt, die Veröffentlichung seines Buchs zu beschleunigen. Vorher ergänzte er es durch einige dem Konkurrenzwerk entlehnte Einzelheiten. Auch nahm der stilistisch ungewandte Mann, der sich auch sonst am liebsten an den Wortlaut seiner Quellen hielt, aus der Widmung und Einleitung des Albertus ganze Stücke in seine Dedikation herüber. Hier zeigt sich besonders deutlich die Priorität des Albertus. Er, der so viele Zwecke mit seiner Grammatik verfolgt, durfte das patriotische Moment kräftig betonen; in Ölingers *in usum iuuentutis maxime Gallicae* geschriebenem Buch nimmt sich das aus wie ein aufgesetzter Fleck. Albertus, der das Studium der modernen Sprachen geringschätzt (S. 30, I), durfte sie als verderbt bezeichnen und von den *grammaticis praeceptiunculis* sprechen, nach denen man sie lehre; im Munde des ehemaligen französischen Sprachmeisters macht sich das sehr schlecht, und dem Herzog von Lothringen gegenüber war es direkt eine Taktlosigkeit.

39. Aber trotz der Anleihen bei Albertus ist Ölingers Buch als selbständige Arbeit zu betrachten. Die Ähnlichkeit in der Anordnung des Stoffes erklärt sich daraus, daß Albertus wie Ölinger im Bann der humanistischen Grammatik stehn. Und zwar war für beide das hauptsächlichste Muster Melanchthons lateinische Grammatik. Daneben sind auch andere lateinische und griechische Sprachlehren herangezogen worden.[1] Ölinger ist außerdem sehr stark

[1] Nicht für alle Stellen, die höchstwahrscheinlich auf lateinische und andere Quellen zurückgehen, sind diese nachgewiesen. Vgl. Müller-Fraureuth, S. V unten; VIII zu Albertus 53 De nomine; XI zu 66, IV. VII; XIII zu 87 De pronomine; XVIII zu 105, XII—XIV; XXI zu 131 De praepositione. Das Vorbild für Ölingers Einteilung der Zahlwörter ist bis jetzt unbekannt; vgl. Kap. 14, VI.

durch die französische Grammatik beeinflußt. Natürlich hat er vor allem die Arbeiten benutzt, die für Deutsche bestimmt waren, also die Bücher von Pillot, Garnier und Caucius; die beiden ersten wird er wohl schon für das Kompendium verwendet haben, nach dem er den badischen Prinzen französischen Unterricht erteilte. Außerdem benützte er die französischen Grammatiken von Dubois (Sylvius) und R. Estienne. Auch Albertus war mit der französischen Grammatik bekannt, doch ist ihr Einfluß auf ihn viel geringer. Von deutschen Orthographiebüchern hat Ölinger sicher das Enchiridion von Kolroß benutzt.

40. Im ganzen wird man Ölingers Grammatik das größere Lob zugestehen müssen. In der Darstellung des Verbums läßt sie den Albertus, der hier überaus ungeschickt ist, weit hinter sich. In der Lehre von der Adjektivdeklination sind auch die Späteren noch lange hinter Ölinger zurückgeblieben, und mit der zusammenfassenden Behandlung der Zahlwörter steht er in der älteren Zeit ganz vereinzelt da. Dagegen fehlt bei ihm die Akzentlehre. Albertus hat das Verdienst, für diesen Teil der Grammatik die Grundlagen gegeben zu haben. Auch ist Albertus ausführlicher in der Darstellung der Orthographie, wenn er auch ebensowenig wie sein Konkurrent die geschlossene Systematik eines Kolroß oder Frangk erreicht.

41. Albertus hat außerdem eine Menge theoretischer Interessen. Mit grammatischen Definitionen gibt sich der praktische Sprachmeister Ölinger nicht viel ab; er setzt die Kenntnis der Begriffe voraus. Albertus hat Sinn für diese Dinge und berührt öfters die Beziehungen der Grammatik zur Logik. Mit einer gewissen Vorliebe zieht er das Altdeutsche und die Dialekte heran, auch über das praktische Bedürfnis hinaus. Namentlich hat er seine Freude an der Fähigkeit des Deutschen zur Ableitung und Zusammensetzung. Er ist hierin ein Vorläufer Schottels, mit dem er sich auch darin berührt, daß er mit dem Begriff der einsilbigen Wurzel operiert und die etymologischen Elemente der deutschen Orthographie hervorhebt. Auch die Wortfülle des Deutschen bestrebt er sich ins Licht zu setzen.

Aus diesen Gründen hat man die Grammatik des Albertus als wissenschaftliches Werk dem praktischen Hand-

buch Ölingers gegenübergestellt. Aber man darf doch nicht übersehen, daß auch Albertus praktische Ziele verfolgt. S. 87 fällt er sich selbst ins Wort: *Sed haec Theorica potius quam practicabilia sunt.* Unter die Adverbia nimmt er gegen seine eigene Überzeugung ganze Phrasen auf, *ut constructio* (d. h. die Analyse) *adeoque tota lingua nostra tyronibus facilior et euidentior fiat* (S. 124). Auch er nimmt, wenn auch nicht so oft wie Ölinger, ausdrücklich auf die *exteri* Rücksicht, vgl. z. B. 24 Z. 2ff., 39 unten, 50 X, 51 XII; auch 101 Z. 2f. und 103f. gehört wohl hierher.

Vor allem ist hervorzuheben, daß Albertus auch die Anforderungen des deutschen Geschäftsstils im Auge hat. Wenn er auch vor der Häufung der Synonyma warnt, für diese selbst interessiert er sich sehr. So füllt er zwei Seiten mit verschiedenen Übersetzungen des Begriffs *Grammatica Germanica,* nicht nur um zu zeigen, daß das Deutsche es an Wortfülle und Kompositionsfähigkeit mit dem Griechischen aufnehme, sondern auch, *ut quilibet suo ingenio aptam vocabuli Grammatices interpretationem inde sibi eligat aut aliam et forte probabiliorem post haec initia nostra excogitet.* Auf mehr als vier Seiten (S. 74ff.) gibt er eine Anweisung, wie man ein Wort mit passenden Adjektiven versehen, andere Wörter aus ihm ableiten, die adjektivischen Ableitungen wieder mit Substantiven verbinden, Komposita bilden, diese wieder in Verbindungen von Partizipien mit dem Grundwort auflösen oder die adverbialen Ableitungen zu Verben gesellen könne. Hier ist ein Stück Stilistik in die Grammatik hineingearbeitet, das, wie es scheint, auf Tradition beruht. Vgl. Fabritius, S. 30; Ickelsamer, Müller S. 61; Meichßner, S. 164. Bemerkenswert sind die Äußerungen S. 122, III, V, daß *numerus et grauitas orationis* die Anhängung von *en* an das adverbiale *lich* fordere und daß Umschreibungen wie *rauberischer, trötzigliger weiß* «*in grauibus orationibus et accusationibus locum habent*». Vgl. auch die Bemerkung S. 98, II über die durch die orationis grauitas geforderte Anfügung des *e.* Nicht umsonst rühmt er, daß gelehrte Hofleute sich bestreben, *actuosa, luminosa et grauissima verba inuenire aut a veteribus inuenta et composita eruere et collocare et rebus commode applicare,* und an Knöringen den Eifer

und das Talent *in vocabulis linguae vernaculae inueniendis apteque collocandis et phrasibus componendis.* Trotz des lateinischen Gewandes der Grammatik, das nur ein paarmal durch deutsche Sätze zerrissen wird, besteht eben eine gewisse Beziehung zur deutschen Rhetorik. Damit hängt zusammen, daß Albertus über orthographische Dinge mehr zu sagen weiß als die folgenden lateinisch schreibenden Grammatiker, daß er in der Syntax, S. 140, II, eine Bemerkung über die Anredeformen bringt und daß er einmal (S. 26, Z. 3) *syllaba* nicht im antiken Sinn, sondern in der Weise der alten Schreiber für eine bloße Buchstabenverbindung *(sch)* gebraucht.

42. Albertus weiß recht gut zwischen den bloß gesprochenen und den geschriebenen Varianten des Deutschen zu scheiden. So sagt er S. 34, XV, S. 35, XVI, daß die Bayern häufig den Diphthong *oi* (z. B. in *noi* = *new*) brauchten und die Franken *ou* für auslautendes *o* sprächen *(strou* = *stro)*, aber geschrieben oder gedruckt habe er diese Diphthonge nie gesehen. Er macht ferner einen Unterschied nach den Bildungsstufen. *ua* oder *ue* sprächen die *simpliciores et incultiores*, die *inculti et agrestes indigenae nostri*, die *cultiores* gäben dem *ů* den Wert des *u* gallicum (S. 35, XVII, XVIII).[1] Verbindungen wie *duda, dudoch, derda, derdoch* sind *potius barbaris quam cultioribus vsitata* (S. 90). Als Ideal betrachtet er die Einheit der Sprache; es ist schon erwähnt, daß er die dialektische Zerrissenheit Deutschlands beklagt und glaubt, daß ihr durch rechtzeitige Aufstellung grammatischer Vorschriften hätte gesteuert werden können. Aber diese Einheit ist für ihn eben nur Ideal, besteht nicht wie für Frangk eigentlich zu Recht; *pene irreconciliabilis* nennt er S. 13 die

[1] Die Bemerkung 35 XVIII ist übrigens etwas konfus abgefaßt. Der Buchstabe *ů* wird von den Gebildeten wie *ü* gesprochen, graphisch ist er gleich *ue*, die getrennte Aussprache *u e* ist bäurisch, das sind die Tatsachen, von denen Albertus ausgeht. Aber er weiß kein einziges Wort, in dem bäurisches *ue* und gebildetes *ü* einander gegenüberstehen, und so bringt er Beispiele für *ue* = *u*. Daher der Satz *hoc vitio non saltem deprauant praesentem diphthongum, sed etiam ipsum u simplex, ut duo allegata exempla ostendunt.* In Wahrheit entsprach dem gebildeten *ü* bäurisches *üe*.

Verschiedenheit der deutschen Dialekte. Er führt auch öfters mundartliche Unterschiede ohne Werturteil an, oder begnügt sich, von vielen Formen eine als die üblichste, eine als ganz fehlerhaft zu bezeichnen, vgl. S. 74, IX. Der Gedanke scheint ihm nicht fremd, daß man aus den Dialekten das Beste auswählen solle: *Si dialectorum discrimina plurima noscas, Quaenam uerba tibi sint imitanda magis* heißt es in dem Gedicht an die Leser S. 17.

Aber trotz seiner Kenntnis der mundartlichen Verschiedenheiten, die zu seinem Bedauern Ursache sind, daß die Angehörigen der einzelnen Dialektgebiete einander verspotten (S. 13f.), schlägt er doch wieder anscheinend die Diskrepanzen innerhalb des Hochdeutschen nicht sehr hoch an. S. 38f. gibt er eine Übersicht über die deutschen Dialekte. Die deutsche Sprache wird geteilt in Oberländisch und Niderlendisch oder Sächsisch Teutsch. Die oberländischen Dialekte, deren sich die Rheinländer, Franken, Meißner, Schlesier, Thüringer, «Norici», Schwaben, Österreicher, Siebenbürger, Bayern, Tiroler *et omnes illi montani*, Schweizer bedienen, bezeichnet er als *inuicem intelligibiles*. Unmittelbar auf die Dialekteinteilung[1] folgt die Bemerkung: *Idioma vero, quo in his institutionibus utemur, commune et intelligibile erit omnibus superioris Germaniae populis, quo etiam scripta constant ex praecipuis typographijs edita, quae sunt Moguntiae, Ingolstadij, Norinbergae, Augustae, Basileae, Francofurti, Witebergae. Hoc si quis extraneus uti didicerit, satis ac pro necessitate etiam ab inferioribus intelligetur.* Nach dem Zusammenhang, in dem diese Worte stehen, besagen sie nichts anderes, als daß Albertus «oberländisch», nicht «niderlendisch» schreiben will, und daß er die Überzeugung hat, daß seine Sprache den Oberländern nicht fremdartig vorkommen wird. Dieselbe Sprache findet er in den Büchern der von ihm genannten Druckorte; obwohl dem guten

[1] Sie geht wohl mit einigen Konfusionen in letzter Linie auf Andreas Althamers Commentaria Germaniae (Nürnberg 1536), S. 54 ff., zurück. Althamers Quelle, Beatus Rhenanus, ist nicht benützt, da des Albertus «die weiteste Wöner» nur bei Althamer, nicht bei Beatus Rhenanus eine Entsprechung hat. Aber eine von Althamer abhängige Schrift ist als unmittelbare Vorlage möglich, sogar wahrscheinlich.

Beobachter nicht entgangen sein kann, daß diese Schriften nicht in allen Einzelheiten übereinstimmen, überwiegt für seine Empfindung das Gemeinsame — ebenso wie wir Bücher noch immer für hochdeutsch halten, wenn wir in ihnen auch eine Menge uns ungeläufiger Wendungen und eine von der unsern abweichende Orthographie finden. Das 16. Jh. war in diesen Dingen eben noch weitherziger. Den Gedanken einer streng einheitlichen Schriftsprache, die allen Dialekten gegenüber steht, hat Albertus nicht gehabt.

Anm. Schwierig ist die Stelle S. 14, wo Albertus gegen die Bibelübersetzungen und die theologische Schriftstellerei in der Landessprache eifert. Wenn er ausruft: *Quid enim balbi illi Barbari tractarent scripturas, qui ne semetipsos intelligunt, etiamsi de quotidianis loquantur rebus? qui nos puriores Germanos, de natura et proprietate nostrae linguae instruere audent, cum ipsi à vero eius vsu et pronunciatione remotissime absint,* so ist zwar nicht klar, welche Akte unberechtigter Sprachmeisterei er im Auge hat, aber das scheint trotz aller rhetorischen Übertreibung sicher, daß er nicht an Luther denken kann. Führt er doch Wittenberg unter den bedeutenden Druckorten an und rühmt S. 40 die Sprache der Meißner: *quam* (scil. *literam* i) *et Misnenses (populus nempe cultissimus) cum elegantia et suauitate efferunt.* Auch macht er S. 39 unter den Oberländern, die alle einander verstehen, keinen Unterschied im Punkt der Sprachreinheit. Wenn er S. 14 weiter sagt, daß in den Bibeln jener Barbaren Christus manchmal geduzt, manchmal geihrzt werde, so geht das wohl auf die Niederländer. Und die unbefugten Sprachlehrer sind wahrscheinlich hochdeutsch sprechende Niederdeutsche. Man beachte einige Bemerkungen der Grammatik, die auf solche schlecht hochdeutsch redende Leute zielen. Ganz deutlich ist die Äußerung S. 25 über das von einigen Saxones gesprochene *dats* statt *daß*; *dats* sagte ein Niedersachse natürlich nur, wenn er hochdeutsch sprechen wollte. Ferner 142, IX: *Enallagen Saxones et Belgae nonnumquam immiscent nobis inusitatam, neque ab alijs discendam, vbi infinitiuum pro imperfecto ponunt.* Sie «mischen» das selbstverständlich in die hochdeutsche Rede ein. Aber auch die Bemerkung S. 25 über den Spottnamen «Quatlender», den die Bataver und Belgier wegen ihres *wat, dat, quat* führen, wird hierher gehören. Vgl. noch S. 74, IX über die sächsischen Deminutiva auf *-ken*, S. 125 über sächsisches *wan ehr* statt *wann*. Man beachte auch, daß S. 39 die *idiomata et dialecti* der am Meer wohnenden Niederländer *inculti* genannt werden. Wenn Albertus schließlich sagt, daß manche über die Wörter *leib, kirch,*

gemeinschafft, ist streiten, ohne auch nur zu wissen, unter welche grammatischen Kategorien diese Wörter fallen, so zielt er natürlich nicht auf einen bestimmten Dialekt, sondern auf die niedere Bildungsstufe vieler Ketzer. Schon in seiner lutherischen Zeit hatte er gegen die Zwinglische Auslegung des «ist» in der Einsetzungsformel nicht nur Aristoteles, sondern auch Priscian ins Feld geführt und den Zwinglianern vorgeworfen, daß «etliche, die kaum ein buchstab oder zwē lesen oder verstehen könnē, die wollen geistliche vnter jnē werden . . . ., deñ sie dazu nit rechtschaffne leut vberkomen können». (Christliche trewe Warnunge, an die Stedte Wormbs, Speier, Landaw, vnd andere Stendte, so den Zwinglischen, orts halben nahe verwandt, das sie jren Irthumb im Nachtmal lernen kennen, vnd sich dauor hüten, C7b, C8a, H4a).

43. Jeder, der einem Fremden Sprachunterricht gibt, wird sich bemühen, den Schüler einen Sprachtypus zu lehren, mit dem er möglichst weit kommt, möglichst wenig Anstoß und Befremden erregt. Das Maß des Erfolgs hängt freilich nicht nur von den Kenntnissen des Lehrers, sondern auch von der Beschaffenheit der Sprache selbst ab. Ölinger war also durch seinen Beruf als praktischer Sprachlehrer genötigt, seine Aufmerksamkeit auf die lokale Beschränktheit gewisser Spracherscheinungen zu richten. Er versieht seine Bemerkungen über dialektische Verschiedenheiten der Aussprache und Schrift oft mit Beurteilungen und tadelt dabei auch Elsässer Eigenheiten, so *i* statt *ei, u* statt *au, quod ab elegantiae studiosis in sermone nostro reprehenditur, ü* statt *eu,* wohl auch *o* statt *a, ou* statt *au.*[1] Von den alemannischen Formen *hant, wöllend (= wollet), land (= lasset), gand (= gehet)* spricht er S. 96 als von *obscuris et rusticis,* die *quidam abusiuè vtuntur. gesein* oder *gesyn* statt *gewesen* bezeichnet er S. 76 als fehlerhaft. Freilich ist seine Kenntnis des Gebiets der sprachlichen Phänomene beschränkt. Er tadelt S. 19 die *sch*-Aussprache des *s* vor *t* schlechthin, nicht nur nach Vokalen, sondern auch im Anlaut *(stand)* und nach *r (fürsten),* obwohl sie in diesen Stellungen allen hochdeutschen Dialekten zukommt. Es ist das etwas ähnliches, wie wenn heute viele Tiroler im Binnenanlaut *(Vorstellung) st* sprechen,

[1] Streng genommen trifft der Satz (S. 11) *quod experti Germani non omnino approbant* nur die bayrische Aussprache aller *a* wie *o.* Vgl. S. 18: *oŭ, oŭw, ôŭw* Heluetiorum propriae sunt, sed in alijs Germaniae partibus non sunt in vsu.

weil sie mit ihrem dialektischen *scht* im wahren Inlaut Anstoß erregen. Oder er bezeichnet S. 55 das in der Schriftsprache des 16. Jhs. weit verbreitete *-lin* als einen fehlerhaften Schweizer Idiotismus. Liegt hier ein Übermaß von Mißtrauen gegen die eigene Mundart vor, so reicht wieder sein Blick nicht weit genug nach Osten und Norden, wenn er S. 18 lehrt, daß *-en* in *sagen, tragen, kommen* wie das französische *e* féminin zu sprechen sei. Am Schluß seines Buches charakterisiert er die Sprache, deren er sich bedient. Aber die Stelle ist aus Albertus, S. 39 (vgl. oben **42**), abgeschrieben, nur daß er den maßgebenden Druckorten noch Leipzig und Straßburg hinzufügt. Im besten Fall können wir da annehmen, daß Ölinger der Überzeugung war, daß der von ihm gelehrte Sprachtypus im großen und ganzen mit der Sprache der von Albertus genannten Druckorte übereinstimme. In Wahrheit schreibt er Straßburger Drucksprache; vgl. Scheel, S. LVI.

44. Johannes Clajus (Clay) wurde am 24. Juni 1535 in der damals zum sächsischen Kurkreis, heute zur preußischen Provinz Sachsen gehörigen Stadt Herzberg an der Schwarzen Elster geboren. 1550—1555 studierte er an der Landesschule zu Grimma, 1555—1557 an der Universität Leipzig. Er war dann zwei Jahre Lehrer in seiner Vaterstadt, wirkte hierauf neun Jahre an der Schule zu Goldberg in Schlesien, wo er zuerst Unterricht im Gesang und den Anfangsgründen des Latein erteilte, später die Lektüre der lateinischen Dichter leitete und griechische und hebräische Grammatik lehrte, nahm 1569 eine Berufung als Rektor nach Frankenstein in Schlesien an, legte jedoch sein Amt bald nieder, um in Wittenberg Theologie zu studieren. Schon im zweiten Semester seines Studiums erlangte er die Magisterwürde. Ende 1570 übernahm er das Rektorat der Schule in Nordhausen. Anfang 1573 wurde er Pfarrer in Bendeleben und wirkte dort bis zu seinem am 11. April 1592 erfolgten Tod.[1] Von seinen zahlreichen

[1] Aus diesem Abriß der Biographie des Clajus geht hervor, daß man ihn nicht als Thüringer bezeichnen oder von seinem thüringischen Dialekt sprechen darf. Ist er doch erst als reifer Mann nach Thüringen gekommen. Es gehört natürlich auf ein anderes Blatt, wenn er in der Dedikation an Bürgermeister und Rat von Erfurt diese Stadt als die Hauptstadt Thüringens rühmt, *quam ego inter dialectos linguae Germanicae non vltimam censendam esse existimo.*

Schriften seien eine griechische und eine hebräische Grammatik erwähnt. Die deutsche Grammatik erschien zuerst 1578.

45. Clajus sagt selbst, daß er seine Darstellung dem Lehrgang der lateinischen Grammatik angepaßt habe. Melanchthon ist auch für ihn das Vorbild. Von seinen beiden deutschen Vorgängern zitiert er bloß einmal Ölinger; er hat aber nicht nur ihn, sondern auch Albertus gekannt und benutzt. Die wichtigste Anregung, die er diesem verdankt, betrifft die Akzentlehre. Allein im großen und ganzen sind die Berührungen mit Albertus und Ölinger, soweit sie nicht durch das Vorbild, die lateinische Grammatik, veranlaßt sind, nicht eben bedeutend. In der Orthographie ist Clajus viel knapper als seine Vorgänger. Die dialektischen Verschiedenheiten interessieren ihn nicht; was er darüber sagt, ist verschwindend wenig und geht meist auf Albertus und Ölinger zurück. Dagegen übertrifft er diese in der Syntax an Ausführlichkeit, ohne freilich alles zu verwerten, was er aus ihnen hätte entnehmen können. In der Darstellung der Deklination und Konjugation geht Clajus seine eigenen Wege. Albertus und Ölinger setzen drei Deklinationen an, jener nach den verschiedenen Genitiv-, dieser nach den Pluralendungen; Clajus hat vier Deklinationen nach den Genera, zur vierten gehören die Adjektiva als Wörter des genus omne, allerdings inkonsequenterweise auch die schwachen Maskulina und Neutra. Die Haupteinteilung beruht auf einem törichten Prinzip, aber die Durchführung im einzelnen ist gut, denn Clajus weiß, die wirklichen Deklinationstypen in den Unterabteilungen seiner Deklinationen unterzubringen. Ähnlich ist es mit seiner Konjugationslehre. Die Einteilung der Konjugationen nach den Genera verbi ist wertlos und der Gedanke, zum Leitfaden einer Übersicht über die Bildung der Präterita und Partizipien den Stammauslaut zu wählen, nicht glücklich; aber in dieser Übersicht sind schließlich doch die starken und unregelmäßigen Verba zusammengestellt, ja sogar kleine Gruppen gebildet. Daß die Verba, die man jetzt Praeteritopraesentia nennt, einen besonderen Typus bilden, ist Clajus nicht entgangen; nur sind ihre Besonderheiten unter die verschiedenen Rubriken verzettelt, nirgend zusammengestellt. Kurzum: es fehlt dem Clajus nicht an dem Blick für das Typische, wohl aber

der Sinn für richtige Disposition. — Wie er in der Übersicht über die Tempusbildung nach einem mechanischen Prinzip eine Übersicht über die interessanten Formen gibt, so ähnlich in der Lehre vom Genus der Nomina. Es ist ihm mit Unrecht vorgeworfen worden, daß er nach der Endung Genusregeln aufstellen wollte; in Wahrheit wollte er nur ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Wörter geben, deren Geschlecht sich durch allgemeine Regeln nicht bestimmen ließ. Bloß das Prinzip der Anordnung, nach dem Endlaut, statt der uns geläufigen nach dem Anfangslaut, hat er den Genusregeln der lateinischen Schulgrammatik entlehnt. Er übertrifft in der Lehre vom Genus den Albertus, der sich beinahe ganz auf die Aufstellung von Regeln nach der Bedeutung beschränkt, durch die Reichhaltigkeit des Materials, Ölinger außerdem durch die Bequemlichkeit der Anordnung. Denn bei Ölinger mußte man für jedes einzelne Genus Regeln und Ausnahmen durchsehen, während man bei Clajus einfach unter dem Endlaut des Wortes zu suchen hatte, um das Genus zu finden.

46. Auf dem Titel der ersten Auflage steht *Grammatica Germanicae linguae . . . ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta.* Von der zweiten Auflage ab heißt es statt dessen *ex optimis quibusque Autoribus collecta.* Daß aber Clajus keineswegs seinen Standpunkt geändert hat, beweist die Beibehaltung der Widmungsschrift an Bürgermeister und Rat von Erfurt; diese ist erst seit der 6. Auflage, die 25 Jahre nach dem Tode des Verfassers erschien, weggeblieben. In der Widmung heißt es nun, es sei eine den Deutschen von Gott erwiesene Wohltat, *quòd . . . praeter cognitionem rerum Sacrarum et ad salutem nostram pertinentium, quae in libris Lutheri planissimè et plenissimè explicantur, disci potest ex ijsdem libris etiam perfecta et absoluta linguae Germanicae cognitio, tàm indigenis quàm exteris nationibus vtilis et necessaria. Quam quidem ego Grammaticis regulis hoc libro complexus sum, ex Biblijs alijsque scriptis Lutheri collectis, cuius ego libros non tàm hominis, quàm Spiritus Sancti per hominem locuti agnosco, et planè in hac sum sententia, Spiritum Sanctum, qui per Mosen caeterosque Prophetas purè Ebraicè et per Apostolos Graecè locutus est, etiam bene Germanicè locutum esse per eléctum*

suum organon Lutherum. Hier wird also zum erstenmal die unbedingte sprachliche Autorität Luthers ausgesprochen, ohne daß, wie bei Frangk, ihm andere zur Seite gesetzt würden. Tatsächlich lehrt Clajus im wesentlichen die Luthersprache; über Abweichungen in Einzelheiten vgl. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems, S. 74f. Nach Weidling, S. VII hat Clajus seiner Arbeit fast ausschließlich die Bibel von 1545 zugrunde gelegt.

Für die Geschichte der Theorie ist wichtig, daß Clajus zwar oft genug Doppelformen anführt, aber doch in einzelnen Punkten Luthers Sprache schematisiert.[1] In Betracht kommt da namentlich die Behandlung des *-e* in den Flexionsendungen der Substantiva, dessen Apokope Luther zwar später eingeschränkt, aber nie aufgegeben hat. Vgl. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers, §§ 174A, 10; 175; 188. Clajus lehrt ohne Einschränkung S. 45, daß alle Maskulina, die nicht auf *-el, -er, -en* endigen oder *-er* annehmen, im Plural auf *-e* ausgehen. Ebenso nach S. 47 die Feminina wie *Hand.* Luther läßt noch öfters die Neutra in N. A. Plural endungslos oder schwankt zwischen Formen mit und ohne *e*; vgl. Franke, § 179. Clajus weiß nichts von solchem Schwanken; endungslos sind nach S. 49f. die Wörter auf *-er, lein* «et quaedam alia», als Beispiel für diese letzteren gibt er nur *Brot.* Umgekehrt fügt Luther, wenn auch selten, im Plural den Masculinis auf *-el* und *-er* ein *-e* an: *Hügele, jüngere*; Franke, § 177. Clajus lehrt hier ohne Einschränkung Endungslosigkeit. In der 1., 3. Sg. des starken Präteritums erscheint bei Luther öfters ein paragogisches *-e*: *sahe, flohe, lase, schluge*; Franke, § 229, 1. Nach Clajus, S. 70, geht das Imperfectum entweder *in consonantem verbi* oder auf die Silbe *te* aus. Nur im Verzeichnis der vokaländernden Verba auf *-hen*, S. 102, werden die Doppelformen *sah* und *sahe, floh* und *flohe* erwähnt. — Von der Endung *-e* im Plural der alten *ô*-Stämme, Franke, § 188, 5—7; 197, weiß Clajus nichts

[1] Weidlings Vergleichung der Sprache der Grammatik mit der Sprache Luthers leidet an dem Fehler, daß sie nicht systematisch scheidet zwischen den Formen, für die Clajus eine Regel gibt, und denjenigen, die zur Illustrierung ganz andrer Erscheinungen angeführt werden.

mehr; er lehrt S. 47, daß alle Feminina auf *-e* im Plural *n* annehmen. — Luther setzt bisweilen nach dem bestimmten Artikel die starken Adjektivformen, Franke, § 214; er gebraucht ferner mitunter im Nom. des Maskulinums, im Nom. Akk. Sing. des Neutrums überwiegend die unflektierte Adjektivform statt der starken; Franke, § 201. Clajus gibt in der Lehre von der Motion, S. 22f., an, daß nach *ein* das Maskulinum auf *-er*, das Neutrum auf *-es*, nach dem bestimmten Artikel beide auf *-e* ausgehen. Auch in der Lehre von der Deklination, S. 52f., werden nach dem Artikel *der* nur die schwachen Formen angesetzt. Die unflektierte Form erscheint nach S. 23 und 52 nur im prädikativen Gebrauch. So hat schon dieser Grammatiker, der noch nicht mit dem Analogieprinzip arbeitet, gewissermaßen durch den Instinkt geleitet, die Formenfülle der wirklichen Sprache vereinfacht.

47. Die Grammatik des Clajus wurde im Jahr ihres Erscheinens in Straßburg nachgedruckt, im Todesjahr des Verfassers kam die dritte rechtmäßige Ausgabe heraus, nach seinem Tode wurde das Buch noch achtmal aufgelegt, die vorletzte Ausgabe erschien 1689, die letzte, wohl für Fremde bestimmte, 1720. Diesen großen Erfolg hat das Buch kaum seinen inneren Vorzügen zu verdanken. Mochte es auch in mancher Beziehung reichhaltiger und übersichtlicher sein als Ölingers Grammatik, für die Mitteldeutschen gab es überhaupt keine Wahl; Ölinger war wegen seiner elsässischen Schriftsprache für sie unmöglich. Und Mitteldeutschland war ursprünglich das Gebiet, das Clajus sich eroberte. Erst später kam Niederdeutschland dazu.[1] Daß das Buch in Oberdeutschland viel gebraucht wurde, ist bisher nicht bewiesen. R. v. Raumer behauptete es, gestützt auf die Tatsache, daß ein Exemplar der ersten Auflage seit dem Jahr 1595 im Besitz des Münchner Jesuitenkollegiums war und aus ihm die Widmung herausgerissen ist, sowie auf dem Titel die Worte *ex bibliis Lutheri* durchgestrichen sind; ferner glaubte Raumer, daß spätere Auflagen immer mehr Rücksicht auf die Zulassung des Buches in katholischen Ländern nahmen, da alle die Dinge beseitigt wurden, die die Jesuiten in dem Münchner Exemplar gestrichen oder herausgeschnitten haben. Vgl. Der

[1] Vgl. Reifferscheid, HZ. 40, Anz. 72.

Unterricht im Deutschen[3], S. 25ff. (K. v. Raumer, Gesch. d. Pädagogik[4] III, S. 125ff.). Dagegen hat schon Weidling S. LXXIV bemerkt, daß das Münchner Exemplar im Innern keine Streichungen anstößiger Stellen, ja überhaupt kaum Spuren der Benützung aufweist, und daß Clajus selbst schon den Titel geändert hat. Wenn seit 1617 die Widmung weg bleibt, so kann dies auch so erklärt werden, daß die Mitteilungen über persönliche Verhältnisse des Verfassers kein Interesse mehr hatten. Auch was Weidling S. LXXV über andere aus Klosterbibliotheken stammende Exemplare mitteilt, beweist wenig.[1] Eher kommt in Betracht, daß der in Ingolstadt (früher in München) als Sprachlehrer wirkende Spanier Johannes Angelus a Sumaran die Grammatik des Clajus von S. 10—76, 29 der Ausgabe von Weidling mit ganz geringfügigen Abweichungen als 12. Buch in seinen Thesaurus fundamentalis quinque linguarum (Ingolstadt 1626) aufnahm und einiges aus ihr im 7. und im 13. Buch verwertete, die neben der Aussprache auch einzelne Teile der deutschen Grammatik für Italiener, bzw. Spanier darstellen.[2] Aber Sumaran wagte den Namen seines Gewährsmannes nicht zu nennen; er sagt am Schluß des 12. Buchs,

---

[1] Es handelt sich um die Münchner Exemplare der Ausgaben von 1625 und 1720 und die Breslauer von 1689 und 1720. Aber schon 1625 hatte man kaum eine Wahl, wenn man überhaupt eine deutsche Grammatik kaufen wollte. Brückers und Schöpfs Bücher waren nie sehr verbreitet, die des Albertus und Ölingers wohl nicht mehr leicht aufzutreiben. Mit dem Protestanten Ritter war man nicht besser daran als mit Clajus. Noch schwieriger war es 1689 eine von einem Katholiken geschriebene Grammatik zu erlangen. Übrigens gehören Iglau und Glogau, woher die Breslauer Exemplare stammen, zum mitteldeutschen Sprachgebiet.

[2] Nämlich die Lehre vom Genus, der Deklination und der Species der Nomina = Clajus 26, 14—60, 7. Die Darstellung der deutschen Aussprache im 7. und 13. Buch ist selbständig. Dabei scheut sich Sumaran nicht, sich mit seinem aus Clajus abgeschriebenen 12. Buch in Widerspruch zu setzen; die Buchstaben *g, l, r,* heißen hier *ge, el, er,* im 7. Buch S. 94 und im 13. Buch S. 208 *Ie* (in spanischer Orthographie *ye*), *al, arr.* (Vgl. dazu Schmeller, Bair. Wb. I, 853. 1399). Auch in den auf Clajus beruhenden Teilen zeigt sich Sumaran ein klein wenig selbständiger als im 12. Buch.

S. 206: *Totam hanc pronunciationem Germanico Latinam, ex quodam Authore desumsi mutatis mutandis.*[1] Das macht eine weitere Verbreitung des Clajus im katholischen Süden nicht eben wahrscheinlich.

48. Die drei ältesten Grammatiker haben sich, wenn auch Ölinger den Albertus und Clajus beide Vorgänger benutzte, doch jeder selbständig den Weg von der lateinischen in die deutsche Grammatik gebahnt. Nach Clajus vollzieht sich, obwohl der Einfluß der lateinischen Grammatik fortbesteht, eine innere Entwicklung der deutschen Sprachlehre. Schon Ritter schließt sich enge an Clajus an; besonders wichtig war, daß Schottelius später das gleiche tat. So sind gewisse Lehren des Clajus dauernd oder eine Zeit lang für die deutsche Grammatik typisch geworden: die Ansetzung eines unbestimmten Artikels, die Übersicht über die Genera nach dem Endbuchstaben, die Darstellung der Species nominis nach den Endungen, die Einteilung der Deklinationen, diese freilich mit der Modifikation, die Ritter an ihr vornahm. Auch die Syntax des Clajus liegt der des Schottelius und durch diesen anderen zugrunde. Am schnellsten wurde die Orthographie und die Lehre vom Verbum überholt. Auch die Akzent-

[1] In der Überschrift des 12. Buchs heißt es: *Recta ac genuina Germanicae linguae pronuntiatio, et fundamenta, Ex varijs Autoribus collecta, et in talem formam et ordinem nunquam hactenus redacta.* Das ist eitel Geflunker; Sumaran hat einfach den Clajus abgeschrieben. Seine Zusätze sind minimal; unter den Beispielen schiebt er ein 27, 16 *Die Iser, Isara*, 54, 20 *Iserberg*, 54, 21 *Donaw*, 57, 11 *Spanisch*, 58, 20 *Spanier*. Statt *Saxonice* 16, 3 setzt er *Belgicae* (!). Ausgelassen ist alles, was an die lutherische Herkunft der Quelle erinnert. So sämtliche Fundstellen der biblichen Zitate, z. B. 13, 13. 14 *Josuae* 21; ferner 22, 2 *vel* — 4 Schluß, wegen der Erwähnung Luthers; 56, 22. 23 *Altarman, Altarleute*; 57, 13 *Papistisch*. Wegen der persönlichen Beziehungen ist 42, 23—27 gestrichen. Sonst zeigt sich in den Auslassungen kaum ein Prinzip; sie häufen sich gegen den Schluß und verdunkeln mitunter den Zusammenhang. Für die Flüchtigkeit Sumarans zeugt u. a. die Beibehaltung von 28, 26. 27: *De caeteris numeralibus vide infra in Syntaxi;* die Syntax behandelt er gar nicht, und demgemäß hatte er 10, 12 *quantum* — 16 Schluß geändert. Benutzt ist Clajus in der Ausgabe von 1617 oder 1625.

lehre genügte nicht mehr, als man die Prosodie für eine Angelegenheit der Metrik ansah.

49. Stephan Ritter, geboren 1589 zu Grünberg in Oberhessen, besuchte die Lateinschule in Grünberg, dann das Pädagogium in Marburg. Nachdem er auf den Universitäten Marburg und Gießen studiert hatte, begab er sich auf Reisen, die ihn nach Italien und Frankreich führten. Im Jahre 1612 erteilte er in Lyon zwei angesehenen Männern, mit denen er befreundet war, den Brüdern Hadrianus und Franciscus Connanus, deutschen Unterricht. Dasselbe scheint er in Straßburg getan zu haben; wenigstens sagt er, daß einige dort studierende Franzosen ihn zur Veröffentlichung seiner Grammatik aufgefordert hätten. Im März 1614 befindet er sich in Lippstädt, wohin er als Konrektor des Gymnasiums berufen worden war. In dieser Stellung ließ er seine deutsche Grammatik drucken. Sie trägt auf dem Titel die Jahreszahl 1616, die Dedikation an den Landgrafen Philipp von Hessen ist vom 24. Juli 1615 datiert. Im Herbst 1616 kam er als Rektor des Gymnasiums nach Corbach im Waldeckischen. Dort verfaßte er mehrere Werke, zum Teil im Anschluß an seine Schultätigkeit, so eine «Institutio Syntactica» und eine «Etymologia» (beide 1617), ein «Vocabularium germanico-latinum» (1620), «Rudimenta grammatica» (1628). — In seiner «Nova Didactica» (1621) trägt er Gedanken des Ratichius vor, als dessen Gegner er sich gebärdete.[1] Nach 1637 verschwindet seine Spur.

50. Ritters Buch ist aus dem Unterricht hervorgegangen, den er in Lyon seinen französischen Freunden

[1] Vgl. G. Vogt in der Zeitschrift Beiträge zur Geschichte der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont, hsg. von L. Curtze, 2, S. 129ff. In seinem Buch «Wolfgang Ratichius», S. 44, führt Vogt unter den Büchern, in denen Ritter als Rektor in Corbach «Ratichius' Lehrart als seine eigne . . . zum besten gab», auch an: «Grammatica germanica nova. Marpurgi 1616. 15 Bl. 8°.». Das müßte ein Auszug aus der im folgenden besprochenen, gleich betitelten, im gleichen Format, am selben Ort und im selben Jahr erschienenen sein. Denn diese enthält nicht die geringste Spur von Ratichischen Einflüssen, sie hat auch nicht 15 Blätter, sondern 14 Bogen und Ritter war zur Zeit ihres Erscheinens noch nicht in Corbach. Ich vermute jedoch einen Irrtum Vogts. Stünde das von ihm genannte Buch wirklich unter Ratichius' Einfluß, so müßte es trotz des lateinischen Titels deutsch abgefaßt sein. Es wäre dann die erste vollständige deutsche Grammatik in deutscher Sprache, und über eine so merkwürdige Schrift hätte doch wohl Vogt, wenn er sie gesehen hätte, etwas mehr gesagt. Man beachte, daß Ritters Grammatik 15 Blätter Vorstoß hat!

erteilte; die Grammatik wird auf dem Titelblatt bezeichnet als *usui omnium aliarum nationum hanc* (scil. *Germanicam*) *linguam affectantium inserviens, praecipue vero ad Linguam Gallicam accommodata.* In der Vorrede an den Leser möchte er glauben machen, daß er seine Regeln unmittelbar dadurch gewonnen habe, daß er aus einem Lexikon alle deutschen Wörter auf Zettel schrieb und diese dann nach verschiedenen Gesichtspunkten ordnete. Aber in Wahrheit lehnt er sich an Clajus an und hat außerdem Ölinger benutzt. Jedoch bewahrt er sich durchaus sein selbständiges Urteil und ist in manchen Punkten über seine Vorgänger hinaus gekommen. Seine Darstellung der Nominaldeklination und der Konjugation ist für die deutsche Grammatik bedeutsam geworden. Er behält zwar die Vierzahl der Deklinationen des Clajus bei, beschränkt jedoch die vierte Deklination auf die Adjektiva und reiht die schwachen Substantiva in die erste und dritte Deklination ein. In der Lehre vom Verbum macht er wie Becherer (**55**) aber wohl unabhängig von ihm den Unterschied der starken und schwachen Tempusbildung zur Grundlage der Einteilung. Die schwachen Verba bilden die erste, regelmäßige, die starken die zweite, unregelmäßige Konjugation und werden mit ihren charakteristischen Formen alphabetisch aufgezählt. Diese Darstellung ist, freilich in der verschlechterten Gestalt, die ihr Schottelius gab, bis ins 18. Jh. typisch. Typisch wird ferner die Voranstellung der Paradigmen der Hilfsverba, die Ritter von Ölinger gelernt hatte. Einen fortgeschrittneren Standpunkt zeigt Ritters Lehre vom Verbum auch darin, daß er im Subjunktiv beinahe nur wirkliche Konjunktivformen ansetzt. Den Optativ behält er bei, aber gegen seine bessere Überzeugung. Vgl. Kap. 14.

Andere Anregungen Ritters sind unbeachtet geblieben. Freilich, wenn er sich in der Vorrede neben der Deklinations- und Konjugationslehre auch die Darstellung des Akzents, des Genus und der Bedeutung der Pronomina zum Verdienst anrechnet, so muß man sagen, daß er in den ersten beiden Punkten nicht wesentlich über Clajus hinausgekommen ist. Aber sein umfängliches Verzeichnis der abgeleiteten Substantive, die mit dem Verbalstamm identisch sind (z. B. *Kauf, Geißel*), hätte ein besseres Schicksal

verdient; es wurde von Schottelius nicht beachtet, weil es zu seiner Theorie der Ableitung nicht paßte. Die Einwirkung Ritters auf die Folgezeit ist aber durch Schottelius vermittelt. Sonst wird er noch von dem beinahe ganz einflußlosen Gueintz benutzt. Weiter verbreitet war sein Buch nie, vielleicht wegen der unglaublichen Unkorrektheit des Textes und wegen seines sprachlichen Standpunkts.

51. Denn Ritters Verhältnis zur Sprache Luthers ist ein anderes als das des Clajus. Wohl sagt er mit einer seinem Vorgänger abgelernten Wendung von Luthers Bibel, sie sei *tanta sermonis rotunditate et perspicuitate translata, ut non tam Lutheri quam S. Sancti dictantis verba dicenda veniant,* und rät ihre Lektüre den Benutzern seiner Grammatik an; aber er stellt neben Luther als *puros authores* die neuesten Übersetzer des Sleidanus, Livius und Josephus. Ferner begnügt sich der praktische Sprachlehrer nicht mit dem Hinweis auf Druckschriften, er rät die Konversation mit Deutschen an. Dabei zeigt er den lokalen Verschiedenheiten gegenüber eine Weitherzigkeit, die an die süddeutschen Theoretiker des 16. Jhs. erinnert. Nur vor der Sprache der Grenzstämme warnt er, der Schweizer, insbesondere der Graubündner, «*quorum lingua pulmentum est ex lingua Italica et Germanica confectum*», der Tiroler, «*ob eandem rationem*», der «Belgae», «Batavi», Friesen und Westfalen. Er empfiehlt den Verkehr mit denen, die «*in umbilico quasi Germaniae*» wohnen. Von diesen erteilt er zwar den Meißnern das Lob, daß sie «*puritate sermonis aliis omnibus antecellunt*», aber ohne einen Unterschied zu machen zählt er hintereinander auf die Thüringer, Obersachsen, Hessen, Franken, Elsässer, Schwaben.

Seine eigene Sprache weicht mannigfach von der Luthers und den Vorschriften des Clajus ab. Vgl. Grosse, S. 45ff. Wohl stimmt es zu der spätern Entwicklung der Gemeinsprache, daß er im Singular des Präteritums der ersten Ablautklasse, wo Luther durchwegs das alte *ei* bewahrt, diesen Diphthong fast gar nicht mehr kennt. Aber wenn er im N. A. Pl. der Adjektive nach Artikel nur die Endung *-e* ansetzt, während Clajus Luthers Schwanken zugunsten des *-en* schematisiert, so widerspricht das dem

überwiegenden ostmitteldeutschen Gebrauch. Charakteristisch ist die weit über Luther hinausgehende Zulassung von *-en* im Nominativ der schwachen Ferminina, namentlich aber Ritters Ansichten über den freien Antritt und das Fehlen des *-e*. Vgl. Abhandlungen zur germ. Philologie, Festgabe für Heinzel, S. 48ff. Im Plural der Substantiva wie *Baum, Brust* fordert er *-e* nur im Nominativ und Akkusativ, dem Genitiv spricht er es ausdrücklich ab. Auch kennt er es nicht im Dat. Sing. der starken Maskulina und Neutra. Das kann man nicht mehr als Schematisierung des Lutherschen Gebrauchs auffassen, während die Regeln des Clajus beinahe durchaus im Einklang mit der Entwicklung der Sprache in Ostmitteldeutschland stehen.

52. Im Jahre 1625 erschienen zu Mainz: Institutiones in linguam Germanicam, sive Allemannicam. Ex quibusuis probatissimis Authoribus excerptae, ac in gratiam Studiosae, imprimisque Lotharingicae, Iuuentutis conscriptae. Per Henricum Schoepfium. Der Verfasser war katholischer Priester, stammte aus Ingelheim bei Mainz und lebte, als das Buch erschien, in Nancy. Er widmete es dem Bischof von Toul Nikolaus Franz von Lothringen. Auch diese Schrift verdankt ihre Entstehung der Praxis des Sprachunterrichts.

In der Lehre von der Aussprache nimmt Schöpf nicht nur auf das Französische, sondern auch auf das Italienische und Spanische Rücksicht. Er sagt, daß er den Druck zunächst unterlassen habe, als er hörte, daß es schon zwei deutsche Grammatiken gebe. Er meint wohl die Bücher des Clajus und Ritters. Wie Clajus teilt er die Konjugationen nach den Genera verbi ein, an Ritter und an Clajus gemahnt die Darstellung der Deklination und die Lehre vom Genus. Doch hat er wahrscheinlich auch das Buch des Albertus, vielleicht auch Ölinger gekannt. Übrigens zeugen die Institutiones von selbständiger Durcharbeitung des Materials. Interessant sind seine Angaben über deutsche Aussprache. In der Lehre vom Akzent, die übrigens von Albertus beeinflußt sein dürfte, ist er der erste, der eine Mehrheit von Ikten in einem Wort anerkennt. Sonst zeigt sich kaum ein Fortschritt in der Erkenntnis. Die Sprache, die er lehrt, weicht stark vom Ostmitteldeutschen ab;

vgl. v. Bahder, Grundlagen des nhd. Lautsystems, S. 78f. In der Zulassung der *-e*-Apokope geht er noch weiter als Ritter. Schöpfs Institutiones wurden die Hauptquelle der Grammaire allemande des Franzosen P. Bense du Puis (1643), der Mitglied der Deutschgesinnten Genossenschaft war und von ihrem Stifter Zesen aus Kamaraderie öfters zitiert wird. Für die Entwicklung der Theorie in Deutschland war Schöpfs Buch ohne Bedeutung.

53. Dasselbe gilt von der großen Masse der später für Fremde geschriebenen Grammatiken, namentlich von den im Ausland erschienenen. Ausnahmen kommen ja vor: Körbers Bearbeitung der Belschen Grammatik und Steinbach haben auf die deutsche Theorie eingewirkt. Nur solche Sprachlehren für Fremde werden in den spätern Kapiteln besprochen werden. Es ist übrigens zu beachten, daß auch einige Grammatiker, die wie Schottelius und Stieler ihre Werke in erster Linie für deutsche Leser bestimmten, sie doch durch Beifügung einer lateinischen Übersetzung auch Nichtdeutschen zugänglich machen wollten.

Anm. 1. Gar nicht in den Rahmen unserer Darstellung fallen Vokabularien und Gesprächsammlungen, wenn sie auch hie und da Bemerkungen über deutsche Aussprache oder Übersetzungen fremder Flexionsschemen enthalten. Solche Sprachbücher treten seit dem 15. Jh. auf, vgl. Brenner, Germania 31, S. 129 ff., Bayerns Mundarten 2, S. 384 ff.; R. Schmertosch von Riesenthal, Neue Jahrb. f. d. klassische Altertum, 14. Jg. (1904), S. 52 ff.; E. C. Reichard, S. 493. Hierher gehört auch eine frühere, noch keine deutsche Grammatik enthaltende Fassung von Sumarans Thesaurus (47): Das Newe Sprachbuch, München 1621, dem 1617 sein Tyrocinium gallicum, italicum et germanicum vorangegangen war.[1]

Anm. 2. Von Gueintz wird öfters Hulsius zitiert. Damit ist der französisch geschriebene Abriß der deutschen Grammatik in des Levinus Hulsius «Dictionarium Teutsch Frantzösisch, vnnd Frantzösisch Teutsch» gemeint. In der ersten Auflage von 1596

[1] Da R. Hanns, S. 33, Fußn., unter den ihm nicht zugänglichen «deutsch-grammatischen» Werken auch «eine Schrift Bartholomaei Scheraei Wittenbg. 1619» nennt, so sei bemerkt, daß, wie schon E. C. Reichard, S. 68 f., festgestellt hat, die «Geistliche, weltliche und häusliche Sprachenschule» des Scheräus in einer Geschichte der deutschen Grammatik nichts zu suchen hat.

umfaßt er $5^1/_2$ Seiten in 4^0. Die Lehre von der Aussprache beruht auf Ölinger und Clajus, enthält aber auch ein paar selbständige Bemerkungen, von denen freilich nur die Beobachtung der dem Niederländer auffälligen aspirierten Aussprache des *k* gut ist. Nichts als ein dürftiger und flüchtiger Auszug aus Clajus sind die folgenden Abschnitte über die Artikel, die Komparation, die Genera und die Konjugation. Gueintz hat eine spätere Auflage benutzt, die etwas reichhaltiger, aber ebenso unselbständig gewesen zu sein scheint.

II. Die deutsche Sprachlehre als Einführung in den grammatischen Unterricht.

54. Literatur: A. Israel, Wolfgang Ratke (Ratichius), in K. A. Schmids Geschichte der Erziehung III, 2 (Stuttgart 1892), S. 1 ff. — Gideon Vogt, Wolfgang Ratichius (Die Klassiker der Pädagogik. Hsg. von G. Fröhlich, Bd. XVII), Langensalza 1894. — J. Lattmann, Ratichius und die Ratichianer[1], Göttingen 1898. — C. F. Linderström-Lang, Wolfgang Ratichius, Kopenhagen 1903. — G. Krause, Wolfgang Ratichius oder Ratke im Lichte seiner und der Zeitgenossen Briefe, Leipzig 1872. — Ratichianische Schriften I, II. Hsg. von P. Stötzner (Neudrucke pädagogischer Schriften. Hsg. von A. Richter, IX, XII), Leipzig 1892, 1893. — H. Siebeck, Christoph Helwig als Didaktiker (Sonderabdruck aus: Die Universität Gießen von 1607—1907. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier hsg. von der Universität Gießen), Gießen 1907. — F. J. Hilfenhaus, Die pädagogischen Bestrebungen Johannes Kromayers, Leipziger Diss. 1889.

55. Eine Übergangsstellung nimmt Johann Becherers, Rektors zu Mülhausen in Thüringen, im Jahre 1596[2] erschienene Synopsis grammaticae tam Germanicae quam Latinae et Graecae ein. Mit den im ersten Abschnitt geschilderten Büchern verbindet sie die Sprache; auch der erste, vom Deutschen handelnde Teil ist überwiegend lateinisch geschrieben. Daneben finden sich aber auch schon deutsche Partien. Kennzeichnend für das Buch

---

[1] Auf die Frage, welcher Anteil an den unter dem Namen des Ratichius gehenden Gedanken ihm selbst und welcher den Ratichianern zukommt, trete ich nicht ein.

[2] Diese Jahreszahl steht auf dem Titel und auf der letzten Seite. So wird die Datierung der Zuschrift an Bürgermeister und Rat von Mühlhausen, «Idibus Ianuarij Anno partus virginis M. D. XCIII», einen Druckfehler enthalten.

ist jedoch nicht so sehr die immerhin beschränkte Anwendung der deutschen Sprache wie seine Bestimmung. An Ausländer denkt der Verfasser gar nicht. Der nächste Zweck ist die Vorbereitung auf die lateinische Grammatik. «*Atque ut velut a materno lacte ordirer, Declinandi et Conjugandi rationem in sermone nobis vernaculo tironibus praefigurare volui, sic eos discrimina Modorum, Temporum, Numerorum, Personarum, Casuum ipsarumque significationum citius arrepturos, ac tenacius mente retenturos ratus. Ad quam rem multum facit similitudo modorum et temporum in latina et germanica lingua.*» Der deutschen Grammatik folgt die lateinische, dieser die griechische; in allen wird, sagt Becherer, dieselbe Methode und dieselbe Terminologie angewandt, und was allen Sprachen gemeinsam ist, wird nicht wiederholt, vielmehr «*subinde ad priora, tanquam ad generalia*» verwiesen. Es sind dies didaktische Grundsätze, die die größte Ähnlichkeit mit den später von Ratichius aufgestellten zeigen.

Neben dem propädeutischen Zweck verfolgt Becherer noch andere Absichten. Mit der Lehre von der Tempusbildung wünscht er den Schüler nicht zu behelligen, sondern nur zu zeigen, daß auch die deutsche Sprache ihre Regeln habe und deren Zahl gering sei — das patriotische Moment —, und außerdem die Erlernung der Orthographie zu erleichtern. «Orthographie» ist dabei in einem weitern Sinn zu nehmen; aus den wenigen angeführten Beispielen erhellt, daß es sich auch um die Vermeidung dialektischer Formen, wie *leist, leit* statt *ligest, liget* handelt. Es tritt also auch die Absicht hervor, Deutschen die deutsche Schriftsprache zu lehren.

Eine vollständige Grammatik hat Becherer nicht geliefert. Prosodie und Syntax fehlen. Die Anordnung ist eigentümlich. Der Aufzählung der Buchstaben folgt sofort die Lehre vom Pronomen, die auch die Aufzählung der gemeinsamen Akzidentien aller deklinierbaren Wörter enthält. Äußerst knapp ist der Abschnitt vom Nomen; außer der Einteilung in Substantiv und Adjektiv kommt nur die Komparation zur Sprache. Beinahe 23 von den 34 Seiten des deutschgrammatischen Teils nimmt die nun folgende Lehre vom Verbum ein. Becherers Anschluß an die Reformatoren der lateinischen Schulgrammatik bewirkt, daß

hier schon eine Menge von Zügen vereinigt sind, die erst allmählich im 17., teilweise erst im 18. Jh. für die deutsche Grammatik typisch werden. Nur in zwei Punkten hat er, in Ölinger, einen Vorgänger, nämlich in der Voranstellung der Paradigmen der Hilfsverba und in der Anerkennung der indikativischen Natur der Verbindung von Indikativformen von *werden* mit dem Infinitiv des Perfekts. Ohne Vorgänger ist er in der Beseitigung des Optativs, der Weglassung der Konjunktivpartikeln und der Indikativformen aus den Konjunktivparadigmen, sowie in der Ansetzung zweier Futura des Konjunktivs, die durch die Verbindung des Infinitivs mit den Konjunktivformen *werde* und *würde* gebildet werden. Ferner ist Becherer der erste deutsche Grammatiker, der den Unterschied starker und schwacher Tempusbildung zum Einteilungsgrund der Konjugationen gemacht hat. — Der Lehre vom Verbum folgt die Darstellung der Präpositionen, bei der es hauptsächlich darauf abgesehen ist, die verschiedenen lateinischen Entsprechungen desselben deutschen Wortes einzuprägen. Nach einem kurzen Abschnitt über die Verbindung von Adverbien und Konjunktionen mit dem Indikativ oder Konjunktiv folgt zum Schluß die Orthographie in zwölf Regeln. Hier lehrt Becherer, wiederum als der erste, die Großschreibung der Substantiva.

Einfluß auf die späteren Grammatiker scheint — trotz mancher Übereinstimmungen mit Kromayer — Becherer nicht geübt zu haben. Er blieb auf halbem Wege stehen. Sollte mit der deutschen Sprachlehre der Zweck verfolgt werden, den grammatischen Schematismus an bekanntem Material zu lehren, so war es nicht wohlgetan, sie lateinisch vorzutragen. So wird doch wohl als der erfolgreiche Verfechter jenes methodischen Grundsatzes auch weiterhin Ratichius zu gelten haben.

Anm. Auf der letzten Seite von Girberts Deütscher Grammatica (1653) steht ein lateinisches Gedicht mit der Überschrift «*Calcar Gotofredi Cundisij SS. Th. D. & Prof. Jenensis literis consolatoriis Anno 1645 3. Feb. annexum*», worin Girbert aufgefordert wird, endlich seine deutsche Grammatik zu veröffentlichen. «*Qvi te præcessit RECTOR BECHERERUS, acutus GRAMMATICUS, Tyro memini, volvebat eandem Maternam in Lingvam molem. Conamina rupit Mors.*» Danach hätte Becherer noch ein anderes grammatisches Werk geplant. Aber es könnte

eine Erinnerungstäuschung des Verfassers dieser Verse vorliegen; war doch Becherer schon 1617 gestorben, nachdem er bereits einige Jahre früher seine Stelle in Mülhausen verloren hatte. — Während E. C. Reichard, S. 231 f., nur von dieser Notiz über Becherers deutsche Grammatik wußte, wies Heynatz in seinen «Briefen die Deutsche Sprache betreffend», V. Teil, S. 131, auf die Synopsis hin, ohne sie jedoch selbst gesehen zu haben. Neuerdings hat dann auf das Buch aufmerksam gemacht Jordan, Zs. f. d. deutschen Unterricht 9, S. 708 ff.

56. Wolfgang Ratichius, geb. zu Wilster in Holstein am 18. X. 1571, gest. zu Erfurt am 27. IV. 1635, trat seit dem Jahre 1610 in Deutschland als Verkündiger einer neuen Lehrart auf, wußte gelehrte Mitarbeiter zu gewinnen, Fürsten und Reichsstädte für die Durchführung seiner Pläne zu erwärmen, hatte aber nirgends dauernden Erfolg, da er sich beinahe mit allen Genossen und Gönnern zerstritt. Seine Lehrart, die er als ein notwendiges Mittel zur Hebung des religiösen und nationalen Lebens ansah, beruhte einerseits auf einer verbesserten Unterrichtsmethode, anderseits auf einer neuen Darstellung der zu lehrenden Wissenschaften. Die Lehrbücher der verschiedenen Disziplinen sollten im Inhalt einander nicht widersprechen und nach denselben Grundsätzen abgefaßt sein, insbesondere sollten alle Grammatiken, soweit es die Beschaffenheit jeder Sprache erlaubte, nach demselben Plan geschrieben werden. Ratichius meinte, man könnte in allen Sprachen Schulen einrichten, nicht nur in lateinischer, griechischer, hebräischer, sondern auch in deutscher Sprache. Seien doch die «Künste und Fakultäten» an keine Sprache und die Sprachen an keine Künste und Fakultäten gebunden; es könnten also alle Wissenschaften auch in deutscher Sprache gelehrt werden. Von diesen deutschen Schulen erhoffte Ratichius viel; er glaubte, daß durch sie «die teutsch Sprach vnd Nation mercklich zu beßern vnd zu erheben stehet»[1], daß durch sie ein Punkt seines dem Reichstag zu Frankfurt am 7. Mai 1612 übergebenen Memorials verwirklicht werden könne, nämlich «wie ein eintrechtige sprache im Reich bequemlich einzuführen, das ist, wie Sachsen, Francken, Schwaben, Düringer etc. der

[1] Erklerung des Memorials vom 7. V. 1612, bei Stötzner I, S. 26.

Hochdeutschen Sprachen gewehnen, vnd nachmahls derselben sich einmütigk gebrauchen mügen».[1] Über den deutschen Schulen seien die andern nicht zu vernachlässigen, aber jedesfalls müsse nach dem Grundsatz *omnia docenda per notiora* jeder zuerst in der Muttersprache unterrichtet werden. Einen Bestandteil dieses Unterrichts müsse die Unterweisung in der deutschen Grammatik bilden, die damit also zu einem Gegenstand der Elementarschule gemacht wird. Da alle Sprachlehren auf denselben Schlag verfertigt werden sollen, kennt der Schüler, wenn er zu einer fremden Sprache übergeht, bereits das Gerippe der Grammatik, das, was allen Sprachen gemeinsam ist, und hat nur mehr die Besonderheiten der neuen Sprache zu lernen. Der Unterricht in deutscher Grammatik erfüllt mithin einen doppelten Zweck: die deutsche Sprachlehre wird um ihrer selbst willen getrieben und ist zugleich eine Vorbereitung auf das grammatische Studium der anderen Sprachen.[2] Dieser Punkt des Programms ist auch teilweise verwirklicht worden; während aus den deutschen Schulen für alle Wissenschaften nichts wurde, ward die deutsche Grammatik in Hessen, Weimar und Köthen in den Unterrichtsplan der Elementarschule aufgenommen.

57. Ratichius selbst hat keine deutsche Grammatik zum Druck befördert. Die Gothaer Bibliothek besitzt mehrere handschriftliche Arbeiten; eine Beschreibung und knappe Inhaltsangabe gibt J. Müller in den Pädagogischen Blättern hsg. von C. Kehr, IX, S. 76ff., 156.[3] Nicht mit Sicherheit

[1] Grundlicher vnd bestendiger Bericht Meines Memorials, 3; Stötzner I, S. 29.

[2] *Germanica Grammatica, quae est quasi Isagoge ad omnes linguas* heißt es in der Desiderata methodus nova Ratichiana (1615), S. 59 (Stötzner II, S. 45). Den inneren Wert des deutschsprachlichen Unterrichts betont die Köthener Schulordnung vom Jahre 1620 in der Instruktion für die dritte Klasse III: «Der Zweck dieser letzten arbeit wird sein: Die Sprachlehr in der Muttersprach, so wol die Allgemeine als die Sonderbahre . . . . gnugsam verstehen, Das ist: Nach der Sprachlehr reden und Schreiben, und anderer Leute rede und Schrifften nach der Sprachlehr verstehen können.» (G. Krause, Wolfgang Ratichius, S. 105; Stötzner II, S. 78.

[3] Nach G. Krause, Wolfgang Ratichius, S. 95, Fußn., ist in Köthen das Manuskript einer Sprachlehre vorhanden, deren In-

ist Ratichius' Anteil an den während seiner Tätigkeit in Köthen 1619 dort gedruckten Büchern zu bestimmen. In Betracht kommt die Grammatica universalis: Pro didactica Ratichii, die in mehreren Drucken vorliegt und ins Deutsche übersetzt ist unter dem Titel: Allgemeine Sprachlehr Nach Der Lehrart Ratichii. Dieser deutschen Übersetzung sind Paradigmen angehängt: «Die Sonderbaren Eigenschafften der Nennwörter, Sprechwörter vnd Theilwörter. Nach den Abweichungen vnd Verenderungen». Die Paradigmen der Verba sind auch selbständig gedruckt unter dem Titel: «Die Verenderungs-Vorbildung Der Zeitwörter». In Magdeburg, wo sich Ratichius von 1620—1622 aufhielt, erschien 1621 eine neue Ausgabe der Paradigmen: «Etliche Eigenschafften der Nennwörter, Vornennwörter, Sprechwörter vnd Sprechnennwörter, nach den Abweichungen vnd verEnderungen zu der Lehrart Ratichii.» Vgl. G. Vogt, Programm des Gymn. zu Cassel 1882, S. 11f., Nr. 38—43; S. 20, Nr. 87. Die Allgemeine Sprachlehr ist abgedruckt als Beilage 7 in G. Vogts Wolfgang Ratichius, S. 265ff., die Paradigmen leider nur im Auszuge, ferner ohne die Paradigmen von Stötzner II, S. 126ff.

Die allgemeine Grammatik ist eine Erklärung des grammatischen Schematismus und der grammatischen Terminologie in Katechismusform. Die Erläuterung durch Beispiele sollte der Lehrer geben. Die Köthener Schulordnung forderte dies ausdrücklich in der Instruktion für die dritte Klasse. Vgl. G. Krause, Wolfgang Ratichius, S. 103ff.; Stötzner, II, S. 75ff., insbesondere II, § 3: «die allgemeine Sprachlehre wird darumb in der Muttersprach vorgegeben, auff

---

haltsverzeichnis von Gueintz geschrieben ist. Von ihm und dem Fürsten Ludwig von Anhalt rühren zahlreiche Verbesserungen her. Ich bezweifle, daß diese Grammatik für den Elementarunterricht bestimmt war, dazu ist sie zu umfangreich: das Manuskript umfaßt 171 Quartseiten. Vielleicht enthält es die später (1641) gedruckte Gueintzsche Sprachlehre. G. Krause sagt in seinem 1879 erschienenen Buch «Ludwig Fürst zu Anhalt-Cöthen», III, S. 169, er könne über den Inhalt des Gueintzischen Werkes nichts Näheres mitteilen, da in Köthen weder Manuskript noch Abdruck vorhanden sei. Hatte aber Krause noch im Jahre 1879 Gueintzens Grammatik nicht gesehen, so konnte er 1872 unmöglich wissen, ob das anonyme Manuskript nicht etwa dieses Werk enthalte.

das sie durch exempel derselben sprach desto leichter gelehret und gelernet werden könne». Nach II, § 2, sollte damit der Unterricht in der deutschen Grammatik in der Weise verbunden werden, daß man in den von der Flexion handelnden Abschnitten der allgemeinen Grammatik «anstatt eines exempels» die deutschen Paradigmen vorführte.

In den Paradigmen werden die Substantive von den Adjektiven getrennt. Es werden vier Substantivdeklinationen angenommen, offenbar nach den verschiedenen Pluralendungen *(-e, -en, -er, ø)*. In den Paradigmen der Verba ist nicht nur der Optativ, sondern auch der Konjunktiv weggelassen. Durchkonjugiert werden die vier Verba *Ich liebe, treibe, werffe, zwinge,* ferner *Ich bin, habe, werde, kan, mag, soll, will.* Die Auswahl der Paradigmen ist vielleicht durch Kromayers Grammatik (s. **59**) beeinflußt; jedoch ist für die Vierzahl der Vollverba offenbar nicht die Kombination der Ablautvokale ausschließlich maßgebend gewesen; *werffen* scheint gewählt wegen des Wechsels der Vokale im Präsens.[1] Die Kunstwörter sind in der Sprachlehre wie in den andern Ratichischen deutschen Lehrbüchern durchaus verdeutscht.

58. Älter als die Köthener Sprachlehr, aber im selben Jahre gedruckt ist eine ähnliche Arbeit, deren Verfasser, ursprünglich ein begeisterter Anhänger und Mitarbeiter des Ratichius, sich bald mit ihm entzweit hatte und auf eigene Hand das Werk der Schulreform durchzuführen suchte.

Christoph Helwig, geboren am 26. XII. 1581 zu Sprendlingen in Starkenburg, ein frühreifes Talent, mit achtzehn Jahren

[1] Nach J. Müller, Päd. Blätter IX, S. 76, Fußn. 1, werden auch in der von Ratichius' Hand geschriebenen «Wortschickungs Lehr» vier Konjugationen aufgestellt, die erste ist die, «welche die fast vergangene in *te* vnd die vergangene in *et* enden thut», die zweite, deren Präsens-*ei* im Prät. und Partizipium Perf. in *ie* ablautet, die vierte, deren Präsens-*i* zu *a*, bzw. *u* wird, «zur 3. Conjugation werden die übrigen jetzt zur starken Conjugation gezählten Zeitwörter gerechnet». Diese übrigen starken Verba (Klasse 2. 3b. 4. 5. 6. 7.) haben aber beinahe durchaus im Präsens Vokalwechsel: *ie—eu, e—i, a—ä, o—ö, au—äu.* Dagegen stimmt es ganz zu dem Einteilungsprinzip Kromayers, daß in der von Müller, S. 78 unter Nr. 45, verzeichneten «Bewegung der Sprechwörter» gerade die Paradigmen von *lieben, treiben, tragen, binden* gegeben werden.

Magister, mit zwanzig Professor in Marburg, seit 1605 in Gießen, ein guter Kenner der orientalischen Sprachen, machte 1612 die Bekanntschaft des Ratichius und erhielt im folgenden Jahre von seinem Landesherrn den Auftrag, im Verein mit seinem Kollegen Jungius bei Ratichius die neue Lehrart zu studieren, um sie später in Gießen einzuführen. Die beiden Professoren arbeiteten mit dem Didaktiker erst in Frankfurt, dann in Augsburg zusammen. Dort kam es zum Bruch; Helwig verließ im Mai 1615 Augsburg und kehrte nach Gießen zurück. Hier wirkte er für die Einführung der neuen Lehrart, von deren Wert er trotz des Zerwürfnisses mit Ratichius überzeugt blieb, am Pädagogium und der Universität. Für die Zwecke des Unterrichts verfaßte er grammatische Kompendien verschiedener Sprachen. Die Arbeit verkürzte sein Leben; er starb an Überanstrengung im Herbst 1617.

Aus seinem Nachlaß gab die Witwe im Frühjahr 1619 die Grammatiken heraus. Sie erschienen lateinisch und deutsch; die lateinische Ausgabe ist betitelt: «Libri didactici Grammaticae Vniversalis, Latinae, Graecae, Hebraicae, Chaldaicae», die deutsche: «Sprachkünste: I. Allgemäine . . ., II. Lateinische, III. Hebraische». Damit ist die Verschiedenheit im Umfang charakterisiert.

Die wichtigsten Abweichungen der deutschen Fassung der Allgemeinen Grammatik von der lateinischen bestehen darin, daß die Definitionen sofort durch Beispiele erläutert werden, was im lateinischen Text nur ausnahmsweise geschieht, und daß eine Einteilung der deutschen Deklinationen und Konjugationen gegeben wird. Auch sind mitunter die Definitionen elementarer gehalten.

Helwigs Arbeit ist weit gelungener als die Köthener Sprachlehr. Diese ist eine pedantische Aneinanderreihung von Definitionen und Divisionen, die für die Kinder eine wahre Marter sein mußten; die Auswahl der Beispiele, die sie allein einigermaßen verständlich machen konnten, war ganz dem Geschick des Lehrers anheimgegeben. Helwig macht sofort durch Beispiele klar, was gemeint ist, verzichtet mitunter auf jede Definition[1], benutzt die erprobten

[1] Was unter «Weise» und «Zeit» zu verstehen sei, «ist besser auß Exempeln, als einer Beschreibung, zu vernehmen», S. 8. (Die lat. Ausgabe definiert.) Vgl. dazu das Köthener Buch bei G. Vogt, Wolfgang Ratichius, S. 272, Stötzner II, S. 138: «Die Weise ist eine Verwandlung des Sprechworts, nach des Gemüts fürhaben».

elementaren Erklärungen[1], definiert auch sonst verständlicher, legt sich in den Divisionen Beschränkung auf[2], läßt einige im Köthener Buch nur dem System zuliebe gemachten Erörterungen weg[3] und gruppiert besser.[4]

Er steht dem Stoff auch viel freier gegenüber. So teilt er, während die Köthener Sprachlehr an der traditionellen Achtzahl festhält, die Redeteile in drei Hauptgruppen: Nännwort (Nomen), Sagwort (Verbum), Beiwort (Advocabulum), setzt für das Deutsche nur vier Kasus an und hat auch in der Einteilung der Syntax manches Eigentümliche.

Von den drei Teilen der Sprachkunst werden nur der

S. 270: «Die Zeit ist eine Enderung des Worts, nach vnterscheid der Zeit». — «Geschlächt», S. 4, wird gar nicht definiert, sondern gleich eingeteilt (im lat. Text: *Genus est differentia Nominis juxta sexum*); K., S. 269 (II, S. 132): «Das Geschlecht ist ein vnterscheid des Worts, gleichsam nach dem geschlecht eines Dinges». Auch die einzelnen Kasus werden von Helwig einfach aufgezählt, u. dgl. mehr.

[1] Z. B. «Männlich Geschlächt ist, dem man kan fürsetzen, Der. (als, der Mann)», «Bäiderläi Geschlächt ist, dem man kan vorsetzen, Der oder Die (als, der oder die Gewalt)». S. 4. Vgl. K., S. 269 (II, S. 133): «Das Zweyerley Geschlecht ist, welches das Männliche vnd Weibliche Geschlecht zugleich bedeutet».

[2] So fehlt die Einteilung des «Falls» in «gerad» und «ungerad».

[3] Das Köthener Buch mutet Kindern das Verständnis von Erörterungen zu, wie: «Das Wesen der reinen sprache ist die übereinkommung derselbigen mit den bewehrten Scribenten. Woraus wird diese übereinkommung bewiesen? Aus der Histori der reinen Sprache.» «Die Eigenschafft der reinen Sprache ist derselben vergleichung nach der bewährten Scribenten Art zu reden.»

[4] So wird S. 4 erst der «Fall» definiert, dann bemerkt, daß die Zahl der Fälle in den einzelnen Sprachen verschieden sei, hierauf werden sie einfach durch Zahlen [Erstfall (der), Zwäitfall (deß) usw.] bezeichnet aufgeführt. S. 5 heißt es dann: «Wenn ein Nännwort durch die Fäll hindurchgeführet vnd verändert wird in beyden Zahlen, wird solche Veränderung genant Declination. (Das ist, Fallveränderung.)» Dagegen in K., S. 270 (II, S. 133): «Die Abweichung ist eine Enderung des Worts, durch den Fall, nach der Zahl.» «Der Fall ist eine Enderung des Worts, durch ein sonderbar Gemerck nach der Abweichung.» Hierauf Einteilung der Fälle in gerad und ungerad, Definition dieser Ausdrücke, Aufzählung der sechs Fälle, dann Definitionen, z. B. «Der Besitzfall ist ein Vngerader Fall, der Ander nach dem Nennfall».

zweite und dritte «Von Kännung der Wörter» und «Von Ordnung der Wörter» behandelt, für den ersten «Vom Läsen vnd Schreiben» wird auf das «Läsebuch» einer jeden Sprache verwiesen.

Vom Optativ ist nicht die Rede, der Konjunktiv (Drittweise, Nachfolgweise) ist beibehalten. Konjugationen werden, ohne daß von Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit die Rede ist, zwei unterschieden; es sind — wohl nicht zufällig[1] — die beiden Ritterschen. In der Einteilung der Deklination steht Helwig hinter dem Köthener Buch zurück. Es werden vier angesetzt, nach dem Unterschied des Genitiv- und Pluralausgangs; in Wahrheit ist die Pluralendung das Entscheidende, da verschiedene Deklinationen den gleichen Genitivausgang haben: 1. Gen. *-es* oder *s*, Plural *-e*; 2. Gen. *-en*, Plural *-en*; 3. Gen. *-s*, Plural *er*; 4. («gehört allein den Zuständigen», d. h. den Adjektiven) Plural *-e* oder *-en*. Für die starken Feminina ist, wie man sieht, kein Raum.

Die Kunstwörter sind mit einzelnen Ausnahmen verdeutscht. Dabei bestehen Übereinstimmungen mit dem Köthener Buch, die nicht zufällig sein können. Die Priorität hat zweifellos Helwig. Vgl. Zs. f. d. Wortforschung 13, S. 81ff.

Helwigs Allgemäine Sprachkunst wurde mit geringfügigen Änderungen — mehr Kürzungen als Zusätzen — als «Delineatio Grammaticae Germanicae» von J. H. Alsted in das 6. Buch seiner Encyclopaedia (Herborn 1630), I, S. 371f. aufgenommen.[2] Helwigs Name wird nur insofern genannt, als Alsted in einer Vorbemerkung sagt, er habe ursprünglich seiner Encyclopaedia eine deutsche Grammatik einverleiben wollen, *idque post Clajum, Helvicum et Grossium*[3], statt dessen habe er sich auf die vorliegende *sciagraphia* beschränkt.

[1] Helwig war mit Ritter bekannt und stand mit ihm im Briefwechsel, vgl. G. Vogt, Beiträge z. Gesch. der Fürstentümer Waldeck und Pyrmont, 2, S. 129.

[2] Trotz der lateinischen Überschrift ist, abgesehen von der Vorbemerkung, der Text deutsch.

[3] Wenn Alsted das «Novum, Idemque facillimum, ac verè-Methodicum, Consilium de Linguis Principalibus, Hebræâ, Græcâ, & Latinâ: Per quotidianam Scripturæ S. Lectionem, feliciter addiscendis: Authore Ioh. Georgio Grossio» (Basileae 1619) meint,

59. Ein Jahr vor dem Köthener Buch und Helwigs Sprachkünsten erschien die erste vollständige deutsche Sprachlehre in deutscher Sprache, die «Deutsche Grammatica, Zum newen Methodo, der Jugend zum besten, zugerichtet. Für die Weymarische Schuel, Auff sonderbaren Fürstl. Gn. Befehl». Ihr Verfasser[1] Johannes Kromayer, geboren am 8. XII. 1576 zu Döbeln an der Freiberger Mulde, wirkte in Weimar seit dem Herbst 1613 bis zu seinem am 13. VII. 1643 erfolgten Tode, zuerst als Hofprediger und geistlicher Schulinspektor, später als Generalsuperintendent. Wenige Monate vor seiner Ankunft in Weimar hatte sich dort Ratichius aufgehalten und in der Herzogin Dorothea Maria eine warme Gönnerin gewonnen. Auf ihre Anregung verfaßte Kromayer 1614 den Entwurf einer Schulreform[2] nach Ratichischen Prinzipien und erprobte die neue Lehrart in einer Hausschule. Im Herbst desselben Jahres sandte ihn die Herzogin nach

---

so muß gesagt werden, daß hier nichts zu finden war, was nicht so viele andere lateinische Grammatiken mit deutschen Erläuterungen geboten hätten. Das Büchlein enthält an deutschen Bestandteilen nur die Übersetzung des Paradigmas von *hic* und der in der «Idea Coniugationum» vorgeführten Formen von *Amo* (vom Verbum finitum wird nur die 1. Person der einzelnen Tempora gegeben), sowie der einzelnen Formen *Doceo, Lego, Audio.*

[1] Er wird auf einem Titelblatt mit der Jahreszahl 1619 genannt. Da die Bemerkung R. v. Raumers, Gesch. d. Germ. Philologie, S. 72, auf den ersten Blick nicht ganz klar ist, gebe ich einige nähere Mitteilungen über das von Raumer benutzte Göttinger Exemplar, die ich der Güte E. Schröders verdanke. Zwischen eine Lage von vier Blättern, die den Titel ohne Nennung des Autors mit der Jahreszahl 1618, dann die Vorrede und das Register enthält, und den Textbeginn ist ein Doppelblatt eingeheftet. Das erste Blatt enthält den Titel von 1619 (vgl. oben S. 13), das zweite den Schluß des Registers, sachlich, Zeile für Zeile und in den Seitenverweisen, sich deckend mit dem Inhalt des letzten Blattes der ersten Lage, aber deutlich neu gedruckt. Wie man sieht, ist zwischen den beiden Blättern des Doppelblatts ein Doppelblatt ausgefallen. Es ist kein Zweifel, daß das Doppelblatt zu einer anderen Ausgabe gehört, als die vorausgehende vierblätterige Lage; ob aber der nun folgende Text zu dem Titel von 1618 oder zu dem von 1619 gehört, läßt sich nicht feststellen.

[2] Abgedruckt von L. Weniger im Jahresbericht über das Wilhelm-Ernstische Gymnasium in Weimar 1901.

Augsburg, damit er von Ratichius mehr über die neue Didaktik erfahre; aber der zu Geheimniskrämerei neigende Mann ließ ihn unverrichteter Dinge abziehen, da Kromayer die Verpflichtung ablehnte, ohne Genehmigung des Ratichius dessen Methode nicht in den Schulen einzuführen, nichts über sie drucken zu lassen und niemanden von ihr Mitteilung zu machen.[1] Aber sein Eifer erlahmte nicht. 1617 entwarf er einen an die Grundsätze des Ratichius sich anlehnenden Lehrplan für die Weimarer Lateinschule, der bald darauf die Genehmigung des Herzogs Johann Ernst erhielt. Endlich erschien 1619 im Druck der «Bericht vom newen Methodo: Wie es in den Schulen deß Weymarischen Fürstenthumbs gehalten werden soll»[2], der es hauptsächlich auf die Ordnung des Unterrichts in den Dorfschulen abgesehen hatte. Die deutsche Grammatik erscheint hier — wie übrigens schon in den beiden Entwürfen von 1614 und 1617 — im Lehrplan. Aber nicht wie in der Köthener Schulordnung als Lehrgegenstand für alle, denn Kromayer betrachtete sie nur unter dem Gesichtspunkt der Vorbereitung auf den lateinischen Unterricht. «Wo nun sonderliche feine Ingenia fürhanden, an welchen man mercket, das sie zum studiren tüchtig, vnd künfftig ferner in andere Schulen geschicket werden sollen, mit denen gebühret sich, das nach dem sie fertig haben lesen gelernet, das man auch die deutsche Grammatickam fürnehme vnd dadurch eine gute Bereitung zur lateinischen Grammaticka mache.»[3] Wie er dies meinte, sagt er klar und deutlich: «Vnd ist bey diesem gantzen Punct der deutschen Grammaticken zu mercken, das es nicht dahin gemeinet ist, das man eben auff eine gentzliche vollkommene Wissenschaft dieses Stücks bey den Knaben gar genaw vnd scharff dringen wolle, nein, diß wird nicht

[1] Eine andere Darstellung dieser Episode gibt Linderström-Lang, S. 127f.

[2] Abgedruckt: Evangelische Schulordnungen, hsg. von R. Vormbaum, II, S. 215 ff.

[3] Vormbaum, S. 235, § XXI, vgl. auch S. 225, § XII: «Darzu kömmet sonderlich für diejenigen, welche im Studiren fortfahren, vnnd ferner in die lateinischen Schulen oder Classen geschicket vnd gesetzet werden sollen, auch die deutsche Grammatica».

erfodert weder vom Präceptore noch von Discipeln . . . Sondern es ist daran gnung, das die Knaben nur etlicher massen also in jhrer bekandten Muttersprache, ehe sie noch zu der lateinischen Grammatica, als in einer frembden vnd jhnen gantz vnbekandten Sprache, greiffen, lernen verstehen die Notiones secundas oder Grammatischen Terminos, was da sey Numerus, Casus, Declinatio, Conjugatio, Nomen, Verbum etc., welches jhnen denn hernach in der lateinischen Grammatica eine treffliche Hülffe ist, in dem sie den Verstand derselben Terminorum schon in jhrer Muttersprache mehr als die helffte hinweg haben.»[1]

Man muß sich diese Absichten Kromayers vor Augen halten, wenn man seine Grammatik «zum newen Methodo» gerecht beurteilen will. Sie ist ein Lehrbuch für die Volksschule und verfolgt dieselben Zwecke wie Helwigs Sprachkunst; auch sie ist eigentlich eine allgemeine Grammatik, nur mit reichlicheren Beispielen. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet verdient sie gewiß Anerkennung. Die Regeln sind knapp und ihre Fassung dem kindlichen Verständnis so weit angepaßt, als dies bei dem schwierigen Stoff überhaupt möglich ist.[2] Sie steht didaktisch weit über der Köthener Definitionensammlung. Ihrem Zweck, auf den Unterricht im Latein vorzubereiten, entspricht es auch durchaus, daß die Kunstwörter — mit wenigen Ausnahmen — nicht verdeutscht sind.

Fragt man dagegen, was sie in der Entwicklung der deutschen Grammatik bedeutet, so muß das Lob, das ihr R. Hanns gespendet hat, gar sehr herabgestimmt werden. Eine wirkliche deutsche Grammatik muß das Sprachmaterial geordnet vorlegen; unserm Buch kommt es nur auf die Ordnung, nicht auf das Material an, das denn auch höchst dürftig ist. Die Orthographie enthält nichts als die Aufzählung und Einteilung der Buchstaben. Die nur ein paar Zeilen einnehmende Prosodie gibt keine einzige Regel; sie hat eben bloß den Zweck, dem Knaben klar

[1] Vormbaum, S. 236.

[2] Wenn aber R. v. Raumer, Gesch. d. Germ. Philologie, S. 72, Fußn. 4, die praktische Unterscheidung der Substantiva und Adjektiva rühmt, so muß bemerkt werden, daß das Kennzeichen der Möglichkeit der Hinzufügung von *Mann, Weib, Ding* im Schulunterricht althergebracht war. Vgl. 9.

zu machen, was «lang» und «kurtz» (d. h. betont und unbetont) bedeuten. Die Syntax ist ein Auszug aus Clajus. Die Lehre von der Deklination der Substantiva mit ihren zwei Gruppen, den Masculinis und Neutris, die im Genitiv auf *-s*, und den Femininis, die im Genitiv nicht auf *-s* ausgehen, ist ganz ungenügend; in auffallendem Gegensatz zu der Knappheit, die hier waltet, steht die Freigebigkeit mit Paradigmen der Pronominaldeklination. Nur in der Lehre vom Verbum ist ein Fortschritt vorhanden; der Optativ ist, wie übrigens schon bei Becherer, beseitigt. Hier auch ein neuer Gedanke, freilich von zweifelhaftem Wert: es werden vier Konjugationen angesetzt, je nachdem im Praesens, Praeteritum und Part. Praet. oder nur im Praesens und Partizip oder nur im Praeteritum und Partizip derselbe Vokal bleibt oder endlich alle drei Formen verschiedenen Vokal haben. Dabei werden starke und schwache Verba zusammengeworfen. Dann wird freilich noch eine andere Einteilung nach dem Ausgang des Part. Praet. — *-t* oder *-n* — vorgeschlagen; aber die Priorität dieses Gedankens kommt Becherer und Ritter zu.

60. Die im Jahre 1630 zu Halle erschienene Deutsche Sprachkunst, als deren Verfasser Tilemann Olearius (1600—1671) gilt, steht zwar nicht mehr unter dem unmittelbaren Einfluß der Ratichischen Bestrebungen[1], zeigt aber mit ihnen nahe Verwandtschaft, da sie grammatischen Unterricht in der Muttersprache voraussetzt, auf die Methodik dieses Unterrichts großes Gewicht legt und ihn auch unter dem Gesichtspunkt der Vorbereitung auf das Studium anderer Sprachen, namentlich des Latein, betrachtet.

Wenn man die Vorrede liest, in der der Verfasser

[1] Indirekte Beziehungen sind möglich. Das von E. C. Reichard benützte Exemplar enthielt eine lateinische Zueignungsschrift an die Rektoren Sigismund Evenius zu Magdeburg, G. A. Fabricius zu Mühlhausen und Andreas Bachmann zu Nordhausen. Den ersten nennt der Verfasser seinen Lehrer. Vgl. Reichard, S. 77. Nun war Evenius als Rektor in Halle mit Ratichius in freundlichen Beziehungen, später in Magdeburg sein eifriger Gegner; G. Vogt, Wolfgang Ratichius, S. 58, 108, 118 ff. — Dem Unterricht in deutscher Grammatik räumte freilich Evenius einen sehr bescheidenen Platz ein; vgl. Stötzner, Programm des Gymnasiums zu Zwickau 1895, S. 19.

auseinandersetzt, wie wichtig die Kenntnis der Muttersprache für den Beamten, den Geistlichen, den Gelehrten und den Mann des praktischen Lebens sei, und sich seiner mühsamen Observationen rühmt, die auf eine Vergleichung der deutschen Dialekte ausgingen und auch die Schwierigkeiten feststellen wollten, die Fremde — Welsche, Franzosen, Engländer, Schotten — beim Gebrauch unserer Sprache zu überwinden hätten, wenn man diese Vorrede liest, so möchte man glauben, daß das Buch sich sehr hohe Ziele gesteckt hat. Wie es aber vorliegt[1], ist es nichts als ein Leitfaden für den elementaren Schulunterricht, der wohl für den Lehrer bestimmt war, nicht etwa den Kindern in die Hand gegeben werden sollte.

Am Schluß wird bemerkt, man könne die in der Grammatik gebrauchten Bilder, wenn ihre Bedeutung von dem Schüler einmal erfaßt sei, hernach auf andere Sprachen anwenden. «Dergestalt, dann dieses Büchlein nicht allein ein Compendium der Deutschen Grammatic, sondern es sind zugleich darin generalissima praecepta, in vielen andern Sprachen zu gebrauchen.» Es folgt dann eine Übersicht über die lateinischen Deklinations- und Konjugationsendungen.[2]

Die Bilder, von denen in der eben erwähnten Schlußbemerkung die Rede ist, machen das Charakteristische der Methode des Verfassers aus, auf die er sich etwas zu gute tut. Sie sollen das Lesenlernen und die Erfassung der Bedeutung der Kasus und

---

[1] Nach der lateinischen Dedikation an die drei Rektoren ist das Büchlein ein Auszug aus einem größern Werk.

[2] Auch im Text wird mitunter auf das Lateinische Rücksicht genommen. Unter den Bildern, die die Bedeutung der Tempora erläutern sollen, stehen die lat. Endungen. So unter dem Präsensbild, S. 59, untereinander links A. I. *o* 2. *eo* 3. *o* 4. *io*. Pass. *r*; rechts *em eam am iam r*. In der Syntax sind teilweise die Regeln und die Beispiele auch lateinisch gegeben. Z. B. S. 85: «Das jenige das da leidet, stehet bey dem verbo Activo in Accusativo casu. *Activa verba omnia Accusativum adsciscunt.* Ich schlage dich *percutio te.*» Über den Kasusbildern stehen die zugehörigen deutschen Artikel und lateinischen Endungen des Singulars, unter ihnen die entsprechenden Artikel und Endungen des Plurals. Z. B. Über dem Bild des Akkusativs: Den, die, das. *am, um, em, um, em*; darunter: Die, *as, os, es, us, es.*

Tempora erleichtern. Das Eigentümliche der im Abschnitt vom Lesen gebrauchten Bilder besteht darin, daß sie nicht nur Gegenstände darstellen, deren Name mit dem über dem Bild stehenden Buchstaben anfängt oder ihn im Innern enthält, sondern auch in ihrer Gestalt dem Buchstaben ähnlich sind.[1] Die Bedeutung der grammatischen Formen wird etwa in folgender Weise erläutert. S. 63. «Perfectum Ich habe gethan.» Darunter ein Bild, dessen Beschreibung die auf S. 64 folgende Erklärung gibt: «Praeteritum, bedeutet, das, so gantz geschehen oder getahn ist, wie der Dieb, dem die Hände gebunden sind, der hat gestolen». Oder in der Syntax, S. 81: «Zweene dinge werden zusammengesetzet in Genitivo. Des Vaters Sohn, *Filius patris.* Dieses wird angezeiget durch den Vater, der seinen Sohn bey der Hand führet, vnd der Vater, *genitor*, dem Sohne folget, ob wol Vater vnnd Sohn zwei vnterschiedene dinge oder Personen, gehören sie doch zum teil zusammen.» S. 82 bringt das also beschriebene Bild.

Das Zusammensetzen der Buchstaben zu ganzen Wörtern sollte durch ein Kartenspiel eingeübt werden. Auf jeder Karte stand ein Buchstabe samt seinem Bild. Der Ausspielende hat den Buchstaben seines Blattes zu nennen, der Zuschlagende hat seinen Buchstaben dem ausgespielten anzufügen. Z. B. (S. 37 ff.): «einer schlegt aus, spricht: *a.* Darauff bekennet der ander *l.* spricht *al.* Der erste wirfft wiederumb *t.* vñ spricht: *alt.* Weis nun der ander wiederumb zuschlagen, ein *r.* spricht er: *altr.* Der erste wo ers weis, schlegt zu *s.* vnnd sagt: *altrs.*» Wer den letzten Buchstaben zuschlagen kann, zieht alle Karten ein und gewinnt. Außer diesem «lusus alphabeticus» empfiehlt Olearius auch einen «lusus grammaticus» zur Einübung der Formenlehre und Syntax.[2]

---

[1] Z. B. Unter *w* ein *w*-förmig gekrümmter Wurm, darunter das Wort *wurm*, unter *f* ein aufrecht stehendes Tier mit wagrecht ausgestreckten Armen, darunter *affin.*

[2] Über diesen lusus grammaticus gibt Olearius nur Andeutungen in der Widmungsschrift an den Rat von Hamburg. Jeder Kasus einer jeden Deklination und Präsens, Imperfekt und Futurum einer jeden Konjugation sollten auf je einem besonderen Blatt stehen. Wahrscheinlich sollte dann ein Knabe ein Nominativblatt ausspielen, der Partner das zugehörige Genitivblatt darauf legen usw. und der Besitzer des Ablativblatts das Spiel einziehen. Analog bei den Konjugationsblättern. Nicht zu ersehen ist, wie sich Olearius es vorstellte, daß auch «alle regulae Syntaxeos in einen lusum Grammaticum gebracht vnd mit lust gespielet werden» könnten.

Anm. 1. Ähnliche Versuche, Spiele zu didaktischen Zwecken zu verwenden, sind schon früher und auch später gemacht worden. Vgl. Neue Jahrbücher f. Philologie und Pädagogik 154, S. 453 f; Pädagogische Blätter, hsg. von C. Kehr, 9, S. 156 f.; A. Heubaum, Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jhs., S. 73, 265.

Anm. 2. Olearius' methodische Grundsätze unterscheiden sich sehr wesentlich von den Ratichischen, insofern er durch seine Kartenspiele die Schüler so bald als möglich zur Selbsttätigkeit heranziehen will. «Denn nichts kömpt den Kindern sonsten schwerer vor, als daß sie in der gemeinen Art lesen zulernen, stille sitzen, stille schweigen, vnd die Augen allezeit auff das Buch halten sollen.» Dagegen bei Ratichius der Grundsatz «In discipulo silentium Pythagoricum»! Vgl. Stötzner II, S. 20 ff.

Der Inhalt der Formenlehre und der Syntax ist dürftig, weit dürftiger als bei Kromayer. Über die Flexionsformen des Substantivs wird recht wenig gesagt, vom Adjektiv wird nur die Motion nach *der* und *ein* durch ein Beispiel gelehrt. Kein Pronomen wird durchflektiert außer der Artikel *der*. In der Lehre vom Verbum werden vollständige Paradigmen nur für *ich habe, bin, würde*, und auch da nur für die beiden nicht zusammengesetzten Tempora im Indikativ, im Imperfekt auch im Konjunktiv («Imperf. 2») gegeben. Von den andern Verben wird nur die Bildung der einzelnen Formen gelehrt, und zwar zuerst, vom Infinitiv ausgehend, die der nicht umschriebenen Tempora (Praesens, Imperfectum Indicativi und Subjunctivi[1], Imperativ), dann die Bildung der umschriebenen Formen, zuletzt unter dem Titel «Conjugatio simplex» die Bildung der Personen im Praesens mit ein paar Beispielen (*ich liebe* mit allen sechs Formen, *ich sehe* und *ich lüge* mit den drei Formen des Singulars). Hierauf die unrichtige Bemerkung: «Vnd eben also wird das Imperfectum primum et secundum dem praesenti nach conjungiret.» Die Bildung des Praeteritums Indicativi wird sehr kurz abgetan (S. 52). «Das Imperfectum Indicativi wird auff zweierlei art, denn etzliche Wörter setzen zu dem praesenti die Sylbe *te*, *ich liebe, ich liebete*. Andere aber verendern den vocalem oder Diphthongum praesentis auff vnterschiedene Art vnd

[1] Das Präsens ist nach Olearius «in Indicativo et Conjunctivo gleich».

Weise, *Ich spreche, Ich sprach, Ich tuhe, Ich tahte, Ich gehe, Ich gienge.* Welches aus der übung gelernet wird.»

Ausführlich ist dagegen der erste Teil, der in klarer Disposition erst vom Reden, dann vom Schreiben, endlich vom Lesen handelt. Großes Gewicht wird auf deutliche Aussprache gelegt.[1] Die Erfahrung lehre, «wie so viel Menschen vbel reden, lallen, lispeln, stammeln, mummeln, die wort in sich fressen, zischen, schnarren» (S. 17). Diesen Fehlern könne durch systematischen Unterricht in der Aussprache vorgebeugt werden. Die einzelnen Laute werden in ähnlicher Weise wie in den Orthographien des 16. Jhs. beschrieben durch Hinweis auf Tierlaute u. dgl. oder durch Angaben über ihre Erzeugung. Originell ist die Anordnung der Vokale in der Folge *i, e, a, o, u,* wie es scheint, nach der Größe der Mundöffnung. Die Konsonanten werden, zum erstenmal in einer deutschen Sprachlehre, entsprechend dem Gebrauch der hebräischen Grammatik, nach den lauterzeugenden Organen eingeteilt. Die Laute *å ô û* und die Diphthonge sollen so genannt werden wie sie lauten, nicht «*a* mit zwey düplein» oder *ae* usw., bzw. *e. i, e. u, a. u.* Buchstabenverbindungen, die einfache Laute bezeichnen, solle man nicht mit den einzelnen Buchstabennamen nennen, man solle nicht *es. ce. ha.* buchstabieren, sondern *schi* oder *schin.*[2]

Zeigt sich hier zwar keine Übereinstimmung, aber eine gewisse Verwandtschaft mit Ickelsamer, so auch in der Kritik der herkömmlichen Schreibung: «sol dahero die Regel sein des schreibens, also: daß man schreibe, wie

[1] Dasselbe tat schon die Sachsen-Coburg-Gothaische Schulordnung von 1626, Evangelische Schulordnungen, hsg. von R. Vormbaum, II, S. 49 f. Vgl. auch die Köthener Anordnungen bei G. Krause, Wolfgang Ratichius, S. 98 (= Stötzner II, S. 68), § 3. 103 (= Stötzner II, S. 76), § 6. 117. 122. 123. Zum Teil handelt es sich freilich um dialektische Eigenheiten, die abgewöhnt werden sollen, und auf eigentlichen phonetischen Unterricht wird nicht gedrungen.

[2] Auch *ch* soll nicht *ce. ha.* buchstabiert werden; allein die Bemerkung (S. 22) «ch ist χ graecorum, ich iχ» läßt nicht deutlich erkennen, ob Olearius an *chi* als Namen dachte, namentlich, da er bald darauf sagt, daß *ch* ein Buchstabe sei, «der etwas weichlicher als das *g* ausgeredet wird».

man geredet, nicht wie die Frantzosen, *qui aliter scribunt, aliter loquuntur* . . . Nun finden sich aber sehr grosse mängel, in schreiben der Deutschen Sprache, wie denn auch im Drucken, . . . vnd dieselben machen, daß jhr vielmehr gehindert werden, als gefördert, die Deutsche Sprache daraus zulernen» (S. 18f.). Als die wichtigsten Mängel werden bezeichnet *w* in den *u*-Diphthongen, *y* im Diphthong *ey*, *c* mit seiner doppelten Aussprache, die Buchstabenverbindungen *ch, sch, th*. Summarisch wird auf «die vielen doppelten *nn. tt. dt. ck. tz. ff*» hingewiesen. Einer phonetischen Reform der Schreibung steht Olearius hoffnungsvoller gegenüber als Ickelsamer.

Wie in diesem ersten Teil zeigt er sich übrigens auch sonst als selbständiger Kopf. So weicht seine Darstellung des Verbums sehr von der üblichen Umständlichkeit der lateinischen Grammatiken ab. Helwigs Libri didactici dürfte er gekannt haben. Die lateinischen Kunstwörter sind im allgemeinen beibehalten.

61. In gar keiner Beziehung zu den Ratichischen Bestrebungen steht die — trotz des lateinischen Titels deutsch geschriebene — Manuductio orthographica ad Lingvam Germanico-Latinam, die Johannes Werner 1629 «für seine Discipul in der Schule zu Altenburg» veröffentlichte. Sie gehört nur insofern in diesen Abschnitt, als Werner den Unterricht im Deutschen doch auch als eine Art Propädeutik für fremde Sprachen zu betrachten scheint. Er wollte, sagt er in der Vorrede, vornehmlich zur deutschen Sprache eine Anleitung geben, «so fern anders wir andere Sprachen recht gründlich vnd wohl lernen, oder andern Nationen nicht zum spot seyn wollen, in dem, daß wir zum Theil andere Sprachen ergründen vnd meistern wollen, do wir doch vnsere eigene Muttersprache noch nie recht gelernet noch verstanden haben». Damit hängt zusammen, daß das Buch für eine Lateinschule bestimmt ist und außer der deutschen Orthographie, der die ersten Kapitel gewidmet sind, in Kapitel 5—11 die lateinische behandelt. (Das 12. bespricht die Zahlen.) Werners Vorgänger war in diesem Punkt Becherer, vgl. **55.**

Werners Manuductio ist symptomatisch für eine Wendung, die sich in der deutschen Grammatik vollzog, sobald die Sprache ihrer Darstellung die deutsche wurde. Die ersten

vollständigen Sprachlehren bedeuten eine Art Bruch mit der Tradition der Orthographiebücher; mit dem lateinischen Gewand übernehmen sie auch die Darstellungsform ihrer Vorbilder, der lateinischen und französischen Grammatiken. Ölinger kennt wohl Kolroß' Enchiridion, aber er entnimmt ihm nur Einzelheiten. Selbst Albertus ist von der Systematik eines Frangk oder Kolroß weit entfernt. Jetzt gewinnen die gelehrten Theoretiker wieder Fühlung mit der deutschen Schreibstube. Diese Anknüpfung an die alten Orthographiebücher tritt bei Werner als Plagiat in die Erscheinung. Seine Manuductio ist eine Kompilation aus den Schriften Frangks und Sattlers, die er nirgends zitiert.

Dieses Zurückgehen auf die Lehrbücher der deutschen Schreiber bringt Veraltetes in die Werke der späteren Theoretiker. Werner schrieb Sattlers Lehre von den Majuskeln ab, Sattler fußt wiederum auf Kolroß. Aber inzwischen hatten sich die Dinge geändert. Die Entwicklung der deutschen Orthographie lag nicht mehr bei der Kanzlei, sondern beim Buchdruck. Und schon Sattler wußte, daß im Gebrauch der Majuskeln die Praxis der Setzer von der der Schreiber abwich. Ritter, ja schon Becherer, deren Blick durch keine Tradition getrübt war, hatten die Großschreibung aller Substantiva gelehrt. Und daß dieser Gebrauch auch im Schulunterricht Boden gewonnen hatte, wird uns das Zeugnis Brückers beweisen. Aber Gueintz knüpfte an Werner, Schottelius wieder an Gueintz an, so daß die Theorie nicht mit dem Gebrauch stimmte, dem die Zukunft gehörte.

III. Die deutsche Grammatik als Einführung in die deutsche Rhetorik.

62. Ickelsamer hatte den von ihm geforderten Grammatikunterricht sehr nützlich genannt für diejenigen, die Schreiber werden oder später andere Sprachen studieren wollten (**31**). Die im vorigen Abschnitt besprochenen Bücher faßten vornehmlich den zweiten Punkt ins Auge; die Bedürfnisse des praktischen Lebens, insbesondere der Kanzlei[1], suchte die 1620 erschienene Teutsche Grammatic von Jakob Brücker zu befriedigen.

[1] Daß solche Bedürfnisse im 17. Jh. gefühlt wurden, zeigt der Bericht an den Fürsten Ludwig von Anhalt über die Erfahrungen

Brücker war Schullehrer gewesen, u. a. in seiner Vaterstadt Heidelberg, war aber dort abgesetzt worden und lebte, als das Buch erschien, in Frankfurt am Main.[1]

Nach dem Titel ist die Grammatik verfaßt zum besten «allenn denn jenigenn, so etwa nichts studieret, oder noch forthin bei dem studiern erzogen werden, oder bleiben können, und doch gerne eynen geringen Anfang recht zu reden und zu schreiben hättenn». In der Vorrede erklärt Brücker, er sei zu der Überzeugung gekommen, «daß eyne wolbestellte Teutsche Schule, fast gantz undt gar . . . nach der Art, Form undt Weise eyner Lateinischen Schulen angestellt werden solle, als in welcher die Kinderr beneben dem Schreiben undt Rechnen, jhre eygene Wörterr, so sie in jhrer Mutter Spraache redenn, erstlich recht zu schreiben, nachmals zu verstehen, ob undt von welchenn andernn sie herkommenn, ob es eynfache, oder auß zweyenn andernn zusammengesetzte Wörter seyenn, was sie für Eygenschafften an sich habenn, etc. Ferners, wie die Sylbenn in Reimen zu bringen, lehrnenn, welches zum Theyl hierinnen gelehrt wirdt. Endtlich sollenn sie auch lehrnen, wie die Schrifftē recht undt förmlich gestellet werden sollenn». So habe er die Grammatik zum besten der Schulknaben, aber auch der Schulmeister, die oft in der Orthographie nicht Bescheid wissen, sowie derjenigen,

---

mit der Ratichischen Lehrart vom 20. X. 1619. Der grammatische Unterricht «beim gemeinen hauffen» wird für überflüssig gehalten. «Vor diejenigen aber, die in des reichs vnd deßen hoher stände Cantzleien seind, laßen wir eine rechte volkomene richtig grammatic mütterlicher sprache nicht vnbillich ihren ruhm haben.» G. Krause, Wolfgang Ratichius, S. 92.

[1] Geburts- und Aufenthaltsort meldet das Titelblatt. In der Vorrede klagt Brücker, er habe, wenn er einmal «an eynen ziemlichen Ort» gekommen sei, nach der alten fehlerhaften Weise unterrichten müssen und sei «auch nachmals, und zwar nun zum andern mal, mit Gefährde, arger List undt Vntrewe, auch zum Theil wider meines gnädigsten Herren, undt I. Ch. Gn. sampt derr . . . . . Herrenn hohen Räthen, außtrücklichen Befelch, erlidtenen grossen Vnrechten undt schändtlicher Vnbilligkeit, davon gestossen worden». Bald darauf spricht er von «diesem meinem Elende, so ich an jetzo, wie obgemelt, abermals zu bawē gantz unbillich gedrungen werde».

die sich fortbilden wollen, «fürnemlich aber auch als etlicher massenn eyne Vorbereytung zur Teutschen Rhetoric» ausgehen lassen.[1]

Dem Zweck des Buchs entspricht seine Anlage. Wie die Ratichischen Grammatiker legt auch Brücker das Hauptgewicht auf die grammatischen Kategorien, nicht auf ihre Ausfüllung durch den sprachlichen Stoff. Wohl gibt er in der üblichen Anordnung der lateinischen Grammatiken die vollständige Konjugation der vier Verba *lieben, lehren, schreiben, tragen*; aber er verliert kein Wort über die Bildung der einzelnen Formen oder die verschiedenen Flexionsklassen der deutschen Verba. Ebenso fehlt jede Andeutung über die Bildung der Kasus der Substantiva. Die Paradigmen müssen für sich sprechen. Diese Paradigmen — je ein Maskulinum, Femininum, Neutrum — sind so eingerichtet, daß sie zugleich die Bedeutung der Kasus veranschaulichen; sie sind durchweg in Satzform gehalten, z. B. «N. die Fraw hat eynen feinen Sohn, V.[2] O Fraw was gedenckst du? G. der Frawen ist diß Kindt» usw. Das erinnert an Meichßner, vgl. **16**. Keine Adjektivparadigmen, dagegen, wie bei Kromayer, ziemlich viele für die Deklination der Pronomina. Knapp ist die Lehre von der Ableitung, zu der Brücker auch die Komparation rechnet; keine Aufzählung der Endungen, ein paar Beispiele müssen genügen. Noch kürzer ist das Kapitel von der Zusammensetzung. Über das Genus nur Regeln nach der Bedeutung; die Wörter, die nicht unter die angegebenen Kategorien fallen, müssen durch die Übung erlernt werden.

Brücker mochte wie Ickelsamer denken, daß die Kinder besser als aus einer Grammatik von der Mutter deklinieren und konjugieren lernen könnten. Das konnten sie freilich nur dann, wenn die Sprache des täglichen Lebens mit der Schriftsprache übereinstimmte. Von einem Gegensatz

[1] S. 9 sagt er, er habe vor 17 Jahren eine deutsche Rhetorik angefangen, sie aber nicht veröffentlicht mit Rücksicht auf das gleichartige Werk im Anhang des «Notariat-Spigels» von «Philips Meyster von Lindenfels, Stattschreiber zur Newstatt an der Hardt». Neben ihm werden lobend erwähnt Abraham Saur und Sattler.

[2] Brücker setzt den Vokativ als casus rectus unmittelbar hinter den Nominativ und verteidigt dies in der Vorrede, S. 8.

zwischen Mundart und Schriftsprache ist jedoch bei Brücker nirgends die Rede. Seine Beispiele nimmt er wohl meistens aus der Bibel, aber eine direkte Äußerung über die schriftsprachliche Norm fehlt.

Der Absicht, eine Vorschule zur Rhetorik zu bieten, entspricht es, daß die für die Stilistik wichtigen unflektierbaren Redeteile ziemlich ausführlich behandelt werden. Die ihnen gewidmeten vier Kapitel nehmen ungefähr acht Seiten ein, nur um etwa drei Seiten weniger als die Lehre vom Nomen.[1] Ferner enthält das Buch als die einzige deutsche Grammatik im Rahmen der Syntax ein besonderes Kapitel, das — entsprechend dem im Anhang vieler lateinischer Schulgrammatiken stehenden Abschnitt «De constructione» — eine Anweisung gibt zur Analyse verwickelter Perioden.

Die lateinischen Termini sind meist beibehalten, nur wenige werden auch deutsch gegeben. Oft vermeidet Brücker jeden Kunstausdruck und begnügt sich mit der Definition. So fehlt z. B. in der Lehre vom Nomen das Wort «Genus»; S. 29 wird als erste der fünf Eigenschaften oder Zufälle der Nomina genannt: «welches unter diesenn dreienn Wörtlein, *der, die, das,* eynem jeden möge vorgesetzet werden».[2]

Die Etymologie und die Syntax sind selbständig nach dem Schema der lateinischen Grammatik zusammengestellt, von seinen deutschen Vorgängern ist Brücker unabhängig. Aber auch die Orthographie zeigt auffallend wenig Berührungen mit den älteren Lehrbüchern.

An Ickelsamer erinnert es, daß die Buchstaben erst nach phonetischen Gesichtspunkten und erst dann nach dem Alphabet aufgezählt werden, ein Verfahren, das die Vorrede in nicht ganz klarer Weise begründet. Die eigentliche orthographische Anweisung ist nicht sehr ausführlich. Das 10. Kapitel, das «Etliche Regulenn von denn Buchstabenn» gibt, bespricht nur kurz *i, u, w, h, z,* letzteres bloß wegen der Abbreviaturen *dz, wz.* Von *i* und *u* wird zwar in der herkömmlichen Weise gesagt, daß sie vor einem Vokal oder Diphthong zu Konsonanten werden; aber ganz

[1] Diesem Verhältnis 8:11 steht gegenüber bei Albertus 25:55, bei Ölinger 15:52, bei Clajus 23:62, bei Ritter 22:67, bei Kromayer 3:8.

[2] In den Deklinationsbeispielen der Pronomina erscheinen später die unerklärten *Masc., Fœm., Neut., in omni genere.*

modern ist die Lehre, daß dann *j* für *i*, *v* für *u* eintrete: Brücker ist der erste deutsche Grammatiker, der die Unterscheidung der Zeichenpaare *u* — *v*, *i* — *j* nach dem Lautwert ausspricht.[1] Über *w* nur die Bemerkung, es sei «nichts anders, als eyn doppeles *v*».[2] *h* werde von manchen nicht für einen Buchstaben, sondern nur für das Zeichen «eynes Anhauchens oder harten Athems» gehalten und daher in demselben Wort manchmal geschrieben, manchmal ausgelassen.

Das 11. Kapitel verspricht «Regulenn recht zu schreiben». Solcher Regeln gibt es zwei. Die erste lehrt, daß man die abgeleiteten Wörter «ihrenn ursprünglichenn Wörternn nach schreiben» müsse, die zweite behandelt die Setzung der Versalen (Majuskeln). Die erste Regel entspricht der ersten Regel Sattlers, die Beispiele betreffen aber nur *ä*, das Sattler in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, wohl aber Frangk, bei Müller S. 98. Die Lehre von den Majuskeln sieht allerdings so aus, als ob Brücker in ein überliefertes Schema eigene Vorschriften hineingeschoben hätte. Sattler verlangte die Großschreibung für die Namen Gottes, die Tauf- und Zunamen der Männer und Weiber, die Namen der Länder, Städte, Schlösser, Dörfer, Völker, Sekten, Ämter, Künste und für die Anfänge der «Sententzen und Reden». Brücker spricht statt von Personennamen von Substantiven schlechtweg, denen er die von Substantiven abgeleiteten oder mit ihnen zusammengesetzten Adjektiva anreiht; trotzdem behält er die Kategorien der Namen der Ämter und der Völker und Sekten bei, obwohl das doch alles Substantiva sind. Dasselbe gilt von der folgenden, Brücker eigenen Kategorie: «wo man viel von eynem Ding redet oder schreibet, undt also darvon handelt», z. B. «vom Glauben, von der Liebe, vom Creutz undt Leiden .... item die Frommenn, die Gottlosenn, die Heuchlerr». Selbständig ist die Bemerkung über H. = heilig. Den Eindruck der Kontamination macht auch das 12. Kapitel. «Regulenn von Zertheylung derr Wörterr». In Übereinstimmung mit allen Orthographen[3] wird ge-

[1] Am nächsten kommen Ölinger, S. 15, 17, und Clajus, S. 13, die von einer Unterscheidung der inlautenden *u. v*, teilweise auch *i. j*, nach dem Laut wissen.

[2] Das ist alte Tradition, vgl. Fabritius, S. 5 («das duppel *w*»), Albertus, S. 26 (*w* est *uu* duplex ein zweefaches *w*), Ölinger, S. 16, Clajus, S. 11. S. auch Ickelsamer, bei Müller S. 141; Germania 19, 94 («ein dubbel *w*») und oben **12.**

[3] Dies bedarf jedoch einer Einschränkung. Nur für die Geminaten wird die Verteilung auf zwei Silben unbedingt gefordert, vgl. Kolroß, bei Müller 83, Ickelsamer, ib. 145, Fuchßberger, ib. 176,

lehrt, daß zwei Konsonanten zwischen zwei Vokalen sich auf zwei Silben verteilen; unter den Beispielen *Mül-ler pfeif-fen.* Ferner schreibt er vor — hier waren die Orthographen uneins[1] —, daß ein einzelner Konsonant zwischen zwei Vokalen auf die zweite Zeile gesetzt werde, z. B. *le-sen, predi-gen.* Aber schließlich wird nicht nur die übliche Regel über die etymologische Trennung der Komposita aufgestellt, sondern gleiches auch gefordert, «wo etwa eynem Wort eyn sonsten für sich selbsten unverständtlicher Zusatz geschicht», und da kommen Beispiele vor, wie *Fisch-er, bestet-igê, begab-en.* Hier liegt offenbar ein Widerspruch vor.[2]

Durch reichliche Beispiele ist die Lehre von den Interpunktionen im 13. Kapitel erläutert. Brücker eigentümlich ist, daß er im Prinzip das Comma, das die Form des Strichpunkts hat, von Virgul und Colon unterscheidet; doch bemerkt er, daß im Deutschen das Comma meist durch die Virgul bezeichnet werde. Er kennt ferner außer den allgemein angeführten «Frag- und Zwischensatzes-Zeichen» (Parenthese) auch das «Verwunderungs-» und «Außgangs-Zeichen» (¶ oder §).

63. Die Teütsche Orthographia des aus Meißen stammenden[3], in Hamburg als «Bürger, Buchhalter und Arithmet.» lebenden Christoph Achatius Hager kann in diesen Abschnitt eingereiht werden, da sie stärker durch die Grammatik beeinflußt ist als die Orthographien des

Helber, 13, 2, Sattler, S. 19, Albertus, 38, III. Bei den Verbindungen verschiedener Konsonanten liegen die Dinge nicht so einfach. Brücker sagt, S. 18, ausdrücklich: «zweene Consonantenn . . . . sie seyenn gleich eynerley, oder zweyerley», aber Beispiele gibt er nur für Geminaten.

[1] Zur zweiten Silbe ziehen den Konsonanten Ickelsamer, Fuchßperger, Helber, Sattler mit Beschränkung auf die Mutae und *s*, *x*; zur ersten Albertus, 37, I; Kolroß läßt beide Teilungen zu.

[2] Die etymologische Trennung auch vor Suffixen fordert Albertus 38, II ohne Einschränkung, sein Beispiel *ge-schefft-ig* fällt freilich eigentlich schon unter Regel 37, I, und die Regel über die Geminaten mit den Beispielen *ken-nen al-le* widerspricht dem Prinzip, ist auch wohl als Ausnahme gemeint. Auch Helber lehrt 14, 4 die Abbrechung vor Suffixen; von vokalisch anlautenden nennt er nur *isch, ei, ig*, unter den Beispielen steht aber Z. 25 auch *minder-en*, was der Regel 1 auf S. 13 widerspricht. Über ähnliche Widersprüche bei Fabritius vgl. J. Meier, S. XXXVII.

[3] «meiner Mutter-Sprache der Meißnischen», A_2b.

16. Jhs., von denen sie übrigens auch in der Anordnung und in vielen Einzelheiten abweicht.

Anm. Das Büchlein lag mir in zwei Bearbeitungen vor; die eine mit der Jahreszahl 1639 ist betitelt «Teütsche Orthographia oder Schreibekunst», die andere mit der Jahreszahl 1640 «Teütscher Sprach Wegweiser». Von Bogen B an bis zum Schluß auf D_8a stimmen beide Drucke vollkommen überein und scheinen vom selben Satz abgezogen. Der Teil des Textes, der in der «Orthographia» die letzten drei Blätter von A füllt, steht im «Wegweiser» auf den letzten zwei Blättern des ersten Bogens, anfangs gekürzt, später beinahe nur in den Beispielen verändert. Die Vorrede ist im «Wegweiser» umgearbeitet und gibt einige Rätsel auf. Die «Orthographia» ist nach dem Titel «anjetzo zum erstenmahl in Druck verfährtiget». Auf diese Ausgabe bezieht sich der «Wegweiser» gar nicht, dagegen sagt Hager A_3, er habe seine «Meinung von sillabierung der teutschen Sprache erstlich an dem (!) Tag gegäben Anno 1616» und sei dann «Anno 1619, nachmahls Anno 1624:1630:1634 wiederumm herauß gekommen», und nach dem Titel ist der Wegweiser «Anitzo zum sechstenmahl vermehret und imm Druck gegäben». Ferner heißt es im «Wegweiser» A_2b: «Zwar inn Fortpflantzung der Zierligkeit, Reinigkeit etc. und anderen zubehören teutscher Sprache ist von den Fruchtbringenden so viel gesuchet und gespielet worden . . .» Das ist eine deutliche Anspielung auf Schottelius und Harsdörfer, die aber erst 1642 unter den Namen «der Suchende» und «der Spielende» in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurden. Vgl. G. Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen, III, S. 342, 344. Und wenn er neben den schon in der «Orthographia» erwähnten deutschen «Orthographi-Grammatic-Manuductionen» nun auch «Sprache Künste» nennt, so kann dies nur auf Schottels Werk gehen, das erst 1641 herauskam. So scheint es, daß die nicht nur auf dem Titel des «Wegweisers», sondern auch am Schluß der Vorrede stehende Jahreszahl 1640 falsch ist.

Das etwas kraus disponierte Büchlein durchzieht wie ein roter Faden das Bestreben, den Lernenden die richtige Syllabierung und Worttrennung einzuprägen. Hager verficht die Abteilung nach Sprachsilben. Der ganze erste Teil ist dazu bestimmt, den Unterschied zwischen Primitivum, Derivativum und Compositum klar zu machen, was freilich beinahe nur durch Beispiele geschieht und wobei Flexions- und Ableitungsendungen zusammengeworfen werden. Hager geht noch über Albertus hinaus, da er

auch stammschließende Geminata zur ersten Silbe zieht, z. B. *Gött-er*. Aber auch in nicht abgeleiteten Wörtern soll die zweite Silbe mit dem Vokal beginnen, auch wenn mehrfache Konsonanz vorhergeht, z. B. *Ack-er, Aff-e, Klost-er*. Damit setzt sich Hager in Gegensatz zu allen andern Orthographen.

Die Silben werden in linde, scharfe und harte eingeteilt. Ihren Charakter bestimmt der an- oder auslautende Konsonant. Dabei wird teilweise die Qualität des Konsonanten, teilweise die Quantität des Vokals in Anschlag gebracht. So sind lind *aw, wa*, scharf *ab, ba*, hart *ap, pa, abb, app*. Ein deutlicher Begriff liegt nicht vor. Man versteht, daß *ag, ga* lind, *ach, cha* scharf genannt werden; aber warum sind *ia, ay* hart? Ebenso seltsam ist, daß *af, fa* lind, *aff* scharf, *av, va, aph, pha* hart sein sollen. Auch bleibt sich Hager in der Anwendung von «hart» und «scharff» nicht gleich und gebraucht außer ihnen noch das Wort «hartschärffig», einmal auch «lindschärffig»[1], und sagt zu Anfang der Erörterung, jede Silbe werde gesprochen entweder mit einer «Lind- oder weichen Stimme» oder mit einer «gemässigten Schärffe», oder mit einer «Scharff- oder harten Stimme».

In der Vorrede bemerkt Hager, es gebe «genugsame teütsche Orthographeyen, Grammatic und Manuduction», aber noch nie sei «eine Naturgemässe Teütsch-teütsche Orthographia, vielweniger Grammatic, sondern vielmehr Lateinteütsche Grammatic- und Orthographeyen im Druck kommen». Auf wen das zielt ist klar; Sattler, Brücker, Werner sind durch die Titel ihrer Schriften gekennzeichnet. Gegen Werner polemisiert Hager versteckt auch im Text, doch ist er wohl durch ihn zu seiner Einteilung der Silben angeregt worden; Werner verdankt wiederum die Ausdrücke «Lindigkeit» und «Schärffe» für verwandte Konsonanten Frangk; vgl. Müller, Quellenschriften, S. 107. Auch Beziehungen zu Brücker sind an ein paar Stellen unverkennbar. So mag auch eine Regel über die großen Anfangsbuchstaben auf Brücker zurückgehen. Nur spricht dieser grammatisch

[1] «*dt*: wird etwas lindschärffig außgesprochen.» B_8b. Vorher (B_3a) waren die Silben *adt, edt* usw. ebenso wie *add* in die zweite Kategorie, also zu den scharfen Silben, gestellt worden.

geschulte Mann klar und deutlich von «denn für sich selbst bestehendenn Namenn», d. h. von den Substantiven, während Hager D_3b lehrt: «Inn allen bedeütlichen Nännwörtern werden Versalbuchstaben gebraucht», und unter seinen Beispielen auch Pronomina erscheinen. Der Ausdruck «Nännwort» und vielleicht auch die Bezeichnung des Deutschen als einer «Haubtsprache» deuten auf eine irgendwie vermittelte Kenntnis der Ratichischen Bestrebungen.

Sprachnorm ist für Hager offenbar das Meißnische. Sein Werk hat er «auß sonderbahrer Lieb» zu seiner Muttersprache, der Meißnischen unternommen; die Einteilung der Silben ist so dargestellt, «daß darauß der wahre, klahre und Naturgemässer Kern der rechten Meißnischen Sprache, grundvöllig zuersehen und zufassen».

Interessant ist die Übereinstimmung in mehreren orthographischen Forderungen, die später Schottelius erhob. Die einzelnen Punkte finden sich ja meist auch bei anderen; bemerkenswert ist ihre Vereinigung. Hieher gehört die etymologische Silbentrennung, insbesondere die Fassung der Regel, daß alle einsilbigen Nomina ihren Nominativ «durch alle Fälle»[1] unverändert behalten (C_4a) und daß die Verba analog zu teilen seien, «in obacht haltend den Imperativum» (C_4b). Ferner die Unterscheidung von *u* und *v* nach dem Lautwert und die Polemik gegen *w* in den *u*-Diphthongen (C_2a), sowie gegen *th* statt *ht* (*Tuhn* nicht *Thun* u. dgl.; C_1b).

Sechstes Kapitel.

Von Schottelius bis Gottsched.

(1641—1748.)

I. Charakteristik der Epoche.

64. Grammatiken für Ausländer und Schulbücher werden auch jetzt noch geschrieben, aber sie treten zurück hinter Werken, die sich höhere Ziele stecken und Deutsche die richtige Sprache lehren wollen.

Auch die Träger der Entwicklung werden andere. Die Süddeutschen ziehen sich fast ganz zurück. Die wenigen

[1] Darunter versteht Hager offenbar auch die Ableitungen.

Theoretiker aus den protestantischen Reichsstädten des Südens schließen sich im 17. Jh. beinahe alle eng an die Niederdeutschen an, die in diesem Zeitraum in die erste Reihe der grammatischen Schriftsteller treten. Damit ist eine bedeutungsvolle Wandlung innig verknüpft. Noch hatte das Hochdeutsche nicht so tiefe Wurzeln geschlagen, daß den Niedersachsen das natürliche, durch den täglichen Gebrauch erworbene Sprachgefühl ein sicherer Führer hätte sein können. Für sie ist das Hochdeutsche vor allem eine Büchersprache, seine Regeln eine Angelegenheit grammatischer Spekulation. Normativ wollte die deutsche Grammatik von jeher sein, aber früher knüpfte man an etwas Positives an, man wollte einfach konstatieren, was guter Gebrauch sei; seit Schottelius tritt mit dem Analogieprinzip die Normierung der Sprache durch den räsonierenden, aus Prinzipien deduzierenden Grammatiker in den Vordergrund. Den Männern der Schottelschen Richtung erscheint ferner das gute Deutsch als eine über allen Mundarten stehende Sprache, sei es, daß man die Dialekte als Verderbnisse der eigentlichen Sprache, oder diese als den Extrakt des Besten aus allen Mundarten betrachtet.

Aber in den Ostmitteldeutschen bleibt die Überzeugung lebendig, daß sie die Träger der guten Sprache sind, die sie gleichsam mit der Muttermilch einsaugen; insbesondere verfechten die Meißner ihr auch von den Schlesiern anerkanntes Vorrecht. Die Ostmitteldeutschen stützen sich auf den lebendigen Sprachgebrauch der gebildeten Stände, der keineswegs immer zu den Regeln stimmte, die Schottelius aus seinen gedruckten Quellen destillierte. Zwischen den beiden Richtungen kommt es zum Kampf. Gottsched versucht eine Vermittlung, aber vergebens. Der Streit dauert weiter bis auf Adelung, nur daß es in der Zeit nach Gottsched hauptsächlich die Süddeutschen sind, die dem Anspruch der Meißner entgegentreten.

In unserem Zeitraum werden die Gegensätze ein wenig dadurch verdunkelt, daß anfangs von beiden Lagern die Sprache Luthers und der Kanzlei gerühmt wird. Man darf sich dadurch nicht täuschen lassen. Beide Parteien weichen, jede auf ihre Weise, von den Mustern ab. Schottelius, dem es mit dem Lob der Kanzleisprache gewiß Ernst ist,

schematisiert und die Ostmitteldeutschen folgen ihrem Sprachgefühl.

Opitz schreibt im Jahre 1628 an B. Venator: *hoc tamen nunc habe, veluti ego Silesiaca dialecto non utor, ita neque vestra Alsatica uti te posse. Est quoddam quasi Atticum apud Graecos, genus quod Lutheranum vocitare per me potes, hoc nisi sequaris, erres necesse est. Et ad cancellarias, quas nominant, provoco, scriptionis nostrae, si Gallicae, Italicae aut Latinae etiam nugae omittantur, magistras.*[1]

Aus diesen Worten geht nur hervor, daß Opitz wußte, daß ein Unterschied bestand zwischen der Volksmundart und der gebildeten Sprache, und daß er glaubte, die gebildete Sprache sei identisch mit der Sprache Luthers und der Kanzlei und daher aus ihr zu lernen. Man braucht sich nur ein wenig zu besinnen, um zu erkennen, welcher Einschränkungen dies bedarf. Opitz führte ein neues Stilprinzip ein: die Sprache der Dichtung sollte sich in den grammatischen Elementen nicht von der gebildeten Umgangssprache unterscheiden. Brauchte nun Opitz wirklich Luther und die Kanzlei, um zu wissen, daß das Adjektiv vor das Substantiv und das Verbum im Hauptsatz nicht ans Ende gehört? Und auf der andern Seite: konnte er aus Luther und den Kanzleischriften den Sitz des Wortakzents oder die Qualität der *e*-Laute kennen lernen? Ist es nicht geradezu gegen die Fingerzeige der Orthographie, wenn er *ö* und geschlossenes *e*, *ü* und *i*, *o* und *u* reimt, wenn er *können, gönnen, kömpt* mit *i* spricht?[2] Der größte

[1] Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des siebzehnten Jahrhunderts. Hsg. von A. Reifferscheid. I, S. 321, 84—89.

[2] Es gibt eine falsche Vorstellung, wenn man sagt, daß Opitz und andere Schlesier, indem sie *können* auf *Sinnen, beginnen* reimten, ihrem Dialekt nachgaben. In beiden Teilen der Deutschen Poemata von 1629, den Geistlichen Gedichten von 1638, der Antigone und den ersten 25 Psalmen habe ich *können* und *gönnen* nur auf *-innen*, nie auf *-ennen* gereimt gefunden. Dasselbe gilt von Hofmanswaldaus Deutschen Übersetzungen und Gedichten. Zufall ist ausgeschlossen, da sowohl der Reimtypus *-ennen* (*-ennet, -ennt*) wie *-innen* sehr häufig ist. Titz stellt ausdrücklich die schlesischen *i*-Reime den meißnischen *e*-Reimen gegenüber.

Teil der Änderungen, die Opitz an seinen Jugendgedichten, oft auf Kosten des Sinns, vornahm, diente der Herstellung der richtigen Wortlänge; konnte er aus Luther lernen, daß man nur *Hertze*, nicht *Hertz* sagen dürfe?[1] Hätte man Opitz auf die Lutherschen Apokopen aufmerksam gemacht, so würde er sie vielleicht den Setzern zur Last gelegt haben, die ja in seine eigenen Prosaschriften manche Form hineinbrachten, die seinem Gebrauch widersprach. Die Unzuverlässigkeit der Drucke war ein Argument, mit dem man jede Abweichung von den Sprachmustern verteidigen konnte; «Mecoenates Ignorantiae» werden mit einem von Heinsius geprägten Wort die Drucker von Harsdörfer, einem Anhänger des Schottelius, genannt.[2]

Wir haben also unter den Theoretikern zwei Richtungen zu unterscheiden. Die eine betrachtet das richtige Deutsch als eine Sprache, die mit keiner Mundart zusammenfällt; sie zu finden ist Sache des Grammatikers, heuristisches

---

Logau hilft sich, indem er *künnen* schreibt. Der erste Schlesier, der *können* auch auf *-ennen* reimt, ist vielleicht Günther.

[1] Wenn man Opitzens Behandlung des auslautenden *e* richtig beurteilen will, darf man nicht vereinzelte Fälle herausgreifen. Es beweist gar nichts, daß er in dem Jugendgedicht «Lob des Feldlebens» (bei Witkowski, Neudrucke 189—192, Nr. 6, V. 159) *Endt* schreibt und ihm erst 1638 eine Änderung einfällt. Was speziell *Hertz(e)* betrifft, so hat Bellin, der im 17. Jh. die *e*-Formen bei Opitz untersuchte, nur acht Beispiele für die einsilbige Form angeführt, fünf aus den Psalmen, zwei aus dem Florilegium variorum epigrammatum und eines aus der Judith. Dieses (2. Act, 5. Scena, V. 1) ist zu streichen; *Hertz* ist offenbar Druckfehler für *Haupt*. In den von mir untersuchten Gedichten (s. S. 114 Fußn. 2) habe ich nur zwei Fälle gefunden: Lobgesang Bacchi, V. 80 und 543; an der ersten Stelle ist in der Ausgabe letzter Hand (Martini Opitij Weltliche Poemata, Franckfurt am mayn 1644, S. 553, Z. 3/2 v. u.) geändert, indem an den Anfang des folgenden Verses das vokalisch anlautende *Vnd* gesetzt wurde. — In der Ausgabe von 1625 hat Opitz etwa 23mal geändert, nur um *Hertz* vor Konsonant wegzuschaffen. — In Hofmanswaldaus Gedichten, abgesehen vom Getreuen Schäffer, kommt *Hertze* etwa 65mal vor, *Hertz* vor Konsonant außer *h* nur fünfmal, darunter dreimal in der Formel *Hertz und Hertz*.

[2] Specimen philologiae Germanicae, S. 212; Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein, hsg. von G. Krause, S. 350.

Prinzip die Analogie. Die andere Richtung stützt sich auf den lebendigen Sprachgebrauch der gebildeten Stände. Die Vertreter der ersten Richtung sind meist Niederdeutsche; daß sich ihnen die wenigen süddeutschen Grammatiker anschließen, ist sehr begreiflich, da sie sich zu der erstarkenden ostmitteldeutschen Kunstsprache in einem ähnlichen Verhältnis befanden wie die Niedersachsen. Die Ostmitteldeutschen stehen mit wenigen Ausnahmen im andern Lager; Zesen gewinnt auch im Norden Anhänger. Das Analogieprinzip findet auch bei ihnen Anwendung, aber in eigentlich grammatischen Dingen ist sein Gebiet beschränkt. Es vermittelt eine Auswahl aus den Formen der heimatlichen Umgangssprache, während für Schottelius die große Masse von Schriften sehr verschiedener Herkunft das Material ist, an dem er seine grammatischen Künste übt. In der Orthographie sind die Rollen vertauscht. Schottelius haftet am geschriebenen und gedruckten Wort und trifft im wesentlichen nur eine Auswahl unter den verschiedenen Schreibungen. Zesen geht von der gesprochenen Sprache aus, sucht für sie die passendste Bezeichnung und entfernt sich dadurch viel stärker vom Herkommen. Die bedeutendsten Grammatiker gehören der Schottelschen Richtung an, die andere Partei pflegt die Poetik. Auch das ist sehr begreiflich; die Ostmitteldeutschen trugen ihre Grammatik in sich. Die beiden Richtungen stoßen zusammen in den Sprachgesellschaften des 17. Jhs.

II. Die Sprachgesellschaften.

65. Ältere Literatur bei Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, III², § 177. — Hauptquelle für die Kenntnis der Tätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft ist: Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein. Hsg. von G. Krause. Leipzig 1855. Eine urkundliche Geschichte versucht G. Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen, III. Teil, Neusatz 1879. — F. Zöllner, Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1899. — Günther Voigt, Die Dichter der Aufrichtigen Tannengesellschaft zu Straßburg. Programm, Groß-Lichterfelde, Realschule, Ostern 1899. — K. Dissel, Philipp von Zesen und die Deutschgesinnte Genossenschaft. Programm, Hamburg, Wilhelms-Gymnasium, Ostern 1890. — Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des

Pegnesischen Blumenordens. Hsg. von Th. Bischoff und Aug. Schmidt, Nürnberg 1894. — H. Schultz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des XVII. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache, Göttingen 1888. — Auf die Hypothesen L. Kellers in den Monatsheften der Comeniusgesellschaft, IV, S. 1 ff. 69 ff., XVI, S. 189 ff., über den eigentlichen Sinn und Zweck der Sprachgesellschaften braucht eine Geschichte der deutschen Grammatik nicht einzugehen. Vgl. übrigens W. Begemann, Der Orden der Unzertrennlichen des achtzehnten und die Fruchtbringende Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts, Berlin 1911. — Über die italienischen Verhältnisse vgl. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur, S. 535 f. — L. Fùrnari, La questione della lingua da Dante al Manzoni. Reggio di Calabria 1900. — G. Belardinelli, La questione della lingua, Roma s. a. (1905). — P. Rajna, La lingua cortigiana, in: Miscellanea linguistica in onore di Graziadio Ascoli. Torino 1901. S. 295 ff.

66. Die Fruchtbringende Gesellschaft, die älteste und angesehenste unter ihren Genossinnen, wurde am 24. August 1617 gestiftet. Schon unter dem ersten Oberhaupt Kaspar von Teutleben war die Seele des Ganzen Fürst Ludwig von Anhalt, der nach Teutlebens Tod (1629) auch formell an die Spitze trat. Unter ihm erfreute sich die Gesellschaft ihrer größten Blüte. Nach seinem Hingang (7. I. 1650) gab sie sich wohl noch zwei Oberhäupter, aber mit ihrer Bedeutung war es aus. Nach dem Jahr 1680, in dem Herzog August zu Sachsen starb, wurde kein Vorsitzender mehr gewählt.[1] — Die im Jahre 1633 zu Straßburg begründete Aufrichtige Tannengesellschaft stand von allem Anfang im Hintergrund. Sie zählte sehr wenige Mitglieder, darunter die Dichter Jesaias Rompler von Löwenhalt und Joh. Mat-

---

[1] Daß die Gesellschaft noch 1708 eine Organisation und eine Kasse gehabt habe, schließt W. Begemann, a. a. O., S. VI f., aus Titel und Widmung einer von einem sich Ferdinand Gasto von Perlensee nennenden Mann im Jahre 1709 besorgten Ausgabe von Barthold Feinds Übersetzung der Satire «Vom Lobe der Geldsucht» des Holländers Decker. Schon Koberstein und nach ihm H. Schultz, S. 67, haben auf dieses scheinbare Zeugnis für das Bestehen der Gesellschaft im Jahre 1708 hingewiesen. Dabei wird übersehen, daß der Druckort (Cölln, bey Piere Marteau) fingiert ist; vgl. E. Weller, Die falschen und fingierten Druckorte, I [2], S. 60. Somit ist das Ganze eine Mystifikation, und es ist natürlich auch nur ein Witz, daß der angebliche Gasto von Perlensee sich gerade den Gesellschaftsnamen «Der Warhaffte» beilegt.

thias Schneuber. — Angeblich am 1. Mai 1643[1] stiftete Zesen die Deutschgesinnte Genossenschaft, von deren Existenz sich Spuren bis zum Jahr 1708 verfolgen lassen. — Der von Philipp Harsdörfer 1644 oder wahrscheinlicher 1645[2] begründete Hirtenorden an der Pegnitz, später der Pegnesische Blumenorden genannt, besteht heute noch. — Andere Gesellschaften übergehe ich.

67. Die Sprachgesellschaften gaben in den vierziger Jahren des 17. Jhs. gleichgestimmten Männern Gelegenheit zum Gedankenaustausch und hielten so ihr Interesse für die Pflege und die Untersuchung der Muttersprache wach. Darin liegt ihre Bedeutung für die Geschichte der deutschen Grammatik. Fragt man dagegen nach ihren positiven sprachwissenschaftlichen Leistungen, so muß das günstige Urteil, das neuerdings im Zusammenhang mit der puristischen Strömung in Schwang zu kommen scheint, bedeutend herabgestimmt werden. Eine unparteiische Würdigung kann nur erzielt werden, wenn man jene Gesellschaften mit ihren Vorbildern, den italienischen Akademien, insbesondere die Fruchtbringende Gesellschaft mit der Accademia della Crusca vergleicht.

Italien war wie in allen humanistischen Bestrebungen so auch in der Untersuchung der eigenen Sprache Deutschland voraus. Das Verhältnis der Gemeinsprache zu den Sprachen der einzelnen Landschaften, der Schriftsprache zum lebendigen Gebrauch, die Bedeutung der Höfe, Dinge, die in Deutschland eingehendere Erörterung erst im 17. und 18. Jh. fanden, sind in Italien schon in der ersten Hälfte des 16. Jhs. Gegenstand leidenschaftlicher Kämpfe geworden. Während die Toskaner und speziell die Florentiner, stolz auf die Herkunft der drei großen Schriftsteller des 14. Jhs., die Schriftsprache toskanisch oder florentinisch nannten, behaupteten andere, die gute Sprache sei nicht in Florenz allein heimisch, ja manche florentinische Eigentümlichkeiten seien verwerflich; in vielen Städten Italiens gebe es gelehrte Männer, die gut zu sprechen und zu schreiben verstünden. Die literarische Fehde entbrannte,

[1] Über die Bedenken gegen dieses Datum vgl. meine Einleitung zur Adriatischen Rosemund (Neudrucke 160—163), S. XLIV und die Fußnote.

[2] Vgl. Bischoff in der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens, S. 202 ff.

als der Vicentiner Trissino die Schriftsprache italienisch, nicht toskanisch nannte, und die pronunzia cortigiana der toskanischen gegenüberstellte. Er berief sich auf die Autorität Dantes, von dessen Schrift De vulgari eloquentia er im Verlauf des Streites eine italienische Übersetzung veröffentlichte. Dante hatte behauptet, daß das *vulgare illustre* mit keinem Dialekt zusammenfalle, das Toskanische und speziell das Florentinische habe ebenso häßliche Eigenschaften wie die andern Mundarten, das *vulgare illustre* sei überall und nirgends zu Hause. Es müßte die höfische Sprache heißen, weil, wenn Italien einen Hof hätte, es dort gesprochen würde; so seien die Glieder dieses Hofes überall durch Italien zerstreut. Die toskanischen Gegner Trissinos bestritten die Echtheit der Schrift oder suchten Dante zu widerlegen. Sie wollten sich nicht das Vorrecht rauben lassen, daß sie die gute Sprache schon in der Wiege von den Müttern und Ammen lernten. Gegenüber diesem Pochen auf den lebendigen toskanischen oder florentinischen Sprachgebrauch hob man auf der Gegenseite den Unterschied der Literatursprache von der Sprache des Alltags hervor. Der Paduaner Girolamo Muzio erklärte, die gute Sprache lerne man nicht von der Mutter, sondern aus den Schriften; sei sie doch das Werk der Schriftsteller, die aus allen Mundarten Italiens das Beste ausgewählt hätten. Italiens gemeinsame Sprache, das Italienische, sei nicht das Florentinische, und Dante und Petrarca hätten nicht florentinisch geschrieben.

Selbst in Florenz kam schließlich eine Richtung zur Herrschaft, die die normative Geltung der lebenden Umgangssprache in enge Grenzen wies. Die Führung in der Accademia della Crusca zu Florenz hatte der Grammatiker Lionardo Salviati, derselbe, dessen Lachmann in der Vorrede zum Wolfram, S. VIII, mit Auszeichnung gedenkt. In seinen «Avvertimenti della lingua sopra'l decamerone» stellte Salviati den Grundsatz auf, daß für die Wortformen und die Syntax die großen Schriftsteller des Trecento die Norm bildeten, sie und nicht der gegenwärtige Gebrauch; zu ihm müsse man nur in ganz wenigen Fällen die Zuflucht nehmen. Die wirkliche Sprache der Schriftsteller sei die Norm, nicht grammatische Erwägungen über Analogie. So sei das alte *leggiavamo* dem modernen *leggevamo*

vorzuziehen, obwohl dieses analogischer sei. Doppelformen habe man zu belassen; man dürfe die Sprache nicht ohne Not ihres Reichtums berauben. Für die Aussprache sei dagegen einzig der gegenwärtige Gebrauch maßgebend. Und die Orthographie solle sich nach der Aussprache richten, soweit der feststehende Schreibgebrauch dem nicht entgegen sei.

Auch nach dem Tode Salviatis (1589) hielt die Accademia della Crusca an seinen Ansichten fest. Die Frucht ihrer Bemühungen war ein Wörterbuch, das zuerst 1612 erschien. Ganz im Sinne Salviatis beschränkte es sich auf die Sprache der florentinischen Autoren des 14. Jhs. Von dieser Strenge ließ man erst in der dritten Auflage ab, nahm moderne Ausdrücke auf und zitierte auch lebende nichttoskanische Schriftsteller. Die weitere Entwicklung gehört nicht hieher; nur so viel sei bemerkt, daß das Wörterbuch der Crusca, trotz der vielen Angriffe, die es erfuhr, bis in die neueste Zeit ein gewisses Ansehen genoß.

68. Vergleicht man damit die Tätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft, so muß das Urteil für sie ungünstig ausfallen. Sie hat kein Wörterbuch zustande gebracht, und die einzige aus den vereinten Bemühungen ihrer Mitglieder hervorgegangene Leistung von einiger Bedeutung, die Gueintzische Rechtschreibung, kann sich nicht entfernt mit den Arbeiten eines Salviati messen. Die Werke des Schottelius der Gesellschaft gutzuschreiben geht durchaus nicht an. Wenn auch Schottelius bei der Veröffentlichung seiner Sprachkunst seinen Blick auf die Fruchtbringende gerichtet hatte, seine Sammlungen waren längst fertig; die paar Entlehnungen aus Gueintz kommen da nicht in Betracht. Und mit Schottels Grundanschauung hat sich Fürst Ludwig nie befreunden können.

Allerdings lagen die Dinge in Deutschland auch anders als in Italien. Daß die drei großen Toskaner des Trecento, Dante, Petrarca, Boccaccio, Klassiker seien, ist dort nicht bestritten worden. Ihre Sprache zeigte begreiflicherweise eine große Einheitlichkeit. Ob man diese Sprache florentinisch, toskanisch oder italienisch nennen sollte, das war vom praktischen Standpunkt ein Streit um Worte. Auch die Abweichungen des modernen Toskanisch waren, mit dem Maßstab der deutschen Verhältnisse gemessen,

geringfügig.[1] In Deutschland fehlt die literarische Kontinuität und die Einheit. Auf die Dichtung des 16. Jhs. sah man mit Verachtung herab, seit Opitz den neuen Stil begründet hatte. Opitz war ein Schlesier, als Deutschlands Toscana galt aber Meißen. Als Sprachmuster betrachtete man Luther und die Reichsabschiede, die doch sehr verschiedene Varietäten der Schriftsprache vertraten. Bei dieser Zerfahrenheit begreift sich das Emporkommen der rationalisierenden Schottelschen Richtung.

Zu diesen in den sprachlichen Zuständen liegenden Verschiedenheiten kamen aber auch persönliche. Fürst Ludwig war gewiß von den besten Absichten erfüllt, entbehrte aber des Überblicks über die sprachlichen Probleme, und der Grammatiker der Fruchtbringenden Gesellschaft hieß nicht Lionardo Salviati, sondern Christian Gueintz.

69. Christian Gueintz, geboren am 13. Oktober 1592 zu Kolau bei Guben in der Niederlausitz, studierte seit 1615 in Wittenberg, wo er 1616 Magister und 1618 Adjunkt der philosophischen Fakultät wurde. In demselben Jahr berief ihn Fürst Ludwig von Anhalt nach Köthen, um an der Einführung der Ratichischen Lehrart mitzuwirken. Vier Jahre später zog er wieder nach Wittenberg, studierte dort die Rechte, und wurde 1623 Konsistorialadvokat. Von 1627 bis zu seinem Tode im Jahre 1650 wirkte er als Schulrektor in Halle.[2]

Auch nach seinem Weggang von Köthen blieb er in Beziehungen zu dem Fürsten Ludwig und verfaßte in seinem Auftrag eine deutsche Grammatik. Am 5. November 1638 sandte er das Werk an den Fürsten. Gedruckt wurde es unter dem Titel «Christian Gueintzen, Deutscher Sprachlehre Entwurf» erst 1641. Der Fürst hatte das Manuskript mehreren Vertrauensmännern zur Begutachtung vorgelegt; 1639 schickte er es an Opitz und Buchner, 1640 an Schottelius. Von Buchner und Schottelius liefen eingehende Gutachten ein.[3]

---

[1] Belardinelli gibt a. a. O., S. 44 f. Fußnote und S. 48 Fußnote, zahlreiche Beispiele für die Schwankungen des italienischen, ja sogar des toskanischen Sprachgebrauchs im 16. Jh. Wieviel mehr könnte man aber aus deutschen Texten zusammenstellen!

[2] Vgl. G. Vogt, Programm des Gymnasiums zu Cassel 1877, S. 14.

[3] Fürst Ludwig schickte die Grammatik an Buchner am 28. X. 1639 (Ertzschrein, S. 219), Buchner sandte sie mit seinem Gut-

70. Die Gueintzische Grammatik steht deutlich unter dem Einfluß der Köthener Allgemeinen Sprachlehr von 1619. Die technischen Ausdrücke sind verdeutscht, über fünfzig Kunstwörter sind aus dem Köthener Buch herübergenommen. Einige hat Gueintz geändert; von diesen haben die Verdeutschungen «Zeitwort», die jedoch schon 1619 auf dem Titel eines Ratichianischen Schriftchens vorkommt (vgl. G. Vogt, Programm des Gymn. zu Cassel 1882, S. 12, Nr. 43; Monatshefte der Comenius-Gesellschaft, I, S. 151, Nr. 43) und «Mittelwort» Glück gehabt. Etliche Ausdrücke verdankt er Helwig und Brücker; natürlich mußte er auch ganz neue ersinnen, da er ja eine deutsche, nicht bloß eine all-

---

achten am 22. I. 1640 zurück (Ertzschrein, S. 233 f.). Am 14. II. (Ertzschrein, S. 234 f.) teilt Ludwig Buchner mit, daß er seine Bemerkungen Gueintz übermittelt habe. Dieser reagiert auf sie am 1. III. (Ertzschrein, S. 244 f.). Am 13. III. (Ertzschrein, S. 237) schreibt Ludwig an Buchner: «Die Sprachlehre wird alhier wiederum abgeschrieben, und soll noch an einem guten orte, wie es sonderlich begehret worden, überschickett werden»; damit ist Schottelius in Braunschweig gemeint. Der Brief von Gueintz an Ludwig vom 28. III. (Ertzschrein, S. 246, Nr. 4) ist offenbar das Begleitschreiben zu seiner Replik auf das uns erhaltene Gutachten Schottels, das dieser also im März 1640 in ganz kurzer Zeit abgefaßt hat. Ende des Jahres wurde die Gueintzische Grammatik noch einmal nach Braunschweig geschickt, vielleicht an einen andern. Denn am 9. XI. (Ertzschrein, S. 258, Nr. 7) schreibt Ludwig an Gueintz: «Weill es sich mitt dem Bedencken aus Braunschweig über die aufgesetzete Sprachlehre, wegen entstandener unruhe dessen orts verzeucht, ja das herr Walcher beschwerlich und fast auff den Tod kranck liegen soll, als wird dem verfasser sein entwurff . . . hiermit wider zugefertiget», und am 8. II. 1641 (Ertzschrein, S. 258, Nr. 8): «Es wird hiermit anderweit überschicket, was für unterschiedene anmerckungen bey der Sprachlehre von Braunschweig kommen». G. Krause, Fürst Ludwig, III, S. 168, setzt irrigerweise diese beiden Briefe vor das Eintreffen des uns erhaltenen Schottelschen Gutachtens. Dagegen spricht auch, daß Schottelius in dem von E. C. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, S. 93, abgedruckten, offenbar bald nach dem Erscheinen der Sprachlehre geschriebenen Brief an Herzog August von Braunschweig sagt, sie sei daselbe Buch, *cuius videndi copiam Vestra Serenitas ante biennium (circiter) clementer mihi concessit.*

gemeine Grammatik schrieb. Aber er ist sehr inkonsequent, bezeichnet denselben Begriff durch mehrere Wörter und verwendet, was ärger ist, mitunter auch dieselben Wörter für verschiedene Begriffe.

Aus der Köthener Sprachlehr hat er ferner eine Reihe von Definitionen mit unwesentlichen Änderungen herübergenommen. Die Köthener Definitionen sind oft mangelhaft, ohne Beispiele schwer verständlich. Gueintz macht das Übel ärger. Die schlechteste Definition ist wohl die des Genus: «Das geschlechte ist eine eigenschaft des Nenwortes, dadurch das geschlechte erkant wird», wo «geschlechte» das erstemal *genus*, das zweitemal *sexus* bedeutet. Das Köthener Buch hatte wenigstens gelehrt: «Das Geschlecht ist ein vnterscheid des Worts, gleichsam nach dem Geschlecht eines Dinges.» Gueintzens bis zur Gedankenlosigkeit sich steigernde Verworrenheit tritt eben wie sonst so auch in den Definitionen zutage. Die «Wortsprechung» (prosodia) ist nach ihm «ein theil der Sprachlehre von der Sylben thon». Sie «handelt» aber «von der Sylben theilung und zufällen», und nur «die zufälle der Sylben sind der thon», «nach der theilung ist die Sylbe entweder einfältig, die nur einen buchstaben hat, oder zusammen gesetzet, die viel buchstaben hat».

Am stärksten ist der Einfluß der Ratichischen Methode in der Art der Darstellung. Tabellarische Übersichten hatte schon das 16. Jh. geliebt.[1] Petrus Ramus empfahl die Dichotomien. Sein Einfluß ist deutlich in der Gießener Grammatik von Finck und Helwig. Ebenso legte Ratichius, der übrigens leugnete, von Ramus beeinflußt zu sein[2], das größte Gewicht auf die Einteilung der Begriffe, die sofort der Definition zu folgen habe. So geht nun auch Gueintz vor. Aber bei ihm ist die Dichotomie bis zum Wahnsinn getrieben. Ihr Zweck, die Übersichtlichkeit, geht ganz verloren, da er sich nicht der Tabellen bedient und die dichotomische Gliederung der niederen Arten so weit treibt, daß man, wenn das zweite Genus erscheint, die Haupteinteilung längst vergessen hat. Dazu kommt, daß die Dichotomie oft nur um ihrer selbst willen dasteht.

---

[1] J. Müller, Quellenschriften, S. 263 f.

[2] G. Vogt, Wolfgang Ratichius, S. 194.

Statt einfach die vier Arten der unwandelbaren Wörter aufzuzählen, teilt Gueintz das unwandelbare Wort erst in «Haubtwort» und «Nebenwort» und dann erst jenes in «Beywort» und «Vorwort», dieses in «Fügewort» und «Bewegewort». Was hat dies für einen Zweck oder für eine Berechtigung? Gueintz wußte es wohl selbst nicht, denn er definiert die Begriffe «Haubtwort» und «Nebenwort» nicht, wie denn überhaupt im Gegensatz zu der Köthener Sprachlehr die Definitionen öfters fehlen. In andern Fällen bleibt der Einteilungsgrund für jeden dunkel, der das vom Verfasser vorausgesetzte logische System nicht kennt, und manchmal ist der logische Fehler evident.

Als Probe der Gueintzischen Darstellungsweise gebe ich die Einteilung der «entspringlichen» Nennwörter, füge zur Verdeutlichung Zahlen und Buchstaben bei, rücke die Zeilen ein und setze die Seitenzahlen hinzu, damit ersichtlich werde, wie weit die zusammengehörigen Glieder durch die Unterabteilungen getrennt werden.[1]

(28) Nach der art oder dem ursprunge ist das entspringliche entweder, (I) von einem andern nenworte, oder (II) von einem zeitworte.

I. Von einem andern Nenworte (1) vermindert oder (2) herrürend.

1. Das verminderte ist, welches minder als sein ursprung bedeutet und gehet auf ein *lein* aus . . .

(29) 2. Das herrürende ist, das seines ursprunges art bedeutet. Und ist entweder (A) gemein oder (B) sonderbar.

A. Gemein ist entweder (a) ein benamt wort oder (b) zahlnenwort.

a. Das benamte nenwort bedeutet entweder (1) eine Matery, Zeug oder (2) menge.

1. Die eine Matery (Zeug) bedeuten: gehen aus auf ein *ern* oder *en, usw.*

---

[1] Dabei muß man noch bedenken, daß diese Einteilung nur ein untergeordnetes Glied ist. Beim Nennwort ist (S. 28) zu betrachten die Eigenschaft und die Teilung. Die Eigenschaften sind gemeine und sonderbare, die gemeinen sind die Art und die Gestalt. Nun sollte, was Gueintz vergessen hat, die Art in ursprünglich und entspringlich geteilt werden. Dann kommt erst die Einteilung der entspringlichen. — Die sonderbaren Eigenschaften werden erst S. 34 ff., die Teilung S. 49 ff. abgehandelt.

2. Die eine menge bedeuten, gehen auf ein *bar, sal, ig,* aus, *usw.*

(30) b. Das Zahlnenwort ist, welches eine zahl bedeutet. Und ist entweder
1. eine haubtzahl . . . . oder
2. eine ordnungszahl. *(Nun folgen außerhalb der Dichotomie andere Arten der Numeralia.)*

B. Das Sonderliche bedeutet entweder (a) eine art oder (b) eine eigenschaft.
a. Das eine art bedeutet, ist ein Vor-Elter Nennwort. . . . . .

(31) b. Die eine Eigenschaft bedeutet, sind entweder (1) Landartige oder Völcker nenwörter (Gentilia) oder (2) besitz Eigenthumswörter (Possessiva).
1. Das Landartige Nenwort ist, daß von einem volcke seinen ursprung hat, *usw.*
2. Das Besitz nenwort ist, welches eine eigenschaft bedeutet, *usw.*

II. Das Zeit Nenwort ist, welches von einem Zeitworte herkomt, *usw.*

71. In das Gerippe seiner Dichotomien schiebt nun Gueintz das von seinen Vorgängern dargebotene, nur durch wenige eigene Bemerkungen vermehrte Material hinein. Im Gegensatz zu der hart ans Plagiat streifenden Quellenbenützung der älteren Grammatiker beginnt mit Gueintz das übermäßige Zitieren. Es werden oft mehrere Gewährsmänner nebeneinander genannt, wo doch der eine offenbar vom andern abhängig ist. Trotzdem führt Gueintz nicht alle seine Quellen an. Am häufigsten zitiert er Ritter, ferner Clajus, Ölinger, Werner, Hulsius, einmal auch Sattler, dagegen nicht Kromayer und Brücker. In der «Wortforschung» folgt er hauptsächlich Clajus und Ritter. Aber seine vier Konjugationen hat er Kromayer entlehnt. Wenn er innerhalb der einzelnen Konjugationen die Ablautkombinationen zusammenstellt, so hatte ihm auch hiefür die Kromayersche Grammatik durch die Anordnung der Beispiele den Weg gewiesen.

Seltsam, daß er gerade in der Konjugationslehre seine Dichotomien vergißt, wo sie doch ganz gut angebracht gewesen wären. Er hätte die Verba zunächst nach der Endung des Partizips ein-

teilen können, dann die Verba mit dem Partizip auf *-en* in solche mit zwei und solche mit drei Ablautvokalen, und die erstern wieder in zwei Gruppen, je nachdem der Vokal des Partizips mit dem des Präsens oder dem des Präteritums identisch ist. Freilich hätte er dann strenger, als er und Kromayer tun, zwischen starken und schwachen Verben scheiden müssen.

Die einzelnen Regeln der Syntax gehen auf Clajus und Ritter zurück, aber die Haupteinteilung weicht ab. Gueintz schließt sich hier an die Gießener Grammatik von Finck und Helwig an, deren Disposition auch im Köthener Compendium Grammaticae Latinae ad Didacticam vom Jahre 1620 befolgt worden war.[1] Aber er hat sich in das System nicht hinein gedacht und verstößt fortwährend gegen die Einteilung. Die Interpunktionslehre beruht auf Brücker; daneben ist die lateinische Grammatik von Heinrich Buscher benutzt.[2]

72. Quellen der deutschen Sprache sind ihm die «Scribenten». Sie werden in Alte und Neue dichotomiert. Die alten Scribenten sind, die vor Luther gelebt haben. In Luthers Bibel ist «das beste Deutsch zu finden, so noch zur zeit in dergleichen verdolmetschung ausgegangen». Die neuen Scribenten haben entweder eine gemeine oder eine zierliche Art zu schreiben, aus jenen hat man die «Eigenschaft», aus diesen die «Zierligkeit» der deutschen Sprache zu lernen. Als Schriftsteller der ersten Gruppe nennt er die «Geschicht- und weltbeschreiber» Aventinus, Krantzius, Sleidanus, Munsterus, als zierliche Scribenten die «Schriftausleger» Urbanus Regius, Matthesius, Fischerus, Möllerus, ferner «die gantze neüe Geschichtschreiber, als Amadies, Schäffereyen, Astræa und der des von Serre sachen verdeütschet. Die güldene Sendbriefe, die letzte Abdrücke des

---

[1] Dies geht deutlich aus der Inhaltsangabe von G. Vogt, Programm des Gymnasiums zu Cassel 1882, S. 14, Nr. 55, hervor.

[2] «GRAMMATICA LATINO-GERMANICA, Das ist, Die Lateinische Sprachkunst mit Teutschen præceptis beschrieben, ... Zu dienlicher beforderung der lieben Jugend zum Truck verfertiget Von HENRICO BUSCHERO Collegen der Schul in Stade. Im Jahr Christi 1634.» Dieses Buch, das Reichard S. 68 erwähnt, aber nicht zu Gesicht bekommen konnte, ist, wie sein Titel sagt, keine deutsche Grammatik, sondern eine lateinische in deutscher Sprache, eine Nachwirkung der didaktischen Bestrebungen Helwigs.

Livii, Plutarchi und anderer. Der Vegetius Welhausens, der Salustius Lohausens (wie wol der verstand und art zu reden in allen nicht der beste)», S. 6f.

Das ist nun freilich eine etwas gemischte Gesellschaft, in der sogar ein in Bayern lebender Niederländer, der Übersetzer der Sendschreiben Guevaras Aegidius Albertinus nicht fehlt. Aber ein helles Licht auf die innerste Meinung Gueintzens wirft seine Bemerkung S. 28. Das Diminutivum gehe auf *lein* aus. «In recht deutscher Meisnischer sprache: dan ins gemein sie auch auf *chen* ausgehen. Nieder Sächsisch ist *ken*, die Schweitzer, Schwaben und andere lassens auch auf ein *lin* und *le* enden.» Diese Bemerkung stammt aus Clajus, S. 60 und Ölinger, S. 55, aber charakteristisch ist der Zusatz «In recht deutscher Meisnischer sprache». Das richtige Deutsch ist also die meißnische Form der Schriftsprache.

73. Die Schwächen der Gueintzischen Arbeit sind den Beurteilern nicht entgangen, denen Fürst Ludwig das Manuskript zugeschickt hatte. Buchner schreibt (Ertzschrein, S. 233), J. Martin «befinde gleichfallß, daß, wie ich bald anfangs . . . erinnert, dieses werck fast gar zusehre zerlegt und zu genaue vertheilet sey. Dann ob gleich an ihm selber der fleiß zu loben, und solches alles dahinn ziehlet, da mit der Vernunfftlehre ihr recht geschehe, So were doch dergleichen allzu viel und genaue abtheilung der Sachen, die bey einem thun vorfallen, und etwa zu bedenken sein, allezeit nicht so gar nötig, könndte auch wol manchem öckelen Leser verdrießlich sein, und darfür gehalten werden, ob würde hierdurch nur das werck schwerer gemacht, und daß es nicht so leichte gefaßt werden könne». Ein anderes Gutachten (Ertzschrein, S. 246) beginnt: «Das dieses gegenwertiges Tractetlein viel leswürdiges . . . in sich halte, solches gibt die Durchlesunge deßelben selbst. Das es aber eine vollige untergründunge, und gantz-richtige anleitunge der Teütschen Sprache sei, solches kan nicht bewilliget werden, und zwar darumb: Weil . . . augenscheinlich und unwiderleglich künne dargethan werden, das eine reiche anzahl der fürnembsten Regulen und Lehren . . . alhie nicht befindlich sind, in derer Kraft und macht dennoch die rechte Kündigkeit unserer sprache bestehet: kunten auch dieselbige in ihrer

volständigkeit und in bishero nie-erwiesener demonstration angeführet werden; sintemal sie . . . nur auf das glück einer mehr-befreiten Zeit warten, darin Sie zu völligem Wachsthumb und unwandelbahrer Zahl gerahten, und als eine zeitige geburt das offenbahres urtheil des Vaterlandes begrüßen kunnen.»

Der Verfasser dieses Gutachtens hieß Schottelius.

III. Schottelius.

74. Eine Monographie fehlt. F. E. Koldewey, Justus Georg Schottelius, Zs. f. d. deutschen Unterricht, 13, S. 81 ff. (auch im Sonderdruck erschienen), gibt nur eine kurze Biographie und Inhaltsangaben der Werke, ohne Kenntnis der grammatischen Errungenschaften vor Schottelius. — H. C. G. v. Jagemann, Notes on the language of J. G. Schottel, Publications of the Modern Language Association of America, VIII, S. 408 ff., behandelt die angeblich von Schottelius gebildeten neuen Wörter und die starken Verba.[1] — Schottels Einfluß auf Leibniz stellt fest A. Schmarsow, Leibniz und Schottelius (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker, 23), Straßburg 1877, wobei jedoch, wie ich glaube, Leibniz nicht ganz zu seinem Recht kommt. Vgl. zu Schmarsows Schrift L. Neff im Jahresbericht über das Pro- und Realgymnasium von Durlach 1880. — Über das «Horrendum bellum grammaticale» vgl. C. Müller, Neue Jahrbücher f. Philologie und Pädagogik, 154, S. 506 ff., und Andrea Guarnas Bellum grammaticale und seine Nachahmungen, hsg. von J. Bolte (Monumenta Germaniae paedagogica 43), Berlin 1908, S. *82 ff.

75. Schottelius wurde am 23. Juni 1612 zu Eimbeck geboren. Fast sein ganzes Leben spielte sich auf niederdeutschem Boden ab, was für die Beurteilung seiner Theorien von Bedeutung ist. Er besuchte die Schulen von Hildesheim (1627—1630) und Hamburg (1630—1633) und studierte hierauf drei Jahre zu Leiden die Rechte. Von Wittenberg, wohin er sich von Leiden begeben hatte, vertrieb ihn der Krieg. In Braunschweig übernahm er die Aufsicht über einige junge Adelige, wurde dem Herzog August empfohlen und von diesem mit der Erziehung des Prinzen

---

[1] Unter dem irreführenden Titel «Schottel» gibt E. Voss, The Journal of english and germanic philology, VII, S. 1 ff., einen Abdruck des Gedichtes «Lamentatio Germaniae expirantis» von 1640.

Anton Ulrich und seiner Geschwister betraut. Dieser Tätigkeit widmete er sich bis 1646. Schon vorher war er Assessor im fürstlichen Hofgericht geworden und im Laufe der Zeit gelangte er zu immer höheren Würden im braunschweigischen Staatsdienst. Er starb am 25. Oktober 1676.

76. Das erste grammatische Werk Schottels ist die Teutsche Sprachkunst von 1641. Sie zerfällt in drei Bücher. Das erste enthält «Lobreden» «Von der Uhralten Hauptsprache der Teutschen», das zweite die «Wortforschung», d. h. die Etymologie; ein Kapitel, das zweite, ist der Orthographie, ein anderes, das 19., der Interpunktion eingeräumt. Das dritte Buch behandelt die «Wortfügung», d. h. die Syntax. Die erste Lobrede «begreifft» «Die Ursachen und Veranlassungen zu dieser also ausgefertigten Sprachkunst, samt der Ordnung, so darin gehalten, und Erklärung der Teutschen Kunstwörter», die zweite «Die Zeugnissen vieler hoher und vortrefflicher Männer, die sie von jhrer Teutschen Muttersprache gethan», die dritte «Deroselben Uhrankunfft und Uhralterthum», die vierte «Den Natürlichen Uhrsprung und vortreffliche Eigenschafften der Teutschen Letteren und Stammwörter in gemein», die fünfte «Eine kurtze Anleitung und Anzeigung zu der . . . . Ableitung der Wörter», die sechste «Eine richtige Eröffnung der Gründen und wunderreichen Eigenschafften, welche in Verdoppelungen der Teutschen Wörter . . . verhanden seyn», die siebente «Eine kurtze Anregung . . . von der göttlichen Poesi, auch wie dahin in Teutscher Sprache zu gelangen», die achte «Einen kurtzen Beweißtuhm . . . ., daß . . . biß auff diese Zeit die Würtzelen oder Stammwörter der Teutschen Sprache sich fast in allen übrichen Europeischen Sprachen finden lassen», die neunte «Eine kurtze Entdeckung des irrigen Wesens etzlicher Criticorum, welche diese unsere Hauptsprache verschandflecken, und zur Bettlerinn machen wollen», d. h. eine Zurückweisung der Versuche, deutsche Wörter aus dem Hebräischen, Griechischen, Lateinischen herzuleiten. Die zehnte Lobrede sollte handeln «de interpretatione Germanicâ, de modo et methodo conficiendi Lexicon in lingua Patria, item de dulcisonâ locutionis Teutonicae gravitate»; sie wurde ausgelassen, weil sie zu umfänglich war und weil der Druck drängte.

Anm. Die Beschleunigung des Druckes war wohl durch den Wunsch veranlaßt, der Gueintzischen Sprachlehre möglichst bald ein Konkurrenzwerk entgegenzustellen. Da Gueintz seine Widmung an Herzog August von Braunschweig und den Fürsten Ludwig von Anhalt vom 24. März, Schottelius die seinige an Herzog August vom 6. Juli datiert, liegen zwischen der Ausgabe beider Bücher einige Monate, die aber für den Druck der 41 Bogen starken Sprachkunst nicht ausreichen. Da nun Schottelius die Verdeut-

schungen der technischen Ausdrücke schon S. 22 ff. zusammenstellt, einige aber der Gueintzischen Sprachlehre entnommen sind, so ergibt sich, daß Schottelius sich den Umstand zunutze gemacht hat, daß er durch den Fürsten Ludwig Einsicht in Gueintzens Manuskript bekommen hatte. Gueintz hatte wohl recht, sich darüber aufzuhalten, «daß Schottelius sich . . . . vnserer arbeit in verdolmetschung der Kunstwörter, auch beschreibung derselben, ohne benennung gebrauchet» (Ertzschrein, S. 260). Er polemisiert übrigens einmal in der Sprachlehre, S. 60, gegen die von Schottelius vertretene Lehre, daß der Imperativ das Stammwort des Verbums sei; er hatte sie offenbar aus Schottels Gutachten (vgl. Ertzschrein, S. 250) kennen gelernt.

1643 veröffentlichte Schottelius Der Teutschen Sprach Einleitung, ein mit reichlichen Anmerkungen versehenes Gedicht, in dem die deutsche Sprache sich selbst charakterisiert, 1645 die Teutsche Vers- oder ReimKunst, die insofern eine Ergänzung der Sprachkunst ist, als nur hier die früher allgemein als Bestandteil der Grammatik geltende Prosodie behandelt wird. 1651 erschien die zweite Auflage der Sprachkunst, über 300 Seiten stärker als die erste.[1] Die Vermehrung des Inhalts kam nur dem ersten und zweiten Buch zugute. Im ersten ist die zehnte Lobrede jetzt ausgeführt; sie enthält einen Bericht, «wie ein völliges Lexicon in Teutscher Sprache zu verfertigen und warum die Muttersprache nicht in der alltäglichen, ungewissen Gewohnheit, sondern in kunstmässigen Lehrsätzen und gründlicher Anleitung fest bestehen müsse». Außerdem sind die meisten andern Lobreden erweitert. Im zweiten Buch entfallen die meisten Änderungen und Zusätze auf die Kapitel von der Orthographie, Ableitung und Zusammensetzung. Das abschließende Werk Schottels ist die Ausführliche Arbeit Von der Teutschen HauptSprache von 1663, ein Quartband von 190 Bogen. Die ersten drei Bücher sind als dritte Auflage der Sprachkunst zu betrachten. Aus Rücksicht auf Ausländer, die sich für das Deutsche interessieren, sind den Regeln hier kurze lateinische Übersetzungen beigegeben, ebenso im vierten Buch, das die Verskunst enthält. Das fünfte Buch besteht aus sieben Traktaten. Der erste wiederholt gekürzt die «Einleitung zur Teutschen Sprache», der zweite enthält «Eine Erklärung der alten Teutschen Celtischen Nahmen», der dritte «Die Sprichwörter der Teutschen», der vierte handelt «Von denen Autho-

[1] Die Paginierung ist fehlerhaft; auf S. 866 folgt als erste Seite des Bogens Mmm 809. So erklärt sich der Widerspruch zwischen den Angaben von E. C. Reichard, S. 101, 109, und Goedeke, Grundriß, 3, S. 117, 2 b.

ren, welche vom Teutschen Wesen, was Geschichte, Landart und Sprache betrift, geschrieben», der fünfte gibt «Anleitung und Nachricht recht zuverteutschen», der sechste bringt «Die Stamwörter der Teutschen Sprache nebst jhrer Erklärung», der siebente eine Inhaltsübersicht, eine Erklärung der Kunstwörter und das Register. Aus diesem großen Werke machte Schottelius 1676 zu Schulzwecken einen Auszug unter dem Titel Brevis et fundamentalis Manuductio ad Orthographiam et Etymologiam in Lingua Germanica. Drei Jahre vorher war sein Horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquissimorum erschienen, in dem eine beliebte literarische Form auf das Deutsche angewendet ist.

77. Schottelius beginnt das zweite Buch seiner Sprachkunst (S. 174) mit den Worten: «Es befind sich, das innerhalb hundert und mehr Jahren unterschiedliche Grammaticen, Rhetoricen, Formulenbücher, und zwar zu unterschiedlichen Zeiten, sind in den Druck gekommen, darin doch nur eine unordentliche Ordnung, und fast leerer Inhalt, so viel die Teutsche Sprache recht betrifft, zufinden; wiewol was in denselbigen gutes und denckwürdiges etwa mag verhanden sein, hie folgends befindlich ist.» Und weiter (S. 175f.): «man hat . . . dafür gehalten, und halten wollen, es were die Teutsche Sprache nach keiner Kunst zu reguliren, welches aber mißgemeinet, gestaltsam den klaren Gegenbeweißtuhm in diesem Buche ich auff mich genommen, und mein absehen dahin gerichtet habe, nemlich einem jeden Teutschen, der dieses Buch wird lesen . . . eine gewisse und grund-richtige Kündigkeit unserer Teutschen Sprache beyzubringen.»

Diese Worte zeugen von einer argen Unterschätzung der Vorgänger; möglich war sie aber nur, weil Schottelius sich allerdings in einem starken Gegensatz zu ihnen wußte. Seinen Ansichten über das Wesen des Hochdeutschen hat er in der Ausführlichen Arbeit klaren Ausdruck gegeben: «Die Hochteutsche Sprache, davon wir handelen und worauff dieses Buch zielet, ist nicht ein Dialectus eigentlich, sondern Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant . . . Omnibus dialectis aliquid vitiosi inest, quod locum regulae in Lingua ipsa habere nequit . . . cujus Linguae vera fundamenta ob oculos ponere, eidem artis formam, certitudinis amabilis sedem et aedem struere annitimur, variationum in Dia-

lectis incuriosi» (S. 174, 8). «Communis Lingua Graeca olim in nulla regione privatim erat recepta, sed illa communis putabatur, quam viri sapientes usurpabant . . . Eben die Bewandniß wird sich auch wol bey der Teutschen Sprache finden. Die Hochteutsche Sprache ist kein Dialectus, auch nicht die Niederteutsche Sprache, sonderen haben jhre Dialectos» (S. 152). Aber schon in der Sprachkunst von 1641 ist sein Standpunkt der gleiche. Schon hier wendet er sich gegen die Ansprüche der Meißner: «Misnici putare non debent, linguam Germanicam aut totam aut radicitus puram in sua dialectu semper et solum consistere.» (S. 177).

Diese ablehnende Haltung hängt innig zusammen mit Schottels niedersächsischer Herkunft. Er ist stolz auf die größere Ursprünglichkeit des Niederdeutschen; zugleich steht er aber der ostmitteldeutschen Umgangssprache fremd gegenüber, er hat, wie sein Gegner Gueintz einmal von ihm sagt, «die Sachßenzunge nach der Meißner Art nicht gewehnet».[1] Sein Mißtrauen gegen das gesprochene Wort ist fast unbegrenzt. Die Verskunst glaubt er erst dann fest begründet, wenn die akustischen Größen in begriffliche umgesetzt sind, wenn ein Regelgebäude dasteht nach Art der jedes lebendigen Inhalts beraubten Prosodien der griechischen und lateinischen Schulbücher.[2] Mit Geringschätzung spricht er von den Dichtern, «qui ita rythmos componunt, ut in mensurandis iis et constituendis nihil aliud, praeter suarum aurium vacillans iudicium sequantur», verfehlt sei, «quod per incertitudines volvitur, aut iuxta vulgares, saepiusque fallaces aurium mensuras invalescit».[3] Für die Untersuchungen der Poetiker über die verschiedene Aussprache derselben Buchstaben hat er kein Verständnis. Man werde da nie zu einem «Grund durchgehender Gewisheit» gelangen. «Etwa eine vermeinete Härte oder Gelindigkeit wird weniger als nichtes zur Sache thun, denn was nach eines Meynung hart, würde nach jenes Gehörmaas gelind, was diesem weich, würde dem andern hingegen scharf klingen, und so fortan» (Ausf. Arb., S. 862; Verskunst, S. 109). So denkt Schottelius über die Verskunst, die doch ganz für das Ohr da ist; wie wird er sich

[1] Ertzschrein, S. 260.
[2] Vgl. namentlich Der Teutschen Sprach Einleitung, S. 63 f.
[3] Ertzschrein, S. 281.

erst in der eigentlichen Grammatik verhalten? Die orthographischen Neuerungen Zesens erregen seinen Ingrimm. «Es ist sonst fast lächerlich, daß ein und ander, sonderlich aus Meissen, jhnen einbilden dürfen, der Hochteutschen Sprache, jhrer Mundart halber, Richter und Schlichter zu seyn, ja so gar sich erkühnen, nach jhrem Hörinstrument, und wie sie nach beliebter Einbildung jhre Ausrede dehnen, schlenken, schöbelen[1] und kneiffen, die Hochteutsche Sprache, auch in jhrer natürlichen unstreitigen Grundrichtigkeit zuenderen, und solches als grosse Meisterstükke öffentlich als was köstliches und nötiges hervorzugeben» (Ausf. Arb., S. 158, 15).

Natürlich kommt Schottelius ohne die Aussprache nicht aus, aber für sein Bewußtsein ist das Hochdeutsche vor allem eine geschriebene Sprache. «Ich verstehe aber allhie die Hochteutsche Sprache, oder die Mundart, welche zwar die Hochteutschen, sonderlich aber das Teutsche Reich selbst, in den Abschieden, in den Cantze-

[1] Dieses Wort bedeutet in Schottels Sprache «mit Rundung des Mundes sprechen»; vgl. Ausf. Arb. S. 202, § 24: «Der Kleinlaut ist, wen die drey Selblautende, *a, o, u,* werden etwas zusammen gezogen, und also kleinlicher, subtiler und mit einem geschöbeltem Munde (wie Ickelsamer spricht) ausgesprochen, und haben alsdann zwey Pünctlein, oder ein kleines *e* über sich.» Schottels Worte zielen auf die vielen *ä, ö, ü* in Zesens Orthographie. Er hat sie mißverstanden. Zesen wollte nur die Verwandtschaft der Wörter, die ein *e* oder *i* enthielten, mit andern, in denen *a, o, u* stand, andeuten. Für den Niedersachsen Schottelius verband sich aber mit den Zeichen *ö, ü,* die Zesen *e, i* sprach, die Vorstellung gerundeter Laute. Instruktiv ist ein Brief Bellins an Zesen (Etlicher der hochlöblichen Deutsch-gesinneten Genossenschaft Mitglieder . . Sendeschreiben Ehrster teil. Hamburg 1647, Nr. 7, C_3): «Daß man den Herrn beschuldiget, als schreib' und red' er Undeutsch, kömmet, meines erachtens, daher: Er setzet oft ein *ä, ö,* und *ü,* da sonst bisher das *e* und *i* ist gebrauchet worden; Weil aber die Nider-sachsen (welche die hochdeutsche sprache mehr aus den Büchern und nicht von der Mutter lernen) diese buchstaben, und sonderlich das *ü* und *i* gar genau unterscheiden (welches zwar die Hoch-deutschen ins gemein nicht beobachten) so kommen ihnen die wörter, wan sie also geschrieben wärden, aus zu reden fremd' und ungewohnet führ». So rächt sich das gesprochene Wort an seinem Verächter.

leyen und Trückereyen bißhero annoch gebraucht, und vor langen Jahren her gebrauchet hat» (Sprachkunst, S. 177). Diese Sprache muß kunstmäßig erlernt werden. «Unsere Teutsche Sprache ist weit, räumig, tieff, rein und herrlich, voller Kunst und Geheimnissen, und wird mit nichten nicht schlumpsweis aus dem gemeinen Winde erschnappet, sondern durch viel Fleiß und Arbeit erlernet: lest sich auch nicht so gar geschwinde zu uhrtheilen, zu meistern, beherrschen und nach form einer kaltsinnigen Gewonheit zu rechtfertigen» (Sprachkunst, S. 5f.). Aufgabe des Grammatikers ist der Ungewißheit ein Ende zu machen. «*Rationem reddere*» schwebt auch dem Schottelius als Ideal vor. Der einzelne Fall muß unter einen allgemeinen Satz gebracht werden, enthalte dieser auch nur das Eingeständnis der Regellosigkeit.[1] Aber freilich, die Regel ist ihm lieber. In diesem Punkt befand er sich in Übereinstimmung mit den früheren Grammatikern, aber neu tritt bei ihm hinzu die Analogie als normgebendes Prinzip.

78. Der Streit über die Analogie steht an der Wiege der griechischen Grammatik.[2] Er betrifft einmal etwas Theoretisches: herrscht in der Sprache Analogie, d. h. Gleichheit des Gleichartigen, oder Anomalie, Regellosigkeit? Durch die Anhänger der Anomalie in die Enge getrieben, suchten die Vorkämpfer der Analogie immer schärfer zu bestimmen, wann mehrere Wörter als gleichartig zu betrachten seien. Die Frucht ihrer Tätigkeit war die Aufstellung der Flexionsschemata, der κανόνες, die in ihrer Vielheit eine Art Synthese von Analogie und Anomalie darstellen: «Jeder κανών beweist die Analogie, Similitudo; aber die κανόνες beweisen die Anomalie, Dissimilitudo.»[3]

Aber der Analogie gab man von allem Anfang an auch praktische Bedeutung. War die Sprache nicht regelmäßig, so wollte man sie regelmäßig machen; der Sprache, wie sie ist, stellte man die Sprache, wie sie sein soll, dem Sprachgebrauch die Sprachrichtigkeit entgegen. Aber

[1] Vgl. Schottels Bemerkungen über die «ungleichfließenden Zeitwörter» in seinem Gutachten über die Sprachlehre von Gueintz, Ertzschrein, S. 252.

[2] Vgl. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, S. 435 ff.

[3] Steinthal, a. a. O., S. 523.

auch dieser praktische Gegensatz zwischen *ratio* und *consuetudo* stumpft sich ab. Quintilian erklärt Inst. orat. I, 6, 16: *Non enim, cum primum fingerentur homines, analogia demissa coelo formam loquendi dedit, sed inventa est, postquam loquebantur, et notatum in sermone, quid quomodo caderet. Itaque non ratione nititur sed exemplo, nec lex est loquendi sed observatio, ut ipsam analogiam nulla res alia fecerit quam consuetudo,* und I, 6, 4: *Eius* (scil. *analogiae*) *haec vis est, ut id, quod dubium est, ad aliquid simile, de quo non quaeritur, referat et incerta certis probet.* Das heißt also, die Analogie ist nicht der Gegensatz, sondern nur ein Teil des Sprachgebrauchs, ihre gesetzgebende Befugnis ist auf schwankende Fälle eingeschränkt.

In diesem Sinne hat denn auch meist die moderne Grammatik das Analogieprinzip gehandhabt. Nur in der Orthographie gestattete man sich stärkere Eingriffe. Radikale Bestrebungen wie die Wolkes fallen jenseits der in diesem Buche behandelten Zeit. Auch Schottels Tätigkeit ist im Grunde eine auswählende, keine schaffende. Was an ihm den Ostmitteldeutschen so mißfiel, die apokopierten Nominative und Imperative, die Pluralformen wie *Bürgere*, die adjektivischen *-er* nach *der*, all das hat er nicht erfunden, sondern gefunden. Nur daß er seine auswählende Tätigkeit an der großen Masse deutschen Schrifttums, auch nicht ostmitteldeutscher Herkunft, übte, daß es ihm namentlich Ernst war mit seiner Schätzung der Kanzleisprache, der Reichsabschiede, während seine Gegner vor ihnen nur eine konventionelle Verbeugung machten.

Allein Schottelius ist weit entfernt von dem klaren Bewußtsein seiner eigenen Tätigkeit. Die Sprache erscheint bei ihm gleichsam hypostasiert, unabhängig von denen, die sie handhaben. Sie wird nicht regelmäßig gemacht, sondern ist es von Natur, der Grammatiker hat die Regel nur zu finden. So viel Schottelius auch über guten und schlechten Gebrauch redet, über sein Verhältnis zur Analogie ist er sich nicht klar geworden. Am besten vielleicht ist seine Meinung ausgedrückt in einem lateinischen Schreiben an den Fürsten Ludwig von Anhalt: *In asserendis, recipiendisque fundaminibus linguae Germanicae duo occurrunt, nimirum receptus hactenus usus, et ipsa analogica linguae natura. . . . Accedit secundo receptus hactenus*

et probatus usus, qui non raro fluctuanti indagatori succurrere poterit: Voco autem usum receptum, vocabula, phrases harumque scriptiones uti communiter occurrunt in probatis authoribus.[1] Die Natur der Sprache (die Grundrichtigkeit, wie Schottelius auf deutsch sagt) und der Gebrauch stehen also nebeneinander. Der Gebrauch tritt als Quelle der Erkenntnis ein, wenn die andere Quelle, die Analogie, d. h. die Weisheit des Grammatikers, versiegt, was denn in Wirklichkeit sehr bald eintrat.[2]

[1] Ertzschrein, S. 298.

[2] In der Vorrede zur Teutschen Vers- oder Reimkunst B_8bf. heißt es: *Inepte prorsus et stulte non nulli dicunt, ex usu discendam linguam nostram, quasi vero usus ille vulgaris, miser sane et mille incertitudinibus fluctuans, idem sit cum linguae cognitione verâ et analogicâ. Quod aedificiis fundamentum, navibus carina, arboribus radices, ipsi Reipublicae leges, illud etiam est linguae Matrici certitudo ea, quae fundamine Grammattico imprimis, tum etiam poetico et Rhetorico innititur. Inde oritur vera linguae cognitio, quae nunquam cum usu dissentit, sed est ipse usus, perfectus nimirum verus et analogicus; ulterior putà et subtilior ex necessitate progressus, usûs necessitate et ratihabitione suadente.* Das sieht so aus, als ob die Analogie als Teil des Gebrauchs betrachtet würde. Aber, wenn auch der letzte Satz nicht klar ist, so scheint doch das der Sinn des Ganzen zu sein, daß durch die Beobachtung der Analogie der richtige Gebrauch erst entstehen soll, die Koinzidenz von *analogia* und *usus* also in der Zukunft, nicht in der Gegenwart liegt. — Vgl. auch Der Teutschen SprachEinleitung, B_5: «Nicht zwar also, dz man müße anders schreiben, als man redet, oder daß man wolte den rechten Gebrauch durch Sprachkunstsregulen meisteren; Nein, sonderen daß eine jede Sprache, wo man die in beschreibung der Künsten, Wißenschaften und anderen hohen Sachen . . . recht gebrauchen wil; müße nicht in sich ungewiß, gestückelt, unerkant und nur aus dem Maule des Pöbels genommen sein; Sonderen sie müsse zuvor nohtwendiglich in eine gewiße Kunstform gebracht, und die Mittele und Wege darin recht kunt, beliebt und gängig sein, wodurch man ein wenig höher steigen . . . könne.» — Daß niemand vor seiner Sprachkunst richtig geschrieben habe (vgl. Gueintzens Vorwurf 95), hat natürlich Schottelius nicht gemeint; er sagt ausdrücklich, Sprachkunst, S. 12, daß «ein jeder Lehrsatz mit Sprüchen und Exempelen auß guten bewerten Teutschen Authoren bewiesen, erkläret und gezieret worden»; aber zur Klarheit über das Verhältnis von Gebrauch und Grundrichtigkeit hat er sich nicht erhoben.

79. Wie findet man nun aber die «Grundrichtigkeit», wenn nicht aus dem Gebrauch? Hier stoßen wir auf das Eigentümliche der Schottelschen Sprachbetrachtung. Das Mittel, sich der Grundrichtigkeit zu bemächtigen, ist für ihn die etymologische Zergliederung, die lückenlose Aufzählung der konstitutiven Elemente deutscher Wörter. Solcher Elemente gibt es nur drei: Wurzel oder Stammwort, Hauptendung (= Ableitungssuffix), zufällige Endung (= Flexionsendung); alle drei sind einsilbig. Jede Silbe eines deutschen Worts muß, wenn sie gelten soll, unter eine der drei Kategorien gebracht werden können; was darüber hinausgeht, ist vom Übel. Die Zahl der Stammwörter, der Hauptendungen, der zufälligen Endungen ist eine fest bestimmte; hat man sie gefunden, so ist auch die Grundrichtigkeit gewonnen: wer die Teile hat, hat das Ganze.[1]

Das etymologische Prinzip ist Schottels Leitfaden in den meisten Teilen der Grammatik. Aus ihm entspringt die orthographische Forderung, daß «die Stammwörter oder Wurtzeln müssen nohtwendig gantz und unzerbrochen bleiben» (Ausf. Arb., S. 193). Das heißt, der stammhafte Bestandteil einer Wortsippe soll — wenigstens was die Konsonanten betrifft — gleich geschrieben werden. Man

[1] Vgl. das Schreiben an den Fürsten Ludwig, Ertzschrein, S. 298: *Illa analogica natura, seu potius fundamentalis linguae ratio exsurgit vel imprimis ex mirabili illo monosyllabico artificio, cui tota linguae structura innititur . . . Sunt enim omnes radices monosyllabae, itidem omnes derivandi terminationes, omnes itidem casuum, generum, numerorum, modorum, et comparationum formationes; tota denique lingua innititur fundaminibus seu columnis monosyllabicis; Et ex harum monosyllabarum infinitâ consociatione proveniunt tot vocabulorum millia, omnia virili sono constantia et inter se discreta . . . . Si nos Germani hoc naturale genuinum et solidissimum fundamentum attenderimus, et omnes vocum affectiones ad huius naturalem normam ordinaverimus, procul omni dubio maxima incertitudinis parte omnem hanc nostram linguam liberabimus.* — «Und eben solche grundmäßige Abmerkung, und ordentliche untriegliche Eintheilung dieser Letteren (scil. in Stamm-, wesentliche und zufällige Letteren) verursachen die in Teutscher Sprache verhandene gewißmäßige Grundrichtigkeit, die man schon bey Caroli M. Zeiten beginnen abzumerken.» Manuductio, S. 6.

muß also z. B. *Mann, mannbar* schreiben, nicht, wie viele tun, *Man, manbar*; denn der Genitiv oder Dativ, der nur durch Anhängung der zufälligen Endungen *es, e* an das Stammwort, den Nominativ, entsteht, heißt ja *Mannes, Manne*, also ist das Stammwort *mann*. Ebenso muß man die Wörter nach ihren konstitutiven Elementen teilen: *Haus-es* nicht *Hau-ses*. Das Stammwort des Verbums ist der Imperativ; daher ist er von rechtswegen ohne Endung. Auch bei den Substantiven bevorzugt Schottelius die Formen ohne *-e*. Denn der Endvokal von *Hirte, Ehre* fand in seinem System keinen Raum. Er ließ sich weder als Hauptendung noch als zufällige Endung auffassen; nicht als Hauptendung, weil er keine eigentümliche Bedeutung hatte, wie etwa das *-e* der Adjektivabstrakta; nicht als zufällige Endung, weil der Nominativ das Wort selbst, daher endungslos ist. Und das Dogma von der Einsilbigkeit der Stammwörter verbot auch, ihn als stammhaft anzuerkennen. So ist dieses nichtflexivische *-e* für Schottelius ein irrationales Element; es erhält den Ekelnamen einer Paragoge, eines Hinterzusatzes. Das *-e* nach den Ableitungssilben *inn, niß, ung* ist nach Ausf. Arb., S. 210, direkt «wider den Grund der Sprachkunst». Andererseits muß man *Bürgere* sagen, denn *-e* ist die Endung des Plurals. Die eigentliche Endung des Nom. Masculini ist beim Adjektiv *er*; wenn statt dessen nach *der* die weibliche Endung *e* eintritt, so ist dies zwar dadurch gerechtfertigt, daß der vorangehende Artikel die Zweideutigkeit verhindert und der Wohllaut gegen die Aufeinanderfolge zweier *r* Einspruch erhebt, aber absolute Geltung räumt Schottelius der Wohllautsregel nicht ein; die *r*-Formen sind ihm eigentlich lieber. In der Verskunst ist die etymologische Geltung einer Silbe maßgebend für die Bestimmung ihres prosodischen Wertes. Nur in der Syntax spielt das etymologische Prinzip keine Rolle. Mit voller Konsequenz hat es Schottelius freilich auch in den anderen Teilen der Grammatik nicht zur Geltung gebracht; er macht dem Gebrauch teils widerwillig teils unbewußt Konzessionen.

80. Schottelius ist, was die einzelnen Lehrsätze betrifft, nicht eben originell. Der Begriff der Wurzel wird schon im 16. Jh. hin und wieder aus der hebräischen Grammatik übernommen. Auch die Lehre von der Einsilbigkeit der deutschen Stammwörter taucht schon in jener

Zeit auf. Die meisten Ableitungssilben hatte schon Clajus zusammengestellt. Gewisse etymologische Tendenzen der deutschen Orthographie sind von Kolroß, Frangk und Clajus beobachtet worden. Albertus hatte sie kräftig betont. Namentlich mit Hager sind die Übereinstimmungen auffällig. Titz, der freilich nach dem Erscheinen der Sprachkunst, aber vor der Einleitung und der Verskunst schrieb, hatte das etymologische Prinzip der Quantitätsbestimmung vorweggenommen. Aber für keinen Sprachlehrer vor Schottelius ist die Auflösung der Sprache in ihre konstitutiven Elemente der Leitstern der gesamten grammatischen Kunst gewesen, niemand hat vor ihm den Wortschatz mit gleicher Energie und Liebe zergliedert. Zwei Lobreden handeln von der Ableitung und Zusammensetzung. Die ihnen gewidmeten zwei Kapitel des zweiten Buchs nehmen 94 Seiten ein, die sieben von den andern Eigenschaften der Nomina handelnden nur 87; in der Ausführlichen Arbeit ist das Verhältnis gar 217:86! Schottelius hat zuerst eine Theorie der Zusammensetzung gegeben. In der Wortbildungslehre liegt Schottels eigentliche Bedeutung für die Entwicklung der grammatischen Technik.

81. In der Formenlehre und Syntax ist dagegen der Fortschritt gering, wenn auch die Beispiele stark vermehrt und einige Einzelheiten hinzugekommen sind. Schottelius hat eine gute Kenntnis der grammatischen Literatur. Von besonderer Bedeutung waren für ihn die Arbeiten von Clajus und Ritter. Auf diesen geht seine Darstellung der Nominaldeklination und der Konjugation zurück; ein Rückschritt hinter Ritter ist das Zusammenwerfen der starken Verba und der schwachen mit Vokalwechsel. Die Orthographie ist in der zweiten Auflage der Sprachkunst stark umgearbeitet, sowohl in der Darstellung als auch im Inhalt. In der ersten Auflage entnimmt er die Stichwörter für die einzelnen, unsystematisch aneinandergereihten Regeln Clajus, Ickelsamer, Gueintz und Albertus; vielleicht ist auch Brücker benutzt. Der Gehalt der Regeln weicht öfters von den Vorschriften des Clajus ab, Schottelius ist moderner; aber beinahe in keinem Punkt geht er über das hinaus, was schon der eine oder andere Theoretiker des 17. Jhs. gelehrt hatte.[1] Und die Polemik

[1] Kaum eine Ausnahme bildet der 12. Lehrsatz, wo bemerkt

gegen gewisse Schreibungen ist noch etwas zaghaft. Die moderne Unterscheidung zwischen *u* und *v*, *i* und *j* steht ihm allerdings fest; sie war schon von Brücker und Hager gelehrt und in den zwanziger Jahren von der Köthener Druckerei durchgeführt worden. Auch in Gueintzens Sprachlehre herrscht der moderne Gebrauch.[1] Aber das *w* in den *u*-Diphthongen und das stumme *b*, *p* nach *m* verwirft er zwar in der Theorie, beugt sich aber noch vor dem Herkommen.[2] Ebenso hat er in der Praxis das von ihm für unrichtig gehaltene *th* nicht vermieden. Erst in der zweiten Auflage geht er den Mißbräuchen energischer zu Leibe. Inzwischen hatte eben der vielgeschmähte Zesen den Mut gehabt, seine Reformgedanken in Taten umzusetzen. Auf Zesen geht es wohl auch zurück, daß Schottelius nun das in der ersten Auflage kaum angefochtene[3] *ck* durch *kk* oder (nach Konsonant) *k* ersetzt.

---

wird, daß *sl*, *sw* denselben Ton und dieselbe Wirkung hätten wie *schl*, *schw*. Denn es wird ausdrücklich anerkannt, daß *sch* «durch den Gebrauch allerdings bestetiget» ist. In der Ausf. Arbeit, S. 196 f., hat Sch. seine Vorliebe für das einfache *s* viel nachdrücklicher ausgesprochen.

[1] Fürst Ludwig hatte in seinen Bemerkungen zu der noch ungedruckten Sprachlehre geschrieben: «Das geschlossene *v* sollte nie als ein *u*, sondern als ein mittlaut nur gebraucht werden». Ertzschrein, S. 235, Fußnote.

[2] «Die Gedancken einiger newerung von mir zuverhüten, habe ich in dieser Sprachkunst allezeit also diese Wörter annoch behalten wollen: umb, warumb, darumb, new, traw, etc., da es doch nach dem Grunde recht heisset, darum, üm, darüm, neu, trau, etc.» S. 195. Gegen *w* in den *u*-Diphthongen hatten sich Olearius und Hager (**60. 63**) ausgesprochen, Gueintz hatte, S. 19, offenbar auf eine Bemerkung des Fürsten Ludwig (Ertzschrein, S. 235, Fußnote) hin, augenscheinlich gegen seine Neigung, dem *u* den Vorzug gegeben. Von *mb* hatte schon Helber, 6, 1—3, gesagt, daß es etliche mieden und dafür am Ende *mm* setzten, Fürst Ludwig hatte a. a. O. bemerkt, daß für *Lamb* besser *Lamm* geschrieben werde, und die Spur des fürstlichen Einspruchs findet sich bei Gueintz S. 32. S. 16 sagt Gueintz, daß *b* und *p* zwischen *m* und *d*, *t*, *l* (*kompt*, *frembde* usw.) auch wegbleiben könne.

[3] «Das *K* schleust kein Wort, es habe dann vor sich ein *C*, als *kranck*, *klanck*, und nicht *krank*, *klank*, wiewol man es also schreiben und auffbringen künte.» S. 187, Regel IX. — Für die

Auch der Wunsch nach Beseitigung des *ie* ist vielleicht durch Zesen angeregt.

Die deutschen Kunstwörter sind zum Teil von Gueintz entlehnt, aber Schottelius ist viel konsequenter in der Anwendung.

82. Trotz der Abhängigkeit von den Vorgängern, zum Teil gerade durch sie, machen Schottels Arbeiten Epoche in der Geschichte der deutschen Grammatik. Ähnlich wie später durch Adelung wurden durch ihn die älteren Lehrbücher entbehrlich. Was man bei Clajus finden konnte, fand man auch bei ihm und vieles andere mehr. So begreift es sich, daß das früher so beliebte Buch des Clajus allmählich vom Markt verdrängt wurde. Freilich erschien nach 26jähriger Unterbrechung im Jahre 1651 wieder eine Auflage, aber dies zeugt gerade für die Kraft des neuen Werkes. Denn in demselben Jahre kam die zweite Auflage der Sprachkunst heraus, die erste war also vergriffen und dies hatte dem Verleger des Clajus den Mut zu einem Neudruck gegeben. Die letzten Ausgaben fallen viele Jahre nach der Ausführlichen Arbeit, die für ein Lehrbuch zu umfänglich war. Aber den alten Platz konnte Clajus nicht zurückerobern. Die Weiterentwicklung der deutschen Grammatik knüpft an Schottelius an.

Und mit Recht sagt H. Rückert, daß der Wert der Ausführlichen Arbeit noch in etwas anderem bestehe als in dem Verdienst, die beste bis dahin erschienene deutsche Grammatik zu sein. «Alles, was die deutsche Sprache in irgendeiner Beziehung war und leisten konnte, ist hier in einem Brennpunkt vereinigt. . . . Die deutsche Sprache erschien hier zum erstenmal der gelehrten Zeit als das, was damals allein imponierte, und wofür sie immer nicht hatte gelten sollen: als eine Rüstkammer voll unermeßlicher Schätze der Gelehrsamkeit» (Geschichte der Neuhochdeutschen Schriftsprache, II, S. 299f.).

Anm. Das Verhältnis der verschiedenen Auflagen der Schottelschen Grammatik konnte hier nicht im einzelnen erörtert werden. Nur soviel sei bemerkt, daß Schottelius in der Ausführlichen Arbeit seinen Anschauungen viel schrofferen Ausdruck gibt als in der Sprachkunst, in der Manuductio dagegen milder wird und dem Gebrauch mehr einräumt.

Beseitigung des *ck* hat sich übrigens Schottelius schon in der «Verskunst» von 1645 entschieden.

IV. Die mitteldeutschen Poetiker.

83. Opitz hatte durch seine Dichtungen einen neuen Stil begründet. Das Wesen dieses Stils, soweit das Grammatische in Betracht kommt, ist schon **64** definiert worden. Die Sprache der Dichtung sollte sich in den grammatischen Elementen, den Lauten, den Wortformen und den Grundprinzipien der Syntax, nicht von der gebildeten Umgangssprache unterscheiden. Hieher gehört auch das berühmte Opitzische Versprinzip: man sollte in Gedichten die Wörter nicht anders betonen als im gewöhnlichen Leben, was in der täglichen Rede ein jambisches Wort ist, sollte im Verse nicht als trochäisches verwendet werden.

Die Darlegung dieser Grundsätze sollte das Buch von der Deutschen Poeterey (1624) geben. Aber Opitz hatte nicht die Energie, für seine Gedanken den eigenen Ausdruck zu suchen. Die flüchtig entworfene Schrift ist ganz von Vorgängern abhängig. Opitz entnahm seinen Quellen, was zu seinen Tendenzen stimmte, unbekümmert um Vollständigkeit, Zusammenhang und Ordnung. Er überließ es seinen Nachfolgern, ein System der neuen Metrik aufzustellen und genaue Bestimmungen über die Behandlung der Sprache zu geben.

Dazu kam etwas anderes. Der Adler der deutschen Poeten, von dem die Pierinnen hochdeutschen Gesang gelernt hatten, sprach ein Hochdeutsch mit stark schlesischer Färbung. In seinen Reimen richtete er sich nach schlesischer Vokalquantität und -qualität und er glaubte in aller Unschuld, jeder müsse verstehen, was er mit seinen Bemerkungen über die *e*-Laute meine. Die Meißner stachen seine Provinzialismen auf und die Schlesier sahen sich dadurch genötigt, sich mit den Unterschieden innerhalb des Ostmitteldeutschen auseinanderzusetzen.

84. Alle mitteldeutschen Poetiker stehen unter dem Einfluß August Buchners (1591—1661), der, ein gebürtiger Dresdener, als Professor der Poesie und Beredsamkeit zu Wittenberg eine wirksame Lehrtätigkeit ausübte.[1] Buchner erörterte zuerst nach Opitz, ohne jedoch

[1] Buchners Poetik liegt in zwei posthumen Ausgaben vor; die ältere, unrechtmäßige, ist betitelt: «August Buchners kurzer Weg-Weiser zur Deutschen Tichtkunst hervorgegeben durch Georg

eine vollständige Prosodie zu geben, wichtige Probleme der neuen Metrik, die Behandlung der einsilbigen und der daktylischen Wörter, und besprach viele Einzelheiten der Sprachtechnik, insbesondere die Synkope und Apokope. Von analogistischen Erwägungen ist er nicht frei; so verteidigt er die Opitzischen Formen *Weiherauch, Nüssewald,* weil das erste Wort *Weihe* zum Bestandteil habe und das zweite gebildet sei wie *Eichenwald,* ebenso *himmelisch,* weil das Stammwort *Himmel* ist, während etwa *göttelich, höfelich, spöttelich* durch kein *Gotte, Hofe, Spotte* gestützt werden könnten. Aber die erste Stimme hat doch der Sprachgebrauch; es fällt Buchner nicht ein, etwa die üblichen Formen *Nußwald, himmlisch* für inkorrekt zu erklären. Die allgemeine Regel für die Auslassung des *-e* ist «daß man alzeit auf den gemeinen Brauch, und Ausrede sehen soll»; «dann wo daselbst solche Auslassung zuspüren ist, so kan ich sie auch in meinen Versen sicher gebrauchen» (Wegweiser, S. 85). Gegenüber dem Dogma von der Einsilbigkeit der Stammwörter wird konstatiert, daß in vielen bisweilen auch das *-e* gesetzt werde, «daß man also ein Wort ein- und zweysilbig setzen kan». Daraus folge nun nicht, daß man auch etwa *Helde* oder *Sohne* sagen dürfe, «dann solches durchaus nicht im Brauche, dahin allezeit, wie wir nun offtmahls erinnert, zu sehen» (S. 104f.). Anders als Schottelius, der das *vacillans iudicium aurium* verschmäht, verlangt er, daß man bezüglich der Synkope, «allezeit das Ohrenmaß wol in acht nehmen solle, und zuvor sehen, wie es in der Ausrede lautet» (S. 94). Wohl lehrt er, das Stilprinzip Opitzens deutlicher ausdrückend als dieser selbst, man solle es wie die La-

---

Gözen» (Jena 1663); die später von Buchners Schwiegersohn Praetorius veranstaltete erschien 1665 zu Wittenberg in zwei Teilen: «August Buchners Anleitung zur deutschen Poeterey» und «Der Poet». Daß Buchner selbst im Jahre 1642 sein Buch herausgegeben habe, ist nicht zu beweisen, vgl. Wackernagel-Martin, Geschichte der deutschen Litteratur, II, S. 183, Anm. 11. Direkt dagegen spricht, daß es im 4. Sendeschreiben der 1647 erschienenen Bellinschen Sammlung, Anm. f, heißt: «(Her Buchner) In seiner noch nicht herausgegäbenen Ticht-Kunst». Buchners Lehren wurden bei seinen Lebzeiten durch seine Vorträge und Abschriften seines Werks bekannt. Zesen hat sie schon in der ersten Auflage seines Helikon benutzt.

teiner und Griechen machen, die niemals dem Vers zuliebe der Grammatik Gewalt getan hätten (S. 49); aber auf die Regelsucht der Schottelschen Richtung blickt er überlegen herab. *Plurativis Nominibus, quae singulariter in* ER *aut* EL *desinunt,* τὸ e *adjiciendum semper non puto. Pronunciatio enim et difficilis est et soni ingrati: quod fugiendum, quicquid Grammatici etiam praecipiant, quorum vita et spiritus in regulis vertitur. Magni auctores id intuentur potius, quod efficere aliquid in auditorum animis, eosque aut trahere morarique, aut et percellere potest: quam quod Grammaticorum canonibus exacte quadret,* schreibt er an Tscherning (Unvorgreiffliches Bedencken S. 21f.). Der Vorrang des Meißnischen ist ihm selbstverständlich, ohne daß er allzu engherzig wäre. «Die Reinligkeit . . . des Deutschen belangend, so bestehet dieselbe vornehmblich darauff, daß man sich guter Meisnischer, und bey den fürnehmen Cantzeleyen bräuchlicher Worte gebrauche, anderer aber sich enthalte» (S. 63). «*Born* pro *Brunn* oder *Bronn*, *Bühel* pro *hübel* oder *Hügel* . . . kan ich sagen, weil solches im Reiche bräuchlich ist, ob es gleich nicht Meißnisch» (S. 107). So sehr er Opitz schätzt, scheut er sich doch nicht, ihn hin und wieder zu tadeln. Seine schlesischen Eigenheiten erkennt er teils richtig als solche, teils schreibt er sie der Schwierigkeit zu, passende Reime zu finden.

85. Die schlesischen Poetiker Johann Peter Titz (1619—1689) und Andreas Tscherning (1611—1659) lebten zur Zeit der Abfassung ihrer Lehrbücher in Norddeutschland.[1] Sie stehen dem Schlesischen nicht mehr ganz unbefangen gegenüber.[2] Den Vorrang der meißnischen

[1] Titz studierte von 1636—1639 in Danzig, im Herbst desselben Jahres bezog er die Universität Rostock. Im Jahre 1642, in dem seine «Zwey Bücher Von der Kunst Hochdeutsche Verse zu machen» erschienen, war er vielleicht wieder in Danzig. Vgl. Johann Peter Titz' Deutsche Gedichte, hsg. von L. H. Fischer, S. XX f. — Tscherning schrieb sein Unvorgreiffliches Bedencken 1658 in Rostock, wo er seit 1644 als Professor wirkte.

[2] Einfluß des norddeutschen Aufenthalts zeigt sich insbesondere bei Titz, I_4b, in dem Zugeständnis, daß zwischen *e* und *ö*, *ei* und *eu*, *i* und *ü* ein Unterschied gemerkt werden könne, der darin bestehe, «daß das eine etwas heller; das ander aber etwas tunckler, vorgebracht werden soll».

Mundart erkennen sie bereitwillig an, ohne jedoch die Unrichtigkeit der schlesischen Aussprache zuzugeben. Um beiden Anschauungen gerecht zu werden, empfehlen sie als Auskunftsmittel die neutralen Reime. Titz bemerkt I_6af., es gebe viele Wörter, «die nicht von allen, so gut Hochdeutsch reden, auf gleiche weise, sondern von etlichen in diesem, von andern in einem andern Laut außgeredet werden». So sprächen die Meißner in *schwer, leer, Meer* u. a. m. den Vokal wie ein *ö* (d. h. geschlossen), die Schlesier und andere Deutsche wie ein *ä* (d. h. offen), in *können* und *gönnen* die Meißner das *ö* wie *e*, die Schlesier wie *ü* (d. h. *i*), in *schliessen, büssen* u. a. m. die Meißner das *ie, ü* wie in *niemand, bemühen* (d. h. lang), die Schlesier wie in *wissen, küssen* (d. h. kurz). «In diesen nun vnd andern dergleichen worten .... gehet man am sichersten vnd gewissesten, wenn man sie nicht mit andern, sondern vnter sich selber, zusammen reimet. Denn also wird der Leser, er gebrauche sich des Meißnischen oder Schlesischen Dialects, keinen vnterscheid im Reim verspüren, weil die Worte in beyden eines wie das ander, wiewol nicht in einem, wie im andern außgesprochen werden.» Das heißt, ein Reim *können : gönnen* wird zwar von den Meißnern anders gesprochen als von den Schlesiern, jene sagen *kennen : gennen*, diese *kinnen : ginnen*; aber rein ist er für beide. Dagegen würde ein Reim *können : brennen* das schlesische, ein Reim *können : Sinnen* das meißnische Ohr verletzen. Und Tscherning erklärt S. 79: «Der beste raht, so offt ich nach Meissen irgend ein geticht übersendet, hat mich dieser gedaucht zu sein, daß ich gemeiniglich, soviel möglich gewesen, des Meißnischen Reimlautes mich gebrauchet, also und dergestalt, daß er doch den Schlesischen ohren auch nicht zu wieder gewesen.»

Anm. Titz macht den Meißnern größere Konzessionen als Tscherning. Während dieser, S. 78 f., erklärt: «Wann hingegen einer in Schlesien etwan auf solche weise wie ein Meißner, Oberländer oder Nieder-Sachs etc. reimen wolte, so würde er warlich mit einem gelächter ausgerauschet werden», sagt Titz, I_7a: «Wenn es sich aber trifft, daß man diese worte (nämlich die oben erwähnten, in denen Meißnisch und Schlesisch voneinander abweichen) mit andern, die in Meissen und Schlesien in gleichem laut außgeredet werden, reimen soll, so siehet man zweifels ohn billich vornehmlich auf die Meißnische Mundart, als welche von

allen vor die reineste vnd zierlichste erkant wird. Vnd dergestalt würde man auch *ernehren* etc. nicht mit *begehren*, sondern mit *vermehren* reimen müssen.» Freilich versucht er gleich darauf, einem Hinweis Zesens, Helikon[2], S. 41 f., folgend, Eigentümlichkeiten des Schlesischen durch innere Gründe zu rechtfertigen; die Aussprache des *e* von *Meer, weren, schmehen* wie *ä* habe in dem *a* von *mare, war, schmach* ihre gute Begründung. Aber die meißnische geschlossene Aussprache als falsch zu bezeichnen, wagt er doch nicht. Und in seinem Reimwörterbuch ist er, wie er glaubt, der schlesischen Mundart, wo dieselbe mit der meißnischen nicht übereintrifft, nirgends gefolgt, außer wo sie «keines unanmuthigen oder falschen Lauts kan überwiesen werden». In solchen Fällen ist der Unterschied der beiden Mundarten angemerkt.

Im übrigen stehen die beiden Poetiker gegenüber dem Rigorismus der Schottelschen Richtung auf dem Standpunkt Buchners, der für Tscherning das vielzitierte Orakel ist.

86. Ähnliche Anschauungen über Reimtechnik trifft man noch viel später bei Männern, die in einem ähnlichen Verhältnis zum Obersächsischen standen, den Lausitzern Chr. Weise und Joh. Hübner.[1] Die Obersachsen waren minder tolerant. Zesen erlaubt zwar in den ersten beiden Auflagen des Helikon dialektische Reime, aber er betont viel kräftiger als die Schlesier den Vorzug des Meißnischen, und von neutralen Reimen weiß er nichts: «wer einen guten Reim wil machen, der muß vor allen dingen die mundart dessen Landes, wo er ist, in acht nehmen: Ist er in Meissen, so braucht er die Meißnische, ist er in der Schlesie, so braucht er die Schlesische Mundart, doch geht die Meißnische, welche die rechte Hochdeutsche, allen

[1] Christians Weisens Curiöse Gedancken Von Deutschen Versen (1692), S. 9: «Ich gebe die Lehre, wer seine Verse deswegen schreibt, daß sie nur an einem Orte ja wol gar bey gewissen Personen was angenehmes effectuiren sollen, der mag sich in allen Dingen nach derselben Landes Art richten. Wer sich aber die Gedancken macht, daß er sein Licht im gantzen Deutschlande wil leuchten lassen, der muß auff dergleichen Reime dencken, die sich an allen Orten annehmlich und bewehrt befinden.» — Johann Hübners (gest. 1731) Neuvermehrtes Poetisches Hand-Buch, S. 19 f. der Ausgabe von 1742: «In zweiffelhaften Fällen ist ein iedweder zu entschuldigen, wenn er die Mund-Art behält, die er von seiner Frau Mutter gelernet hat». «Will man alle Censur vermeiden, so braucht man Reime, die aller Orten einerley Klang haben.»

andern vor, und wird in andern Ländern ohne bedencken gebraucht, welchs andere nicht thun» (S. 42f. der 2. Auflage). Über Zesens spätere Ansichten vgl. **94.**

Eigentümlich schwankend ist die Stellung Enoch Hanmans in seinen Anmerkungen zu Opitzens Buch von der deutschen Poeterey.[1] Auch er ist von der Autorität des Meißnischen überzeugt. Ebenso wie Buchner, den er stark benutzt, verlangt er, «daß man sich guter Meißnischer und jtziger Zeit üblicher Wörter und Arten in Reden, welche bey verständigen und vornehmen Leuthen im Schwange, sich gebrauche». Und strenger als Buchner will er, daß der Poet sich nicht nur der sächsischen (d. h. niedersächsischen) Wörter enthalte, die «gemeiniglich etwas hart und unlieblich klingen», sondern auch «derer die absonderlich im Reiche und am Rhein gebräuchlich» (S. 139f.). Er rückt Opitz seine schlesischen Reime vor und meint, daß seine Ausführungen über die *e*-Reime wegen der abweichenden Aussprache den Meißnern dunkel sein müßten. Opitz habe eben nach seiner schlesischen Mundart gereimt. «Ob aber die Schlesische Ausrede der Meißnischen fürzuziehen, lasse ich Hochdeutsche Red-erfahrne urtheilen» (S. 169). Aber er scheint zu Schottelius abzuschwenken, wenn er dann im selben Zusammenhang bemerkt, es sei nicht ratsam, «daß man nach eines jedweders Maulzerren und Verwirren einen neuen dialectum einführen wolte», meißnische Dialekteigentümlichkeiten, wie *oo* für *au* oder *ee* für *ei* berührt und schließlich sagt (S. 170): «Nach meinem erachten wäre es am besten, wenn man die hochdeutsche Reime nach der gemeinen Sprache, und nicht nach unterschiedlichen Redarten richte.» «Durch die gemeine Sprache aber verstehe ich nicht eine solche Sprache, welche vom Pöbel ins gemein geredet wird: Sondern welche an keinem und doch fast an allen Orthen zu befinden.» Worauf der beliebte Vergleich mit der κοινή folgt. Wir müssen diese Ansicht über die richtige Reimtechnik als gedankenloses Gerede bezeichnen. Wenn im Jahre 1898 die Konferenz zur Regelung der Bühnensprache sich nicht über die *e*-Laute einigen konnte, so werden wir Hanmann nicht

---

[1] Zuerst 1645. Ich zitiere nach den Seiten der Fellgibelschen Opitzausgabe.

glauben, daß es schon im 17. Jh. eine durch ganz Deutschland verstreute Gemeinde korrekter *e*-Sprecher gegeben habe. Wer wirklich die Ansicht Schottels teilte, mußte auch in der Reimfrage seinen Standpunkt einnehmen, d. h. unreine Reime, in unserem Fall Reime aller *e*-Laute aufeinander, zulassen. Sonst gab es nur zweierlei: sich für eine bestimmte Mundart entscheiden oder neutrale Reime suchen. Der vierte Weg, den man später vorschlug, die Aussprache nach der Schrift zu richten, war in jener Zeit orthographischen Schwankens nicht gangbar.

87. Für die Geschichte der grammatischen Theorie sind von den Poetikern zwei von Bedeutung, Titz und Zesen. Beide zunächst durch ihre Reimwörterbücher, in denen ein großer Teil des Sprachschatzes nach phonetischen Kategorien angeordnet und damit analysiert war. Zesen war mit seinem Helikon vorangegangen, Titz benützt ihn für die Reimtafel seiner «Zwey Bücher usw.», in der er, wie **85**, Anmerkung, erwähnt wurde, die Unterschiede der schlesischen von der meißnischen Aussprache anmerkte, soweit er sie erkannt hatte und er sie verteidigen zu können glaubte. Beide haben ferner die Metrik in ein System gebracht. Titz verdient hier wegen seiner musterhaft klaren Darstellung den Vorzug. Er hat allerdings an der Verwirrung der Begriffe Akzent und Quantität mitgearbeitet, da er sie zwar im Prinzip sehr scharf trennt, aber doch der Bequemlichkeit halber lieber mit dem Begriff der Quantität operiert, der ihm unter der Hand die Bedeutung «Hebungsfähigkeit» annimmt. Aber er hat in der Sprache der quantitierenden Metrik die Wurzelbetonung des Deutschen gelehrt und als der erste die prosodische Geltung der Silben nach ihrem grammatischen Wert bestimmt. Der Entdeckung des Nebentons kam er ganz nahe; da er aber Metriker, nicht Grammatiker war, ließ er mehreremal die Gelegenheit zur schärferen Bestimmung dieses Begriffs vorbeigehen. Vgl. HZ. 48, S. 246ff.

88. Über Zesens Leben vgl. Max Gebhardt, Untersuchungen zur Biographie Philipp Zesens. Straßburger Diss. 1888. — Dissel, a. a. O. und Allg. D. Biographie, 45, S. 108 ff. — Philipp von Zesen, Adriatische Rosemund, hsg. von M. H. Jellinek, S. XLII ff.

Philipp Caesius, wie er eigentlich hieß, geboren am 8. Oktober 1619 in dem zu Sachsen gehörigen Ort Prirau bei Dessau,

Schüler Gueintzens in Halle, Buchners in Wittenberg, brachte den größten Teil seines unstäten Wanderlebens in den Niederlanden und in Hamburg zu. In dieser Stadt starb er am 13. November 1689. Schriftsteller und Sprachforscher erntete er von seinen Anhängern schwärmerische Verehrung, von seinen Gegnern die heftigsten Angriffe und den bittersten Spott. Die Verbissenheit des Hasses, die sich bei manchen zeigt, muß ihren tieferen Grund in der Persönlichkeit Zesens wie seiner Feinde haben; aber natürlich ergriffen diese gerne die Gelegenheit zum Hohn, die ihnen Zesens Purismus und sein orthographischer Reformeifer bot, den er nicht nur in theoretischen Schriften, sondern auch in seinen Romanen betätigte. Auch bessere Naturen nahmen an seinen Neuerungen Ärgernis, obwohl oder vielleicht gerade weil er mit größerer Folgerichtigkeit durchführte, womit sie selbst geliebäugelt hatten.[1]

Das Schandmal des übertriebenen Purismus und der verwerflichen Neuerung blieb an Zesen auch später haften; seine sprachwissenschaftlichen Bestrebungen wurden dagegen nach seinem Tode eher zu günstig beurteilt. Denn wenn Eccard, Historia studii etymologici, S. 234, sagt, in Zesens etymologischen Untersuchungen habe er *ingenium cum singulari judicio conjunctum* gefunden, so kann man das *ingenium* bis zu einem gewissen Grad anerkennen, aber von *judicium* ist in Zesens Etymologien nichts zu spüren.

Anm. 1. Daß die Angriffe gegen die Orthographie Zesens, der sich doch später dem gemeinen Brauch näherte, nicht verstummen wollten, ist wohl auch dadurch veranlaßt, daß andere Schriftsteller ihm in seinen Eigenheiten ganz oder teilweise folgten. Solcher Nachahmer macht Andreas Daniel Habichthorst, Wohlgegründete Bedenkschrift über die Zesische Sonderbahre Ahrt Hochdeutsch zu Schreiben und zu Reden (Hamburg 1678), S. 24, etliche namhaft; ihre Zahl läßt sich vermehren. Von denen, die Zesens Lehre weiterbildeten, ist der Bedeutendste J. Bellin; über ihn vgl. **109.** Samuel Butschkys (1612—1678) «Perfertischer Muusen Schlüssel, Zur Schreibrichtigkeit, der Hooch-deutschen Haupt-Spraache», Leiptzig 1645, ist eine schlecht angeordnete Kompilation aus Zesens «Sprachübung», Werner, Hager und

[1] Bei größerer Selbsterkenntnis hätte man bemerken müssen, daß Zesens Verdeutschungen, die natürlich meistens Umschreibungen sind, nicht nur den puristischen Neigungen der Zeit entgegenkamen, sondern sich auch ganz in der Richtung des damaligen poetischen Stils bewegten. So aber verspottete man sein «Jungfer-Zwünger» für Kloster und bewunderte es, wenn Opitz Cupido den Flügelknaben oder die Bienen Honigvögelein nannte.

andern Schriften, selbständig ist er in dem, hier noch nicht durchgeführten, Vorschlag, die Länge des Vokals durch einen Akut zu bezeichnen. Nur eine teilweise umgearbeitete Auflage des «Muusen Schlüssels» scheint, nach den Angaben Reichards, S. 212 ff., zu schließen, «Der höchdeutsche Schlüssel, zur Schreibrichtigkeit oder Rechtschreibung» vom Jahr 1648. Über andere Schriften Butschkys vgl. Reichard, S. 211 ff.[1]

Anm. 2. Einige Berührungen mit der Zesischen hat die Orthographie der Straßburger Dichter Schneuber (1644) und Rompler (1647). So schreiben beide für *ck k*, Rompler auch *kk*; Rompler hat auch viele etymologische *á*. Aber Rompler behauptet nachdrücklich seine Priorität in Sachen der Orthographiereform, und Schneuber bestätigt dies; vgl. G. Voigt, Die Dichter der Aufrichtigen Tannengesellschaft, S. 34, Fußnote 1. Harsdörfer nennt, Ertzschrein, S. 351, unter denen, die *kk* schrieben, neben Zesen auch Fleming und die Lübecker Druckerei. — Eine konsequente Quantitätsbezeichnung strebte vor Zesen die Lübecker Flemingausgabe von 1642 an; vgl. Ph. Wackernagel, Über deutsche Orthographie, Wiesbadener Programm 1848, S. 15. Aus der Sprachlehre von Gueintz, S. 16, konnte Zesen wissen, daß Piscator in seiner Bibel die langen *a* und *o* durch Doppelschreibung bezeichnet hatte. — Einfluß der niederländischen Orthographie auf Zesen ist sehr wahrscheinlich.

89. Zesens theoretische Schriften, die für uns in Betracht kommen, sind, abgesehen vom Hochdeutschen Helikon, die Hooch-Deutsche Spraach-übung vom Jahr 1643, mehrere Briefe in «Etlicher der hoch-löblichen Deutsch-gesinneten Genossenschaft Mitglieder, Wie auch anderer hoch-gelehrten Männer Sendeschreiben Ehrster teil», von mir nach dem Herausgeber als Bellinsche Sammlung zitiert (Hamburg 1647), der Rosen-mând vom Jahr 1651 und die Helikonische Hechel vom Jahr 1668. Eine nicht ganz genaue Geschichte seiner Orthographie gibt Zesen in einem Brief[2], abgedruckt bei Habichthorst in der 88 Anm. 1 zitierten Schrift (S. 15 ff.), die auch noch andere interessante Äußerungen Zesens enthält. Von Wichtigkeit sind ferner

[1] Von den zwei Jahreszahlen der «Venus-Kantzeley» (Reichard, S. 220, 223) scheint 1655 die richtige, da sich Butschky hier der Akzente bedient.

[2] Er ist angeblich an Gueintz gerichtet, kann aber in der uns vorliegenden Gestalt nicht abgeschickt worden sein. Denn Zesen spricht darin, S. 19 f., von dem Entwurf seiner Orthographie, «den ich dem Vierden und Fünften Tage meines Rosenmohndes, welcher auch im folgenden 1651 das Licht sahe, einverleibte», Gueintz ist aber am 3. April 1650 gestorben.

die beiden 1645 erschienenen, in stark vom Herkömmlichen abweichender Orthographie gedruckten Romane, der Ibrahim und die Adriatische Rosemund.

Die Sprachlehre und das «Stam-buch», d. h. ein etymologisches Wörterbuch, an denen Zesen arbeitete, sind nie vollendet worden. Wie das Stammbuch ausgesehen hätte, davon gibt Zesens linguistisches Hauptwerk, der Rosenmând, einen Begriff. Dieses Buch will eine Art Sprachphilosophie sein. In der stark symbolistischen Prinzipienlehre der Etymologie grenzt die Phantastik an Schwachköpfigkeit. Wertlos sind auch die Erörterungen über die Geschichte des Deutschen, die sich ganz in den Bahnen der zeitgenössischen Fabeleien bewegen. Aber der Rosenmând enthält auch eine Darstellung des deutschen Lautsystems, eine Übersicht über die möglichen Konsonantenverbindungen des Deutschen im Anlaut[1] wie im Inlaut und Erörterungen über die Reinlichkeit und Zierlichkeit der deutschen Sprache, die die Anschauungen Zesens über diese Dinge ziemlich klar zum Ausdruck bringen.

90. Eine Darstellung der Zesenschen Orthographie geht am besten von der Adriatischen Rosemund aus. Hier traten die Abweichungen vom Herkommen den Zeitgenossen am greifbarsten entgegen. Die wichtigste Änderung in Zesens späteren Anschauungen hat er in der Praxis nicht zum Ausdruck kommen lassen können. In seinen nach der Adriatischen Rosemund erschienenen Werken ist vielmehr die Schreibung dem allgemeinen Gebrauch angenähert, wenn auch gewisse Eigentümlichkeiten immer bleiben.

In Zesens Orthographie lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden: das Streben, die Abstammung der Wörter anzudeuten, und der Wunsch nach eindeutiger, konsequenter und sparsamer Bezeichnung der Aussprache. Beides wirkt manchmal zusammen. Aber in anderen Fällen geraten das etymologische und das phonetische Prinzip in Widerspruch. Und darüber war sich Zesen nicht klar; er meinte, es sei ein Vorzug des Deutschen vor andern Sprachen, daß

---

[1] Hierin war ihm Harsdörfer vorangegangen im Poetischen Trichter, I, S. 34 der zweiten Auflage.

man es nach der Aussprache schreiben könne, ohne die Etymologie zu verdunkeln.[1]

1. Nach der etymologischen Seite hin stechen am meisten hervor die vielen gegen den Gebrauch eingeführten *ä, ö, ü, eu*. In Zesens Sprache war der Unterschied zwischen gerundeten und nicht gerundeten Lauten erloschen; *ü* klang ihm wie *i*, *ö* wie geschlossenes *e*, *eu* wie *ei*. Das *ä* sprach er meist wie offenes, in manchen Wörtern wie geschlossenes *e*. Somit bot ihm die gemeine Schreibung für den *i*-Laut zwei Zeichen: *i* und *ü*, für den geschlossenen *e*-Laut drei: *ö, e, ä*, für den offenen zwei: *ä* und *e*, für den Diphthong mindestens drei: *ei, äu, eu*.[2] In die Verteilung dieser Zeichen wollte nun Zesen durch strenge Durchführung eines seit dem 16. Jh. oft ausgesprochenen Grundsatzes Ordnung und Konsequenz bringen. «Gleich wie alle wörter, welche mit einem von den drei Als-zwelautern *å ó ú*, oder mit dem zwelauter *eu* geschrieben wärden, allezeit aus andern, darinnen die einfachen *a o* oder *u* stehen, her stammen müssen; also müssen auch ebner gestalt alle wörter sich nach ihren grundstämmen richten, und wan darinnen das *a, o*, oder *u* zu fünden ist, in den darin aus-sprüssenden nicht das *e* oder *i*, sondern allezeit das *å, ó* oder *ú* haben.»[3] Dazu ist zu bemerken, daß Zesen, von der Beobachtung des Wechsels von *o* und *ü* in Wortpaaren wie *fol — erfüllen* ausgehend, für *i* auch dann *ü* schrieb, wenn der «Grundstamm» *o* enthielt. Die Ermittlung der Grundstämme hat er in ein System gebracht. Man suche den Stamm zunächst im Präteritum der Zeitwörter. Wenn dies nicht angeht, d. h. wenn der Vokal der abgeleiteten Form nicht durch einen Buchstaben bezeichnet werden kann, der dem Zeichen des Präteritalvokals ähnlich ist, im Partizipium des Perfekts, demnächst in Substantiven oder im Präsens der Verba. Wenn alles nichts hilft, so wende man sich an die verwandten Sprachen, deren *a, o, u* im Hochdeutschen oft dem Wohllaut zu liebe in *å ó ú* verwandelt worden sei. So schreibt Zesen etwa *gåben, bårg* wegen *gab, barg; bůnden* wegen *bund; weus, weuse* wegen *wuste; trůft* wegen *getroffen; månsch*

[1] Vgl. Rosenmând, S. 142, 164. Wenn er bemerkt, daß der Franzose der Etymologie zu liebe *temps* schreibe, während er doch *tân* spreche, so bedachte er nicht, daß sein *dt* auch einen stummen Buchstaben enthielt. Auch fiel ihm nicht ein, daß die Unterscheideutung von *d* und *t*, *b* und *p*, *g* und *k* im Auslaut für ihn keine lautliche, nur etymologische Bedeutung hatte. Daß er die Zeichen *å* und *ó* nicht nach der Aussprache anwendete, darüber ist er sich allerdings klar gewesen, vgl. 94.

[2] Dazu kommen die Varianten *ey, ai* und *ay*.

[3] Bellinsche Sammlung, Nr. 8, C 4a

wegen *man*; *ârde* wegen niederländisch *aerde*; *speuen* wegen englisch *to spue*.

Gegenüber den vielen *ä, ö, ü, eu* treten die andern etymologisierenden Eigenheiten sehr zurück. Zu erwähnen wäre ein etwas erweiterter Gebrauch des *dt* (z. B. *windter* wegen *wind*), vereinzeltes *gk* (*gehängke, schwängken* wegen *hängen, schwüngen*), das nicht sehr häufige *ts* (z. B. *lâtst* wegen niederländisch *laet, gôtsen* wegen *got*), die Ersetzung des *v* durch *f* in *fol* (wegen *füllen*), *fohr, forne* (wegen *für*) und *folk*, das Zesen von *folgen* ableitete, *h* in *jah* wegen *bejahen*.

2. Was die phonetische Tendenz betrifft, so folgt Zesen in einigen Punkten einfach dem fortgeschrittenen Gebrauch. Hierher gehört die Trennung von *i — j, u — v, w* und die Beseitigung des stummen *b* (*ům* statt *vmb*). Auffälliger mußte die, von Zesen übrigens später wieder verworfene, Ersetzung des *tz* durch *zz* im Inlaut nach einem kurzen und vor einem unbetonten Vokal *(schazzes)*, durch *z* in allen andern Stellungen erscheinen; besonderen Anstoß erregte seine Verwerfung der «fremden»[1] Buchstaben und Buchstabenverbindungen *ph, qu, th, x, y*, die er durch *f (Fôbus, Afrodite, Saffo), kw, t (tihr, korintisch), ks, i (bei, frigisch)* ersetzte, namentlich aber die Ausmärzung des *c*. Er schrieb dafür in fremden Namen nach der Aussprache *k* oder *z (Kupido, Zipern)*, in deutschen Wörtern ersetzte er *ck* im Inlaut zwischen Vokalen nach Kürze durch *kk*, sonst durch *k*. In den Verbindungen *ch* und *sch* behielt er es noch bei, abgesehen von den Wörtern, wo *ch* den *k*-Laut bezeichnete *(Kuhrfürst, Kristus)*. Später hätte er gerne *sch* vor Konsonanten durch *s*, vor Vokalen durch *ßh* ersetzt und für *ch gh* geschrieben, wodurch zugleich die Abstammung *(maght — mögen)* angedeutet worden wäre.

Besonders charakteristisch ist die Quantitätsbezeichnung. Das Prinzip, das Zesen vorschwebte, war, daß die Länge ein besonderes Zeichen haben sollte vor Konsonantzeichenverbindungen, in einsilbigen Wörtern auch vor einem einfachen Konsonanten. Dabei behandelte er *ch* als einfachen Buchstaben, *ff* und *ss*, wie er im Inlaut zwischen Vokalen für die stimmlosen Laute schrieb, sowie *dt* als Buchstabengruppen. Als einziges Dehnungszeichen verwendete er in der Adriatischen Rosemund das *h*, während er

---

[1] Zesen wußte sehr wohl, daß die deutschen Buchstaben alle von den Römern entlehnt waren, aber er betrachtete die im Deutschen überflüssigen Buchstaben *c, q, y*, diese Erfindungen der Römer, als unwürdiges Zeichen der Knechtschaft. Vgl. Sprachübung, S. 10 f., 51 f., Bellinsche Sammlung, E_2a ff., Rosenmând, S. 52 ff., 81.

in den ersten Teilen des Ibrahim noch alle traditionellen Mittel zur Andeutung der Länge, *h*, Vokalverdoppelung, stummes *e*, nur jedes innerhalb seines eigentümlichen Gebiets konsequent, gebraucht hatte. So schrieb er also etwa *schlahft, lihblich, schlahffen, lihssen, tôhdten, führ, brahch.* Die Kehrseite der *h*-Regel war, daß die Konsonantenverdoppelung als Zeichen der Vokalkürze im Auslaut und vor einem andern Konsonanten überflüssig wurde: *man, schikte, schiflein.* Aber inkonsequenterweise behielt Zesen die Gemination oft bei, wo Nebenformen mit intervokalischer Konsonanz vorhanden waren: *kännte* wegen *kännete* (aber nur *kante*). In intervokalischer Stellung ließ er nämlich die Gemination grundsätzlich bestehen, ja er ging sogar über das Gebräuchliche durch Verdoppelung des *ch* (z. B. *brächchen*) hinaus. Hier hätte sich nun wieder bei Unterlassung der Gemination die Länge von selbst verstanden, aber Zesen schrieb oft auch in dieser Stellung das *h*.

Diese Inkonsequenzen erklären sich teilweise dadurch, daß er schon während des Drucks der Adriatischen Rosemund das ganze System verworfen hatte. Es sollte jetzt die Quantität jedes Vokals durch Akzente, den Zirkumflex für die Länge, den Akut für die Kürze, bezeichnet und die somit unnötig gewordene Gemination überhaupt aufgegeben werden. Dieses System ersparte nicht nur eine Menge Buchstaben, sondern trug auch der etymologisierenden Tendenz Rechnung, indem es in allen Formen einer Wortsippe den stammhaften Bestandteil gleichförmig erscheinen ließ. In der Adriatischen Rosemund hieß es *sprahch*, aber *sprach-en, fal* aber *fall-en*, nach dem Akzentsystem wäre *sprâgh* wie *sprâgh-en, fál* wie *fál-en* zu schreiben gewesen.

91. Daß die Stammwörter ganz und unzerbrochen bleiben sollten, war auch eine Forderung Schottels. Aber gerade hier, wo die Wege beider Männer sich begegnen, zeigt sich aufs deutlichste der Gegensatz ihrer Anschauungen. Schottelius geht von der unzweifelhaften graphischen Überlieferung aus und bestimmt danach die schwankenden Schreibungen; jedermann schreibt *fallen, falles*, die Endungen sind *-en, -es*, also muß man *fall*, nicht *fal* schreiben. Zesen dagegen sucht eigenmächtig die passendste Bezeichnung des gesprochenen Worts; in *fall* kann man die beiden *l* nicht wirklich sprechen, sie dienen nur zur Bezeichnung der Vokalkürze, diese kann man besser durch ein «überstrüchlein» andeuten: *fál*, die Endungen des Infinitivs oder Genitivs sind *-en, -es*, also schreibe man auch *fálen, fáles*.

So konnte nur jemand verfahren, der sich im Besitz der richtigen Aussprache wußte, der sich nicht scheute,

seinem «Hörinstrument», dem *vacillans judicium aurium* zu vertrauen.[1]

92. Welches die richtige Aussprache sei, darüber konnte der Verfasser des Reimwörterbuches freilich nicht ungewiß sein. Zesen gehört zu den entschiedensten Verfechtern des Meißnischen. Das bestimmteste Zeugnis ist neben vielen andern ein Brief an Malachias Siebenhaar, bei Habichthorst, S. 34ff. «Das dritte, das mir oblag, war die Wortfügung, ja die gantze Sprachlehre: nach welcher ich meine Redensahrten dermaßen einrichtete, daß alles, was ich redete oder schrieb, der Kunst und angebohrnen Eigenschaft unserer Hochdeutschen sprache gemäß sein möchte, und nichts wider einigen Lehrsatz lieffe. Und hierinnen, wie auch sonst in andern Dingen, folgete ich gantz und gahr der Meisnischen Mundahrt, als der allerbesten, zierlichsten, lieblichsten, und reinsten unter allen deutschen Mundahrten. Dan weil die Meisner recht mitten im Hochdeutschlande wohnen, und daher von den

[1] Andere Reformen Zesens konnte Schottelius mitmachen, weil sie den bestehenden Gebrauch nach einer einfachen Regel abänderten. So die Verbannung des *ck*, wo höchstens die wenigen Wörter Schwierigkeiten machen konnten, in denen intervokalisch *k*, nicht *kk* geschrieben werden mußte. Der starre Konservativismus nahm freilich auch gegen diese Änderung Stellung und hüllte seinen Widerstand in das Kleid der Vernunft. Buchner doziert tiefsinnig (bei Tscherning, Unvorgreifl. Bedencken, S. 5): τὸ C *lenius est, quàm* τὸ K. *Ex leniore autem intendimus sonum et acuimus. Itaque rectè* C *et* K *in talibus conjungentur.* Vgl. auch Ertzschrein, S. 324. — Schottelius konnte unbedenklich *tuhn* statt *thun* schreiben, das war ja nichts als eine Verschiebung der Buchstaben. Aber welche Vermessenheit, daß Zesen den Unterschied zwischen «Mittelhauchlaut» und «Langlaut» (d. h. zwischen Vokal mehr Dehnungs-*h* und verdoppeltem Vokal), den Schottelius in die traditionelle Orthographie hineinhörte, aufheben oder gar beide «Nebenlaute» verbannen wollte! — Es muß nachdrücklich betont werden, daß für Schottelius die Konsonantenverdoppelung nur zwischen Vokalen phonetischen Wert hatte; wenn er sie auch im Auslaut schrieb, so tat er es nur der Etymologie zu liebe, nicht weil er tatsächlich auch hier kurzen Vokal sprach. Denn in einer Menge anderer einsilbigen Wörter sprach er auch Kürze, schrieb aber den Konsonanten einfach, weil er in den mehrsilbigen Formen einfach geschrieben werden mußte. Vgl. Ausf. Arb., S. 343f.

Ausländischen nicht so leichtlich etwas Vermischtes haben können, als wohl andere mit fremden Völkern grentzende Deutschen[1]; so hiehlt ich ihre Mundahrt, gleich wie die alten Griechen ihre Atehnische, billich für eine Hauptmundahrt aller Deutschen, und wehlete sie gleichsam für meine Richtschnuhr, nach welcher ich alle andere Deutsche Mundahrten bewährete. Aber hierbei mus ich gleichwohl auch nohtwendig erinnern, daß ich unter diese Deutsche Hauptmundahrt ebenmäßig dieselbe wil gerechnet haben, welche an etlichen örtern in Anhalt und Obersachsen gebreuchlich, als sonderlich zu Köhten, welches wohl würdig zu märken, zu Wettien, Lebechien, wie auch zu Halle, und daherüm in demselben gantzen Striche, da die Hochdeutsche sprache, sonderlich unter den Fürnehmen (dan vom gemeinen völklein wil ich es nicht gesagt haben) nach vieler Sprachkündiger urteile, wohl zierlicher, lieblicher und reiner geredet wird, als zuweilen in Meissen selbsten.[2] Dan was Leipzig betrift, alda, weil es eine Kaufstadt ist, in welcher vielerhand Sprachen Völker des Kaufhandels wegen zusammen kommen, ist die Sprache in etlichen stükken schon etwas unreiner, als zu Dresden, Meissen und anderwärts.»

Schon diese Stelle zeigt, daß Zesen wohl zwischen den Sprachen verschiedener Stände unterschied. Im Rosenmând, S. 204, sagt er: «Dan in iedem Lande finden sich zweierlei sprachen, eine hohe oder zierliche und eine niedrige oder bäurische. Jene ist bei Hofe, unter gelehrten,

---

[1] Vgl. die **51** erwähnte Bemerkung Ritters über die deutschen Dialekte.

[2] Man sieht, daß Zesen «Meißnisch» in einem weitern Sinn nahm als Adelung, der Zesen im Magazin für die Deutsche Sprache, II, 1, 16 ff., unter denen anführt, die, ohne selbst Meißner oder südliche Obersachsen zu sein, das Hochdeutsche mit der gebildeten Sprache des südlichen Kursachsens identifiziert hätten. Zesens Sprache trägt das Gepräge seiner nördlichern Herkunft. Er unterschied genau zwischen stimmhaften und stimmlosen Geräuschlauten und sprach anlautendes *g* spirantisch; vgl. Rosenmând, S. 94: «Die Meißner und Obersachsen sprechen auch gemeiniglich *Jot* für *Got*, und *juht* für *guht* aus». Dazu vgl. C. G. Franke, Der obersächsische Dialekt (Programm der Realschule zu Leisnig 1884), §§ 7 B, 46, 2.

unter geschickten und höflichen menschen, und sonderlich unter dem Frauenzimmer üblich. Diese aber gehet unter dem gemeinen manne, und dem Land-volke im schwange.» Er rühmt die Sprache der vornehmen Damen von Leipzig, «weil sie wenig oder wohl gantz nicht, mit fremden oder gemeinen Leuten, und dem Land-volke, das daherüm noch eine halbe Niedersächsische, grobe sprache redet, ümgehen und sprechen: und daher die ihrige, so sie aus guten büchern und von fürnehmen Leuten, aus täglichen reden gelernet, rein und zierlich behalten».

In der Helikonischen Hechel, S. 110, meint er: «Der gemeine man ist gar ein böser Sprachmeister, indem er so gern, ja gantz muhtwillig die worte im reden verzwikket, damit er nur bald darvon komme.» Man solle die vulgären Verstümmelungen *in unser* (statt *unserer* oder *unsrer*) *stadt; ein schön, edel, herrlich und tapfer man; ein schön und hübsch ding* nicht nachahmen.[1] Gelehrte, die das täten, seien «nicht ein haar besser, als das gemeine straßenvölklein, als Hans Kratzer und sein geselle». Der Unterschied erstreckt sich auch auf das Lautliche. Im Rosenmând, S. 119, stellt er die Aussprache von Wörtern wie *stand* im Munde der «höflichen Leute in Meissen» in Gegensatz zu der groben bäurischen des gemeinen Volks, «das es gleichsam, als wan *schtand* geschrieben stünde, mit follem halse heraus zischet».[2]

93. Daß die Literatursprache nicht mit der Rede des Alltags zusammenfalle, ist ihm, dem Schriftsteller, der so manche neue Wörter bildete und sich in den verschiedensten

---

[1] Ebenso verwirft Tscherning die unflektierten Formen, Unvorgreiffl. Bedencken, S. 26; Buchner läßt sie im Neutrum zu, dagegen findet er *ein gut* (statt *guter*) *tranck* «plebejum et ita quodammodo sordidum».

[2] Im 10. Schreiben der Bellinschen Sammlung sagt Zesen, man könnte wie vor *p* und *t* ebenso auch vor *l, m, n, r, w* statt *sch* einfaches *s* schreiben, und behauptet, daß «es vielen in Meissen und anderen orten, sonderlich dem Leipzischen frauen-zimmer belibet, daß sie die obgedachte worte liber ohne einiges zischen, gahr gelind' und lieblich als mit follem mund' und einem groben laute auszusprächen pflegen». Dazu vgl. die Bemerkungen Frankes, a. a. O., § 32 d, über den Unterschied der städtischen und der ländlichen Aussprache des *sch*.

Stilgattungen versuchte, vollkommen klar, aber mit Hochmut spricht er von denen, «so nicht gebohrne hoch-deutschen sein» und die Sprache aus den Büchern lernen müssen, wobei sie «die recht-hochdeutsch-gebohrne Bücherschreiber von den nidersächsisch-gebohrnen nicht unterscheiden».[1]

Wenn er im Rosenmând, S. 200, Musterschriftsteller aufzählt, so geschieht dies mit Rücksicht auf den Stil. Er nennt Luther, die Reichsabschiede, den Amadis, von den neueren Arndt, Buchner, Opitz und die zu Köthen erschienenen Bücher. Aber er glaubt an die Möglichkeit eines Fortschrittes über Luther und Opitz hinaus (ebenda, S. 207). Und was es mit dem Lob der Kanzleisprache auf sich hat, lehrt eine Stelle aus dem Brief an Siebenhaar (Habichthorst, S. 28): «Die Schriftverfassung etlicher Kantzeleien achte ich sonsten sehr hoch, weil sie gemeiniglich von dem fremden Sprachgemänge befreihet, und Reindeutsch zu sein pfleget, aber in diesem stükke, da sie bisweilen zu sehr von der kurtzbündigkeit abweichet, und mit gemeldten langen gezerren des Läsers verstand hämmet, ja oftmahls gantz verwürret, kan ich sie nicht guht heissen.»[2]

94. Analogistische Erwägungen in der Art Buchners (vgl **84**) und Schottels sind ihm nicht fremd, aber wiederum unterscheidet er sich charakteristisch von Schottelius. Auch er hält *-er, -es* für die eigentlichen Nominativendungen des Adjektivs, aber nach dem bestimmten Artikel

---

[1] Bellinsche Sammlung, Nr. 8, D_5.

[2] Wie sehr trotz der immer wieder vorgebrachten Lobsprüche der Kanzleisprache ihr Ansehen erschüttert war, lehrt eine Äußerung Habichthorsts, S. 43 f., dem die Angriffe gegen den toten Bellin die Zunge gelöst hatten. Man habe diesen «einer ärgerlichen und töhrichten Sprachketzerei beschuldigt, und zwar unter andern darüm, weil man in den Kantzeleien anders schriebe, als der sälige Bellien vorgezeiget: gerade als wan die Kantzleien vor andern fähig weren, uns die rechte Schreibahrt zu lehren; da doch derselben Schreiber gemeiniglich ungelehrte oder doch solche Leute seind, die sich wenig üm die gründliche Sprachübung bekümmern, auch wohl selbst in ihren Briefen nicht allein wider die Rechtschreibung, sondern auch wider die Rein- und Zierligkeit der Sprache selbst, ja wider das zweite Gesetz der fruchtbringenden Geselschaft, welches die Sprachenmängerei ernstlich verbeut, gröblich handeln.»

müssen sie durch *-e* ersetzt werden. Ebenso müssen die Wörter auf *-er* und *-lein* im Nom. Pl. endungslos sein, obwohl sie «billich das *e* annähmen und haben solten».[1]

Seinem Reformeifer scheint selbst der Gedanke einer Umgestaltung der Aussprache nach etymologischen Grundsätzen nicht zu kühn. Er meinte, man könnte der für die Reimtechnik so unbequemen Uneinigkeit der Mundarten ein Ende machen, wenn man die richtige etymologische Schreibung durchführte und ihre Zeichen gleichmäßig ausspräche. Er denkt dabei vorzüglich an die *e*-Laute; man sollte das durch sein System geforderte *å* immer offen, *ô* immer geschlossen sprechen. So wie Titz (**85**, Anm.) beurteilt er die Richtigkeit der Aussprache nach innern Gründen, und er ist unbefangen genug, zu gestehen, daß hier auch seine Meißner nicht immer verteidigt werden können; so sprächen sie *nehren*, obwohl es mit *nahrung* zusammenhängt, fälschlich mit «einem runten *e* oder *ε*», d. h. geschlossen aus. Aber er hält es nicht für an der Zeit, diese Reform der Aussprache schon in die Reimtechnik einzuführen: vorläufig sollte man sich «der Meisnischen mund-ahrt und aus-sprache, als der im mittel-tüpfel des gantzen hochdeutschlandes üblichen und durch den großen Lutern und andere erleuchtete männer am bästen aus-gearbeiteten sprache billich gebrauchen, und die reime, gleich als die schreib-ahrt darnach richten, wie wier in unsern Reimzeigern oder Reim-tafel noch zur zeit auch getahn haben».[2]

---

[1] Bellinsche Sammlung, Nr. 12, G_4a. Vgl. auch Sprachübung, S. 83 f.

[2] Vgl. Helikon[3], I_3 bff. Teilweise ähnlich schon Helikon[2], S. 41 f. — Bezeichnend für Zesens Wertschätzung der wirklichen meißnischen Aussprache ist es, daß er im Ibrahim wie in der Adriatischen Rosemund sowohl *sâhen* wie *stâhen* mit *å* schreibt, das *å* von *stâhen* in einem Brief (Bellinsche Sammlung, Nr. 10, F_3a) durch den Hinweis auf das *stahn* der Dorfdialekte und des Niederdeutschen rechtfertigt, aber ungefähr zur selben Zeit sich mit Rist überwirft, weil er dessen Reim *sehn* : *stehn* zensurieren zu müssen glaubte; vgl. Gebhardt, S. 49 f. Auch in der Helikonischen Hechel, S. 41, tadelt er den Reim von *sehen* auf *stehen*. Ebenso die Reime *geschehen: nehen, in der nähe: gehe;* auch in diesen Wörtern hätte der Vokal nach den Prinzipien von 1645 durchaus *å* geschrieben werden müssen.

V. Der Kampf um die Sprachnorm.[1]

95. Als Gueintz vom Fürsten Ludwig das Gutachten des Schottelius über seine Sprachlehre erhielt, schrieb er erbittert eine scharfe Erwiderung nieder (S. 253ff.). Die meisten Vorwürfe, die im Laufe des Streites gegen Schottelius erhoben wurden, sind schon hier angedeutet. Manche Einwendung seines Gegners hatte Gueintz mißverstanden, aber das erkannte er ganz richtig, daß der Kritiker sich in einen prinzipiellen Gegensatz zu dem bisherigen Betrieb der deutschen Grammatik stellte. Indem er diesen Gegensatz noch übertrieb, gab er ihm den denkbar schärfsten Ausdruck: «Alles nach einer Regell machen, ist alles eines haben wollen, das doch auch in der Seel der Menschen nicht ist; Alles so wollen, wie man es sich einbildet, ist eine Einbildung; Sprachen können wir auch nicht machen, sie sindt schon; Aber wie man andere so sie nicht können, lehren wolle, darümb sind Regeln erdacht. Vnndt wenn es so seyn solte, wie man sich will einbilden, oder Neue Urtheiler meinen, so müste kein deütscher biß anhero sein gewesen, oder noch sein; auch Er selbst nicht: müste auch biß annoch kein rechter Brieff sein geschrieben, wenig recht gedrücket, keine rechte Red oder Predigt gethan vnndt vorgetragen sein worden.»

96. Im Jahr 1641 traten die Grammatiken der beiden Rivalen ans Licht, im selben Jahr wurde Gueintz, im folgenden Schottelius in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen. Am 31. Oktober 1642 schreibt der Fürst an Hille (S. 43), er habe Schottels Sprachkunst durchgelesen und behalte sich vor, dem Verfasser einige Bedenken mitzuteilen. Schon fünf Tage später antwortet Hille (S 193f.), Schottelius werde ohne Ludwigs Rat und Gutbefinden nichts mehr drucken lassen; zugleich sendet er eine kleine Denkschrift Schottels ein, in der dieser eine auf die Grammatik gegründete Darstellung der deutschen

[1] Hauptquelle ist «Der Fruchtbringenden Gesellschaft ältester Ertzschrein», nach dessen Seiten ohne weitern Beisatz in diesem Abschnitt zitiert wird. Nicht alle Briefe sind erhalten. Leider fehlt uns vollständig die Korrespondenz Harsdörfers mit Schottelius, die mit Sicherheit vorauszusetzen ist.

Prosodie anregt (S. 281). Ludwig macht darauf einen Entwurf (S. 301ff.). Dabei betont er im Eingang, vor allem sei eine Einigung in der Grammatik und insbesondere in der Orthographie nötig, und stellt eine schriftliche oder mündliche Auseinandersetzung mit Schottelius in Aussicht. Und er nimmt gleich jetzt Gelegenheit, gegen eine Lieblingsthese Schottels, die Einsilbigkeit der Imperative, aufzutreten (S. 303f.).

Das fürstliche Gutachten scheint auf Schottelius keinen besonderen Eindruck gemacht zu haben. Denn der einzige Punkt, in dem seine «Doctrina quantitatum» (S. 382ff.) mit Ludwigs Anregungen zusammentrifft, die Bestimmung der Quantität nach dem grammatischen Werte der Silben, liegt in der Linie seiner selbsteigensten Gedanken. Diese Doctrina quantitatum, die er am 10. Januar 1643 niederschrieb, sandte er mit einem Gutachten Rists vom 16. Februar an den Fürsten.

Am 27. März setzte Ludwig seinerseits ein Gutachten auf (S. 289ff.) und am folgenden Tage schickte er alle Schriftstücke an Gueintz, indem er zum bessern Verständnis Schottels Sprachkunst beilegte (S. 259). Er wollte Gueintzens und Buchners Meinung hören und forderte Gueintz zu einer persönlichen Besprechung auf über die Punkte, die er in Schottels Buch angestrichen hatte. In seiner Antwort vom 29. März (S. 260) fällt Gueintz ein scharfes Urteil über die «Sprachkunst», die er erst jetzt zu Gesicht bekommen zu haben scheint. «Eygensinn und vorurtheill hemmet viel gutes, verdirbt das meiste; die Warheit vnd derer gründe, mit der ErfahrungsProbe muß den Außschlag geben, Gewiß man soll nicht leicht von dem, waß die welt durch gebrauch beliebet, absetzen, damit man einmahl gewiß verbleibe.»

97. Der Wunsch des Fürsten nach einer Einigung in der Rechtschreibung wurde durch ein neues Vorkommnis bestärkt. Der Nürnberger Patrizier Georg Philipp Harsdörfer (1607—1658) war seit dem Herbst 1641 zu der Gesellschaft in Beziehung getreten und im März 1642 als Mitglied aufgenommen worden. In seinem Brief vom 26. November 1641 (S. 309) versprach er, sich in seinen künftigen Schriften nach der ihm zugeschickten Sprachlehre, d. h. nach der Grammatik von Gueintz, zu richten. Aber

schon am 8. Juni 1642 (S. 314) meldet er, daß Schottels Sprachkunst in Nürnberg mit großen Freuden aufgenommen worden sei, worauf Ludwig unterm 7. Dezember (S. 315) mit einem allgemein gehaltenen Lob Schottels antwortet. Am 19. April 1643 übersandte nun Harsdörfer den dritten Teil seiner Gesprächspiele, die als Nr. 145 einen kurzen Entwurf der Rechtschreibung enthalten. Die zweite Regel lautet: «Die eigentlichen Buchstaben der Wörter werden entweder von jhren Stammen, oder von derselben richtiger Außsprache erlernet», und in der Schlußregel 21 meint Harsdörfer: «Solchergestalt kan mit viel mehrern die sichere Gewißheit in unserer Sprache am rechten Ende außgesucht, und der beliebte Mißbrauch (welchem fast die Meisterschaft zugemessen werden wil) entdeket, almächlich außgeschaffet, der rechte Gebrauch (von welchem ohne gute Vrsachen nicht abzutretten ist) bestettiget, die liebliche Volkommenheit und Wollaut unserer Sprache Grundrichtig erhalten, und die Außländer zu Erlernung derselben aufgemuntert worden.» Damit ist natürlich der Gebrauch als Erkenntnisquelle ausgeschaltet. Denn entweder deckt er sich mit den Regeln, dann genügen diese; oder er weicht ab, dann ist er Mißbrauch und ohne Autorität. Es ist klar, daß hier Schottelscher Geist weht, und noch deutlicher zeigt dies die vierte Regel, in der gelehrt wird, daß der Imperativ das Stammwort sei und nicht auf *-e* ausgehen solle. Aber Harsdörfer geht über Schottels Sprachkunst hinaus, indem er *ck* durchaus durch *k* ersetzt, in der Theorie (Regel 15) wie in der Praxis. In dem Brief, der die Sendung der Gesprächspiele an den Fürsten begleitete, bemerkte Harsdörfer, in der Orthographie sei noch vieles unsicher, auch Schottelius habe teilweise seine Ansichten geändert. «Solte aber bey bevor Hochermelter Geselschaft deswegen etwas verglichen werden, bittet der Spielende (d. i. Harsdörfer), zu fernener nachrichtung umb desselben ertheilung» (S. 316).

Dem orthographischen Ketzer blieb die Zensur von Gesellschaftswegen nicht erspart. Erhalten ist uns nur Harsdörfers Verteidigung vom 20. September (S. 319ff.). Er stützt sich hauptsächlich auf Schottels Sprachkunst, «dergleichen Buch, seines Wissens, noch nicht an tag kommen ist». Außerdem beruft er sich als auf einen Bundesgenossen

schon auf Zesen, dessen Sprachübung im selben Jahre erschienen war.[1] Übrigens erbietet er sich wieder höflich Belehrung anzunehmen und meint, auch Schottelius sollten die «Erinnerungen» zur Benutzung für die zweite Auflage der Sprachkunst mitgeteilt werden. Die «Erinnerungen» Ludwigs ließen nicht lange auf sich warten (S. 324 ff.; der Begleitbrief dazu ist Nr. 13, S. 327). Ludwig geht teilweise um die wirklichen Streitpunkte herum, zum Teil tritt aber wirklich ein Gegensatz zu Schottelius hervor. Ludwig will die Konsonantenverdopplung vor einem andern Konsonanten *(beharrlich)* nicht zugeben, entgegen Schottels Satz von der Integrität der Stammwörter. Auch der Gegensatz der Mundarten macht sich geltend. Man hatte Harsdörfer das *tt* in *Vatterland* beanstandet. Er erwidert: «Wir Franken sagen *Vatter*, und solte in dieser Stadt kein Setzer zu finden seyn der *Vater* setzen würde», worauf Ludwig repliziert: «*Vaterland* wird darumb so geschrieben, weil es die gemeine ausrede und ihre billigkeit also giebet, *Vatter* zu hart ist.» Ganz geschickt hebt darum Harsdörfer in seiner Antwort vom 24. November (S. 328) die Hauptfragen hervor, die zur endgültigen «Verabschiedung» kommen müßten: «1. Welche unter allen Teutschen mundarten die naturmäßige, reinlichste und zierlichste sey? 2. Ob die Stammwörter in den abwandelungen, Dopplungen und ableitungen iedesmal gantz, unzerstücket und unverändert richtiglich zu behalten?»

---

[1] Harsdörfer und Zesen hatten unabhängig voneinander ähnliche orthographische Reformen vorgeschlagen, insbesondere trafen sie zusammen in der Verwerfung des *ck* und des *ph*. Harsdörfer hat bei Abfassung des 145. Gesprächspiels die «Sprachübung» sicher nicht gekannt; da er mit Zitaten nicht spart, ist kein Grund abzusehen, warum er den Namen des willkommenen Bundesgenossen verschwiegen haben sollte. Zesens Büchlein wäre sogar später herausgekommen als die Gesprächspiele, wenn Dissel, Philipp von Zesen, S. 13, mit seiner Behauptung recht hätte, daß die «Sprachübung» nach dem 1. Mai, als dem Gründungstag der Deutschgesinnten Genossenschaft, erschienen sei. Das ist jedoch bei den starken Bedenken, die gegen die Wahrheit der Gründungsgeschichte vorliegen, nicht zu beweisen. Sicher ist nur, daß Zesens Schrift nach dem 10. Februar ausgegeben wurde; von diesem Tag ist ein Widmungsgedicht datiert.

Inzwischen hatte Ludwig Anstalt getroffen, um diese «Verabschiedung» zu beschleunigen. Am 16. Oktober, zwei Tage nachdem er die Replik auf Harsdörfers Verteidigung abgeschickt hatte, mahnt er Gueintz, endlich das Gutachten über Schottels Prosodie einzusenden, hebt hervor, daß «das werck auf eine richtige deutsche Wortschreibung zugleich mit auslauffen wil», schickt Bücher, die im laufenden Jahr in Köthen «mit zimlicher wortschreibung» gedruckt worden waren, und fordert Gueintz zu einer Besprechung auf (S. 261). Am 20. Oktober antwortet Gueintz, daß die Rechtschreibung schon fertig sei und ins reine geschrieben werde (S. 262), im Januar 1644 hat Ludwig schon einen Teil des Manuskripts erhalten und mit einigen Gesellschaftern durchgesehen.

98. Nun entspann sich ein etwas gereizter Briefwechsel zwischen Ludwig und seinem Leibgrammaticus. Soweit er sich um die Frage dreht, ob das Deutsche gleich nach dem Turmbau von Babel aufgekommen und älter als das Lateinische sei, wird er hier nicht berücksichtigt. Gueintz zeigt sich da nüchterner als der im Glauben an die Fabeleien Aventins befangene Fürst. Im übrigen ist Gueintz ein arger Pedant[1] und von abergläubischer Verehrung für die Tradition der lateinischen Grammatik erfüllt[2], aber er war vom Handwerk und dadurch dem Fürsten überlegen,

[1] Er will einen Unterschied festhalten «unter dem Schreiben der Erfahrnen, vnd unter denen, so nach ihrem Düncken vnd redarten, wie daß Frawen Zimmer pflegt, etwas sagen». Dieser Unterschied scheint ihm durch eine phonetische Schreibung bedroht (S. 263).

[2] S. 263 schreibt Gueintz, es sei bekannt, «daß die andern Sprachen durch die Gelehrten in richtigkeit gebracht, die deütsche noch zu bringen». H. Rückert, Geschichte der Nhd. Schriftsprache, II, S. 287 ff., 348 f., hat diese Worte mißverstanden, weil er «richtig» im heutigen Sinn nahm. Gueintz meint einfach, die andern Sprachen seien früher als die deutsche in Regeln gefaßt, grammatisch bearbeitet worden. In ihrem Zusammenhang bedeutet die Stelle, daß es nicht rätlich sei, von der grammatischen Tradition abzuweichen. Noch Gottsched gebraucht «richtig» im Sinn von «regelmäßig»; die «unrichtigen» Zeitwörter sind nicht falsch, sondern unregelmäßig. Der Gedanke, die Sprache regelmäßig zu machen, läuft Gueintzens Ansichten schnurstracks entgegen.

dessen inkonsequenter Dilettantismus in das hellste Licht tritt. Aus der Antwort Gueintzens (S. 263ff.) auf die im Briefe Ludwigs vom 27. Januar 1644 (S. 262) erwähnten, für uns verlorenen Bemerkungen scheint hervorzugehen, daß Gueintz die stammhaften Bestandteile überall gleich bezeichnen wollte; trotz seiner Abneigung gegen Schottelius mußte ihm als Fachmann die Konsequenz des Verfahrens einleuchten. Demgegenüber hatte sich Ludwig auf den phonetischen Standpunkt gestellt: man solle nur die Buchstaben schreiben, die man spreche. Als nun Gueintz mit der Folgerung kommt, dann brauchte man auch nicht *v* neben *f*, *y* neben *i*, *x* neben *gs*, *j* neben *g*, da antwortet Ludwig unwirsch (S. 265): «Wo fehler im aussprechen sind, sollen sie die gelehrten weisen und bessern, auch nicht verhehlen, sonsten behielten sie die Kunst alleine im Kopfe.» Ja, wie wollte denn der Fürst *v* und *f*, *y* und *i* (es handelt sich nur um die Diphthonge *ey*, *ei*) *x* und *gs* in der Aussprache unterscheiden? In der Frage der Konsonantengemination ist er inkonsequent. Im Auslaut will er sie als Bezeichnung des Ursprungs zulassen, aber nicht im Inlaut, «da der ursprung aus dem verstande doch ohne das leichte kan genommen werden», d. h., man sollte etwa *Gott*, aber *götlich* schreiben. Nun zieht sich Gueintz auf den Gebrauch zurück: «Unterdeß, daß mich fast zurück helt, vnd behutsam zu verfahren anmahnet ist: wan fast alles im schreiben solte geendert werden, würde man den alten vorschreiben müßen, wie sie hetten schreiben vnd reden sollen, da wir doch schreiben, reden vnd anders von ihnen erlernt» (S. 268). Aber Ludwig läßt in seinem Reformeifer keine Autorität gelten, selbst die der Lutherbibel nicht. In ihr finde man viele Druck- und Sprachfehler, so heiße es in den Zehn Geboten *du solt* statt *du solst* (S. 269). Wir werden ihn bald anders reden hören.

Diese Streitigkeiten fallen alle in die ersten drei Monate des Jahres 1644. Die Arbeit an der Orthographie dauerte aber das ganze Jahr über. Erst am 31. Dezember scheint Gueintz das von ihm für druckfertig gehaltene Manuskript nach Köthen geschickt zu haben (S. 270). Auch jetzt wurde über den Text noch beraten. Wir erfahren aus einem Briefe Dietrichs von dem Werder, daß kurz vor dem 20. April 1645 bei einer Zusammenkunft vieler Gesellschafter

über eine orthographische Frage disputiert wurde (S. 173, vgl. auch S. 271, Nr. 21).

Inzwischen hatte nicht nur Harsdörfer bei Übersendung des vierten Teils der Gesprechspiele etwas spitzig an den Fürsten geschrieben (S. 330, ddo. 26. April 1644): da die Feststellung der Orthographie noch nicht erfolgt sei, so habe er «inzwischen sich nicht unterfangen wollen, einer unbekanten Mundart nachzuahmen, oder selbe mit der seinen zu vermischen», sondern es hatte auch Schottelius vor der Öffentlichkeit das Wort ergriffen. In der Vorrede seiner Verskunst[1] (C_8) tut er dem teutschliebenden Leser kund, daß die Orthographie «nach Anweisung der unfehlbaren Einsilbigen Gründen unserer Muttersprache» beobachtet worden sei. In der Schreibung herrsche Uneinigkeit. Einige hielten es mit dem «beliebten Gesetzlosen, und nach eines jeden Einfällen geordneten Gebrauch», andere mit der Aussprache. Er steht auf Seite derer, die «für eine untriegliche Anleitung und Richtschnur, die grundfeste, richtige, durchgehende, Einsilbige Theilung aller Teutschen Wörter und Silben» halten. Man möge nicht vorschnell abfällig urteilen, sondern erst «vernehmen, was vor grundmeßiger behaubtung dieser Richtigkeit (welche durchgehend, lieblich, und eine Uhrsache sein kann, alle dem zweifelhaften Wesen und ungewisser Deuteley abzuhelfen), gelahrte Teutschliebende Männer in kurtzen öffentlich hervorgeben und beweisen werden».

Das klang wie eine Herausforderung. Entweder meinte Schottelius mit den gelahrten Teutschliebenden Männern die Fruchtbringende Gesellschaft, dann war ihrer Entscheidung ungebührlich präjudiziert; oder er meinte sie nicht, dann war ihre Autorität verworfen und alles, was sie abweichend von Schottels Meinung feststellen würde, von vornherein mit dem Ekelnamen der Deutelei belegt. Dazu

[1] Schottelius sandte am 4. Februar 1645 die Verskunst an Ludwig (S. 295). Am 21. Februar schrieb Ludwig an Hille, er habe das Buch erhalten, gelesen hatte er es noch nicht (S. 202). Hille scheint aus dem Brief den Vorwurf herausgehört zu haben, daß das Buch nicht vor dem Druck vorgelegt wurde (S. 203). Am 17. März bemerkt der Fürst in einem Brief an Polhelm (S. 49), in Schottels Werk sei «zwar viel gutes dinges doch auch noch etwas mangel drinnen».

kam, daß Zesen mit seiner erzketzerischen Orthographie hervortrat. Am 4. Mai schickte Ludwig Gueintz das von den Gesellschaftern verbesserte Manuskript zurück, trug ihm auf, es noch einem Gesellschafter zur Durchsicht zu geben, und erklärte die baldige Drucklegung für wünschenswert unter anderm, weil «nicht alleine vom Spielenden und Clajo in Nürnberg und dan von dem Suchenden zu Braunschweig unterschiedene Neue und sich übel schickende schreibarten wollen aufgebracht, sondern auch vornemlich noch eine fremdere und ungewöhnlichere von Zäsio eingefüret werden, wie aus seiner verdeutschung des Ibrahims Bassa und der Bestendigen Isabellen wundergeschichte in diesem Jhare zu Amsterdam gedruckt, zu ersehen». Zugleich wird eine nochmalige Unterredung verlangt, für die schließlich der 12. Mai bestimmt wird (S. 271, 273).

99. Im Spätsommer 1645 erschien endlich «Die Deutsche Rechtschreibung, Auf sonderbares gut befinden Durch den Ordnenden verfasset, Von der Fruchtbringenden Geselschaft übersehen, und zur nachricht an den tag gegeben».[1] Sechs Siebentel des Buchs werden von einem Wörterverzeichnis eingenommen; es enthält beinahe nur Homonyme oder Homoionyme. Gueintz hebt auch ausdrücklich hervor, daß das Schreiben einen Vorzug vor dem Reden habe «wegen der vielfältigen wörter, die einen zwiefachen und zweifelhaftigen der rede nach, aber einen richtigen und deutlichen verstand geben, wan sie geschrieben werden».[2]

Der eigentliche Text trägt deutlich die Spuren seiner Entstehung. So manche Bemerkung, die eigentlich mit der Orthographie nichts zu tun hat, ist aufgenommen, weil ihr Inhalt Gegenstand des Streits in der Fruchtbringenden Gesellschaft gewesen war.

---

[1] Ich zitiere nach der zweiten Auflage von 1666.

[2] Bl.)(3a. — Will man diese Anschauung gerecht beurteilen, so muß man bedenken, wie viele Laute in den mitteldeutschen Dialekten zusammengefallen waren: gerundete und nicht gerundete Vokale, stimmhafte und stimmlose Geräuschlaute, teilweise auch *j* und *g*. Daß die Schrift die alten Unterschiede fortführte, mußte dem nicht historisch geschulten Geist unter den Gesichtspunkt der Homonymenunterscheidung fallen.

Den Weisungen Ludwigs hat sich Gueintz zum Teil gefügt, Konsonantengemination vor Konsonant wird im allgemeinen verworfen, dagegen im Auslaut zugelassen. Aber sie wird auch im Inlaut gefordert, wenn durch sie eine Unterscheidung von Homonymen zustande kommt: *lasst* = *lasset*, aber *last* «onus». Und es findet sich die Bemerkung, es sei unmöglich, daß kein Buchstabe «solte müßig seyn, oder ruhen»[1], was doch eben so sehr Ludwigs anfänglichem phonetischen Radikalismus zuwiderläuft, wie Harsdörfers siebenter Regel im 145. Gesprächspiel, gegen welche der Satz zunächst gerichtet ist.[2]

Die Befehdung Harsdörfers und Schottels ist allenthalben deutlich. Jenem hatte Ludwig in einem Brief vom 24. Januar 1645 (S. 334) die Form *der Nehrender* vorgerückt und eine Regel mitgeteilt für die Behandlung des *-er* nach dem Artikel, die sich auch gegen die Schottelschen Pluralformen wie *Mördere* kehrt. Diese Regel, die von Dietrich von dem Werder herrührt, ist mit ihrer wunderlichen Zusammenkopplung von Substantiv- und Adjektivformen zum Teil wörtlich in die Rechtschreibung übergegangen, in die sie doch gar nicht gehört.[3] Die Lehre, daß der Imperativ das Stammwort sei, wird S. 20 ausführlich bekämpft, und im Wörterbuch, an wenig passender Stelle, die Berechtigung einsilbiger Imperativformen, so weit es nur möglich war, eingeschränkt.[4] Namentlich die «Stamm-

[1] Unter *literae quiescentes* verstand die hebräische Grammatik Buchstaben, die nicht gesprochen wurden.

[2] Harsdörfers Regel lautet: «Alle Buchstaben sollen deutlich und vernemlich geschrieben und außgesprochen werden, und derselben keiner müssig seyn oder ruhen». Die Rechtschreibung lehrt S. 11: «Alle Buchstaben sollen deutlich geschrieben, und vernehmlich ausgesprochen werden». Darauf folgt die oben zitierte Einschränkung.

[3] Gueintz rettet sein grammatisches Gewissen durch den Einschub des Satzes «dieses aber gehöret auch zu der Sprachlehre».

[4] S. v. *Axt* wird nämlich gelehrt, daß das «kurtzeste» *e* am Ende «bisweilen gar gelinde und geschwinde ausgeredet und gelesen wird». So z. B. in *axt* für *axte*, «welches den in der gebietungsweise des Zeitworts auch oftmals anzumercken, als *birg dein antlitz nicht für mir*, an stat *birge*; *Treib* für *treibe*, und dergleichen, doch so man das *e* in reimen darbey lassen kan, ist es besser und zierlicher, es folgete den der selblaut drauf».

wörter» sind für Gueintz das rote Tuch. Er ist in seiner Polemik unverständig und zugleich unverständlich für den Leser, der nicht anderswoher wußte, gegen wen da losgezogen wurde.[1]

Aber von der Gegenpartei, der man Eigendünkel vorwarf[2] und deren Führer die niedersächsische Herkunft vorgerückt wurde[3], hatte man doch auch mancherlei gelernt. Namentlich, daß man sich über die Prinzipien klar werden mußte, wenn man ein Lehrgebäude der Orthographie aufrichten wollte. Es ist nur eine, durch die Tendenz der «Rechtschreibung» geforderte Erweiterung der zweiten Harsdörferschen Regel (vgl. oben **97**), was den eigentlichen Vorschriften vorangestellt wird (S. 7): «Schliessen demnach mit wenigen von der Recht-schreibung, davon wir anietzo etwas handeln wollen, das zum 1. zu sehen auf den Ursprung und Stamm des Wortes, woher dasselbe der vermutung nach entstanden. Dan fürs 2. auf die Aussprechung desselben. Welchen dan zum 3. die Gewonheit, folgen sol und wil, wo sich nicht gegen jene beyde

---

[1] «Es kan zwar einem ieden alles nicht gefallen, weil auch einem andern nicht alles gefället. Unter andern aber kommet anfänglich zu bedencken für, ob man sich nach den Stamwörtern, so noch nicht alle erfunden, nicht alle beliebet, in allen zurichten habe? Seyn müssen sie, aber welche, und wieviel, können auch andere sprachen, die schon gleichsam von anfang der Welt gefasset, für gantz gewis nicht ausgeben, weil in allen nur ein mutmassen, und das meinen das fürnehmeste scheinet» (S. 3 f.). Als ob man zur Durchführung der orthographischen Forderungen Schottels tiefsinnige etymologische Forschungen brauchte!

[2] «Es mögen andere, derer geist alles genauer suchen wil, das jenige, was ihnen gewisse bewehrte gründe, so sie erforschet, weisen, lehren: hier ist auf der Sprache kündigsten vernünftiges gutachten, darbey billich und fürnemlich mit zu sehen, alles gesetzet.» Widmung, Bl. 5a.

[3] «Andere mögen es zwar von andern herziehen (nämlich als von Luther und den Reichsabschieden): aber es ist alt, nicht mehr üblich, nicht verständlich. Wie dan auch derenthalben das alte Sachsen Recht von den ietzigen Rechtsgelärten erkleret worden, das gleich wie viel arten zu reden, also uns auch viel wörter gantz unbekant und undeutsch deuchten» (S. 5 f.). «Und wan wir so reden wolten und schreiben, wie die alten Sachsen, so weren wir nicht die ietzigen zierliche hoch Deutschen» (S. 8).

wiedrigkeit, oder etwas ungereimtes findet.» Durch die Voranstellung der Prinzipien nimmt die «Rechtschreibung» einen hervorstechenden Platz in der Entwicklung der orthographischen Systematik ein. Vgl. Kap. 11.[1]

Wie nun aber die drei Prinzipien sich zueinander verhalten, das hatte man nicht genügend durchdacht. Gegen den Gebrauch, der den Regeln nicht zuwiderlief, hatte ja auch Harsdörfer nichts einzuwenden; von diesem guten Gebrauch sollte man ja ohne gute Ursachen nicht abweichen. Die Rechtschreibung, die so großes Gewicht auf die Gewohnheit legt, hätte doch hier sagen müssen, in welchen Fällen der Gebrauch die einzige Erkenntnisquelle für die richtige Schreibung sei. Auch die einleitenden Bemerkungen mit ihrem Lob Luthers und der Reichsabschiede sagen nichts darüber: «Also hat man bis anhero in der meinung gelebet, das die Deutsche sprache von Luthero rein geredet, fast wolgeschrieben, und das sie in Reichs Abschieden am besten in acht genommen worden» (S. 4). «Lutherus ist billich der Deutschen sprache in Kirchen Sachen Urheber, die Reichs Abschiede in Weltlichen dingen die Haubtbücher, Wie wol bey beyden, weil sie von eintzelen Personen aufgesetzet, auch zu der Zeit, so wol als ietzo, die Schreiber und Drucker oftmahls gefehlet, noch viel erinnerungen, was die Rechtschreibung betrifft, zu thun seind» (S. 5). Ist man überhaupt befugt, an der Schreibung Luthers und der Abschiede Kritik zu üben, inwiefern kann sie dann als Norm gelten? Und wie, wenn Luther und die Abschiede einander widersprachen? Ferner: im Wörterverzeichnis werden sehr oft Belege aus der Lutherbibel angeführt; aber welche Ausgabe als maßgebend zu betrachten sei, das hat Gueintz verschwiegen. Und doch hätte er wissen müssen, daß die Orthographie fortwährend

[1] Bei Harsdörfer ist übrigens die Verbindung der einzelnen Lehrsätze viel besser. Regel 1 definiert die Rechtschreibung; sie bestehe «in dem, daß ein jedes Wort mit seinen eigentlichen Buchstaben, und mit derselben keinem zu wenig oder zu viel verfasset werde». Daran anknüpfend erklärt Regel 2, woher die eigentlichen Buchstaben gelernt werden. Bei Gueintz steht die Definition der Rechtschreibung, die beinahe wörtlich mit der Harsdörfers übereinstimmt, abgetrennt von der Erörterung der Prinzipien an einer etwas späteren Stelle.

verändert wurde. Dazu kommt noch folgendes: S. 25 heißt es, «das diese rechtschreibung meistentheils nach dieser mundart in den Ober-Sächsischen, Meisnischen, Magdeburgischen und Anhaltischen Ländern, wie sie an Chur- und Fürstlichen Höfen, auch in etzlichen fürnemen, und wegen ihrer lieblichen ausrede berühmeten städten gebräuchlich, eingerichtet worden». Hier drängt sich wieder die Frage auf: wie verhält sich diese Norm zu der Schreibung Luthers und der Abschiede? Auch in der Orthographie kann man nicht zweien Herren dienen.

Die Bemerkung auf S. 25 kommt der Wahrheit näher als die Berufung auf die Autorität Luthers.[1] Die Rechtschreibung stellt einfach dar, was die Herren von der Fruchtbringenden Gesellschaft für richtig hielten oder, wie es Gueintz schwülstiger ausdrückt: «hier ist auf der Sprache kündigsten vernünftiges gutachten, darbey billich und fürnehmlich mit zu sehen, alles gesetzet».

Immerhin kann man das Buch als einen Versuch, Einheitlichkeit herbeizuführen, gelten lassen. Aber ungebührlich ist die Anmaßung dieser der rationalisierenden Richtung Schottels so feindlichen Schrift, ihre einzelnen Entscheidungen auch vernünftig zu begründen. Widersprüche sind zahlreich.[2] Und vollends unleidlich wird sie, wenn

[1] Gegen den Gebrauch der Bibel von 1545 verlangt Gueintz *ü* in *lügen, Würde, würdig*; *ö* in *Löwe, zwölf*; während *e* in *Helle, schwehren* bleibt. In der Anwendung der Dehnungszeichen herrscht teilweise auch in den alten Bibelausgaben Schwanken. *ä* haben die alten Drucke überhaupt nicht. Dazu kommen die regelmäßigen und sicher bewußten Abweichungen: die Trennung von *u — v, w*; von *i — j*; die Verwerfung des *mb*. Ausdrücklich wird der Gebrauch der Majuskeln für alle Substantiva in der Deutschen Bibel konstatiert, aber als nicht verbindlich bezeichnet.

[2] Da wird breit bewiesen, warum es nicht nötig sei, die Länge durch *h* zu bezeichnen, «ausser da es der unterscheid oder das stamwort erfodert». Natürlich: Harsdörfer hatte in seiner Regel 9 die harmlose Bemerkung gemacht: «Die langen werden vielmals mit dem Buchstaben *h* bemerkt». Aber wann das Stammwort es «erfodert», wird nicht verraten. Und S. 78 heißt es «*Hahme* .... mit dem' *e* und langen *a*, und wird darüm am besten mit dem *h* in der mitte geschrieben». S. 85: *Jahr* werde von einigen mit *aa* geschrieben, «weil aber das *h* andeutet, das die sylbe lang sey, so ist es besser mit dem *h*». S. 119: «*Saat* mit dem gedoppelten

sie ihren phonetischen Unsinn nicht ohne gelehrte Verbrämung zur Schau stellt.[1]

Der Gehalt der Regeln ist viel dürftiger als in der drei Jahre früher erschienenen Orthographie Bellins (**108**), die doch auch nur den Gebrauch darstellen wollte. Die Vorliebe Gueintzens für die Dichotomie kommt auch in diesem Buch zum Ausdruck.

Eine gewisse Verbreitung muß die Rechtschreibung gehabt haben, denn sie wurde 1666 und 1684 wieder aufgelegt.

100. Am 17. August schrieb Harsdörfer an Ludwig, viele nähmen an der Fruchttragenden «unterschiedlichen Schreibarten» Ärgernis. Um dem abzuhelfen sei Schottelius bereit, vor Wiederauflegung seiner Sprachkunst mit Gueintz oder andern Sachverständigen über die Streitpunkte zu verhandeln. Die Streitschriften sollten dann einem Ausschuß vorgelegt werden und Ludwig die endgültige Entscheidung fällen. Dabei kann er sich aber die Bemerkung nicht versagen, daß in Nürnberg und Ulm die meisten Gelehrten Schottels Sprachkunst in der Hauptsache für

---

aa, weil es lang ist». Fortwährend sollen ähnliche Worte in der Schrift unterschieden werden, aber dann wird in einer besondern Regel gelehrt, daß *das*, sei es nun Pronomen oder Konjunktion, immer mit einfachem *s* geschrieben werden solle: «Dan der Verstand in der rede an sich selbsten gibet, was das Wort eigentlich bedeutet, man auch aus der rede nicht vernehmen kan, was es für ein *s* sei». In der Konjunktion *den* zwei *n* zu schreiben, sei unnötig, weil man sie nicht ausspreche. S. v. *bescheren* wird gesagt, daß es in allen Sprachen gleichgeschriebene Homonyma gebe, «weil in allen sprachen mehr dinge, als wörter sind». Als ob man die beiden *bescheren* nicht durch Einführung eines Dehnungszeichens hätte unterscheiden können!

[1] «*C* wird niemals im Deutschen in der mitte oder am ende ohne *h* oder *k* gebrauchet. Weil es zu scharff, und wieder der Sprachen liebligkeit» (S. 17). «*K* wird niemals am ende ohne *C* gebrauchet, auch niemals gedoppelt. Um der ursache willen, weil es etwas zu schwer im aussprechen; und doch nichts anders als ein *C* im Lateinischen ist, wie aus dem Griechischen zu sehen» (S. 18). «Das *Z* wird fast niemals ohne ein *t* in der mitten und am ende gebrauchet. Dan mans sonst nicht leichtlichen aussprechen könte» (S. 18).

richtig hielten, dem Ordnenden (Gueintz) dagegen niemand beipflichten wolle (S. 341).

Am 19. September beantwortet Ludwig den Brief. Er übersendet zugleich die Rechtschreibung, «wie sie, dieser örter Mundart nach, eingerichtet». Er spricht die Zuversicht aus, daß Schottelius sich ihr anbequemen werde. Wolle Schottelius über einen oder andern Punkt der Sprachlehre mit Gueintz in Briefwechsel treten, so sei ers zufrieden. Mit geringer Sach- und Menschenkenntnis fügt er hinzu, er glaube, «die sache sey nicht weitleuftig, und beruhe vornemlich in samlung der Stamwörter, wan die vorhanden, wird sich der ausschlag leichtlich finden und dan die Sprachlehre und Rechtschreibung volkömlicher können eingerichtet werden» (S. 343f.).

Vier Tage später schickte Ludwig das Buch an Schottelius mit einem Brief ähnlichen Inhalts (S. 296). Schottelius erklärte darauf am 7. Oktober sich bereit, die zweite Auflage der Sprachkunst in Köthen erscheinen und vor dem Druck begutachten zu lassen. Mit Freuden nahm er die Anregung auf, daß ein deutsches Wörterbuch verfertigt werde (S. 296f.).[1]

Ludwigs Hoffnung, daß Schottelius und Harsdörfer sich fügen würden, schlug fehl. Am 1. November schrieb zwar Harsdörfer, er werde sich dem anbequemen, worüber Schottelius und Gueintz sich vergleichen würden. Aber er fügte hinzu: «Der größte Streit wird seyn, wegen der Stammwörter wesentlichen Buchstaben, ob solche durch die vor- oder nachsylben können vermindert, oder verändert werden? In allen anderen Stücken wird der Suchende gerne weichen» (S. 346). Das klang entgegenkommend, war aber das Gegenteil. Denn die andern Stücke betrafen, von Kleinigkeiten abgesehen, einzig und allein das *ck*.

---

[1] Es ist nicht unmöglich, daß der Brief Ludwigs vom 23. September zugleich die Antwort auf einen verlorenen Brief Schottels ist. Darauf deutet die Rechtfertigung der «lateinischen Ordnung» in der Sprachlehre, womit nur Gueintzens Grammatik gemeint sein kann Diese Rechtfertigung scheint einen Angriff vorauszusetzen. So wäre es auch möglich, daß die Anregung zu einem Wörterbuch von Schottelius ausgegangen war. Allerdings war dies aber auch ein alter Wunsch Gueintzens; vgl. S. 245.

Tatsächlich sandte Schottelius am 5. Dezember dem Fürsten eine Denkschrift über die Abfassung einer Grammatik und eines Wörterbuchs ein, die die alten Grundsätze in scharfer Formulierung wiederholte (S. 298ff.). Und am 17. Dezember kündigt Harsdörfer an, daß er ein lateinisches Werklein, Specimen Philologiae Germanicae betitelt, druckfertig liegen habe (S. 349). Es war, wie wir sehen werden, zum guten Teil eine Streitschrift gegen Gueintz und seine Rechtschreibung.[1]

Ungefähr um dieselbe Zeit war Harsdörfer in einen Briefwechsel mit Gueintz eingetreten.[2] Sein erster Brief und Gueintzens Antwort vom 11. Januar 1646 sind uns nicht erhalten. Am 31. Januar repliziert Harsdörfer (S. 349ff.). Höflich, aber scharf weist er die wesentlichsten Aufstellungen der Rechtschreibung zurück. Von den drei Prinzipien der Orthographie: Ursprung, Aussprache und Gewohnheit, waren die ersten beiden aus Harsdörfers 145. Gesprächspiel herübergenommen. Jetzt hat er in einem Punkt seine Meinung geändert. «Wan wir zu einem grund setzen die ausrede, so können wir der sachen nimmermehr eins werden; maßen eine iede mundart etwas besonders füret.» Die Gewohnheit aber «sagt zwar, was zu geschehen pfleget, darvon die frage nicht ist, sondern was geschehen

[1] Schon am 23. September (S. 344), in einem Briefe, der sich mit Ludwigs Schreiben, das die Rechtschreibung begleitete, gekreuzt haben muß, teilt Harsdörfer mit, er sei «gesinnet in Lateinischer Sprache Specimen Philologiae Germanicae zu verabfassen, in welchem von alterthum, und Vergleichung der Teutschen und Ebraischen Sprache, zu lesen seyn wird; etlichen Mißgünstigen zu begegnen, welche mich beschuldigen, daß ich die Jugend von dem Latein und Studiren abführe, und zu dem Teutschen alleine verleite». Es ist nach diesen Worten unsicher, ob er schon damals, bevor er die Gueintzische Rechtschreibung gesehen hatte, beabsichtigte, die orthographische Frage aufzurollen. Und bei Übersendung des Specimen sagt er ausdrücklich, es sei unter anderm durch Ludwigs Begleitschreiben (vom 19. September) angeregt worden (S. 354).

[2] Ludwigs Brief an Gueintz S. 300f. setzt einerseits den Empfang der Schottelschen Denkschrift vom 5. Dezember, anderseits einen Brief Harsdörfers an Gueintz voraus. Ludwigs Bemerkungen hat Gueintz in dem verlorenen Brief vom 11. Januar verwertet; vgl. S. 350.

sol». Die Rechtschreibung hatte nachdrücklich die Autorität Luthers vertreten. Auch sie läßt Harsdörfer nicht gelten. Erstens habe Luther den Gebrauch seiner Zeit befolgt, dann — und hier legt Harsdörfer den Finger auf den wunden Punkt — sei die Orthographie seiner Werke nach und nach durch die Setzer verändert worden. Überhaupt sei Luther der deutschen Sprache Cicero, aber nicht Varro, ein Redner, aber kein Sprachlehrer gewesen. «Seine wort sind unwidersprechlich für angenehm zu halten, aber derselben schreibung ist deswegen nicht richtig.» Es bleibt also nur das erste Prinzip. «Woher sol man dan eine gewisheit in verfaßung der Sprachlehre ergründen? Aus anfürung deroselben Stam- oder wurtzelwörter, der Vor- und nachsilben, benebens den bey und fugwörtlein, durch richtige anführung dieser haubtstücke werden die lehrsätze gemachet, und ist der beste unter denselben, welcher am meisten unter sich begreift.» Es sind das dieselben Gedanken, die kurz vorher Schottelius in seiner Denkschrift ausgesprochen hatte.[1]

Diesen Brief legte Gueintz dem Fürsten vor. Ludwig war entrüstet. Alles, was Harsdörfer vorbrachte, bestritt er. Vor zwei Jahren hatte er selbst an Gueintz geschrieben, daß in Luthers Schriften viele Druck- und Sprachfehler wären; jetzt ruft er aus: «Luther hat reiner in der Bibel geschrieben und geredet, als kein Francke, Schwabe, Oesterreicher, Reinländer und NiederSachse, auch mancher Meissner, nie gethan noch thun wird.» Seine Bemerkungen, die wohl Gueintz Material für seine Antwort an die Hand geben sollten, schließt er mit den erregten Worten: «Rationem nostrae linguae müssen wir ex hodierna nostra consuetudine et pronuntiatione nemen, und daraus die regeln machen, die auf keinen andern grund gehen können, das haben Varro und andere Grammatici auch gethan, und ist es den alten und neuen sprachlehrern nicht zuwider, wol aber den neuen einbildungen. Wan die nicht ihre Mundarten wollen zu rechte bringen, so können wir nichts

[1] Daß Harsdörfer die «bey- und fugwörtlein» als besondere Gruppe anführt, erklärt sich dadurch, daß er diese Partikeln wegen ihrer Unfähigkeit zur Komposition nicht als Wurzeln ansah; vgl. S. 360 f. und Bellinsche Sammlung, 14. Sendeschreiben.

thun, ihre grundrichtigkeit mögen sie lassen ausgehen, und den sehen, wie es werde geschetzet und aufgenommen werden» (S. 352ff.).

101. Am 6. April 1646 sandte Harsdörfer dem Fürsten das angekündigte Specimen Philologiae Germanicae ein (S. 354). Das Buch behandelt in zwölf Disquisitiones allerlei Gegenstände der allgemeinen und der deutschen Sprachwissenschaft. Das Hauptgewicht legte Harsdörfer auf die 7. und die 10. Disquisitio. In jener suchte er die große Ähnlichkeit des Deutschen mit dem Hebräischen nachzuweisen, sowohl nach der materialen (d. h. lexikalischen), als der formalen (d. h. grammatischen) Seite. Dabei verficht er den Satz, daß in beiden Sprachen die Nomina von den Verben herstammen, und findet eine Bestätigung der Schottelschen Imperativtheorie in der analogen Lehre einiger hebräischer Grammatiker.

Die 10. Disquisitio entwickelt die Prinzipien der Orthographie. «*Orthographia nostra nititur ratione vel autoritate*» (S. 206). Die *rationes* werden in sechs Arten geteilt. «*Nituntur autem omnia autoritate, de quibus nulla ratio ex superioribus dari potest*» (S. 211).[1] Die *autoritas clarorum scriptorum* ist entweder *certa*, an sie habe man sich unverbrüchlich zu halten; oder *ambigua, quae inter ipsos doctos controvertitur, et in qua cuique integrum est alterutram scripturam citra reprehensionem sequi.* Die Aussprache sei kein Prinzip der Orthographie, denn sie ändere sich fortwährend und sei auch nach den Mundarten verschieden. Welche Mundart aber die beste sei, darüber werde man sich nie einigen. Die Aussprache sollte sich vielmehr nach der Schrift richten (S. 221).

Man mag gegen Harsdörfers Formulierung des rationalen Teils der Orthographie manches einwenden und seine Ansichten über das Verhältnis der Aussprache zu den Regeln und der Autorität unklar finden, aber das Verdienst bleibt ihm, die Grenzlinie zwischen *autoritas* und *ratio* scharf

---

[1] Vgl. auch S. 219: «*Orthographia, vel Rectiscriptio Germanicae Linguae nititur Ratione, ex Genio, ejusque proprietatibus petita; quâ deficiente dicimus recurrendum ad Consuetudinem et consensum Classicorum Autorum, veluti rectae consuetudinis firmum fundamentum*».

gezogen zu haben, schärfer als Schottelius in seiner lateinischen Denkschrift vom 5. Dezember 1645.

102. Über das Specimen wurden nun wieder Briefe gewechselt; vgl. Ertzschrein, S. 356ff. Der tiefste Grund des Gegensatzes zwischen Harsdörfer und seinen Gegnern wird dadurch verdunkelt, daß die Diskussion alle Augenblicke auf Nebengeleise gerät. Abgesehen von dem Hinundhergerede über das Verhältnis des Deutschen zum Hebräischen und Lateinischen kommt da die Theorie der Stammwörter in Betracht.

Für den deskriptiven Grammatiker ist das Stammwort — das Thema der griechisch-lateinischen, die Radix der hebräischen Grammatik — ein Hilfsbegriff, ein Mittel zur Darstellung der Formen- und Wortbildung, seine Wahl eine Frage der Zweckmäßigkeit. Es ist vielleicht nützlich, daß das Thema den gleichbleibenden Kern einer Wortsippe darstelle, daß es alle gemeinsamen und nichts als die gemeinsamen Laute enthalte. Ob sich in einer Sprache eine individuelle Wortform von dieser Beschaffenheit findet, ist eine reine Tatfrage. Insolange Harsdörfer auf dem Boden der grammatischen Praxis blieb, war er vollkommen berechtigt zu verlangen, daß man die Natur jeder Sprache berücksichtige, zu erklären, daß die Regel aus der Mehrzahl der Fälle abstrahiert werden müsse, und sich dagegen zu verwahren, daß man gegen Schottels Imperativtheorie die wenigen Verba ohne Imperativ ins Feld führe. Wenn Gueintz da mit dem Einwand kommt, daß man es nicht anders machen dürfe als die Griechen und Römer, weil ihre Grammatik älter sei als die hebräische und deutsche, so spricht aus ihm eben der unbelehrbare Mann des Herkommens; begreiflich war es allerdings, daß der alte Ratichianer zäh an dem Grundsatz festhielt, daß alle Grammatiken auf einen Schlag gemacht werden sollten, weil man so leichter von einer Sprache zu der andern geführt werden könnte.

Aber Harsdörfer überschritt die Grenzen der Didaktik, wenn er im Specimen S. 141 die Imperativtheorie damit begründet, daß *composita fieri debent ex simplicibus, ut truncus a radice, numerus ex unitatibus, germen ex semine.* Der Keim entsteht nicht aus dem Samen, weil es uns bequemer ist, uns den Bau der Pflanze so vorzustellen,

sondern unabhängig von unserer Willkür. Verwechselte man aber einmal die subjektive Zweckmäßigkeit mit der objektiven Notwendigkeit, spielte man mit dem Worte «früher», gegen dessen Amphibolie schon Aristoteles Warnungssignale ausstecken mußte, dann war der wortspielenden Scheinphilosophie die Tür geöffnet. Wie Harsdörfer den Satz *quo quid simplicius, eo etiam est prius* ins Treffen führt (Specimen, S. 141), so kann Gueintz sich (Ertzschrein, S. 368) auf seine Ausführungen in der Rechtschreibung beziehen, wo gegen die Imperativtheorie eingewandt worden war, es sei unvernünftig zu behaupten, «das von der andern Person die erste in allen kommen solte».

Wäre Harsdörfers Geist beweglicher gewesen, er hätte die wichtigsten orthographischen Positionen halten können auch unter Preisgabe der angefochtenen Schottelschen Stammtheorie. Die etymologische Silbenteilung und die Verdopplung der Konsonanten vor konsonantisch anlautenden Bildungselementen ließen sich verteidigen, auch wenn man nicht alle Stammwörter für einsilbig und den Imperativ nicht für den Stamm des Verbums und seiner Sippe erklärte. Man mußte nur statt mit den Stammwörtern mit dem auch dem 17. Jh. nicht unerreichbaren Begriff der Stammsilbe[1] operieren. Daß etwa in *reissen* die Silbe *reiss* die Radikalbuchstaben darstellt, hat auch Gueintz nicht bestritten, der ja in *reisst* die Verdopplung des *s* der Unterscheidung von *reist* zuliebe beibehielt und die etymologische Gemination, wie wir vermutet haben (**98**), ursprünglich überhaupt anwenden wollte.

Hätte man von Radikalbuchstaben gesprochen, so hätte man erkannt, daß die Frage einfach war, ob es zweckmäßig sei, so zu schreiben, wie Harsdörfer wollte, oder nicht. Berührt hat ja Gueintz die Frage der Zweckmäßigkeit, aber nur nebenher[2], und Ludwig glaubte einen großen

[1] Harsdörfer spricht ja selbst gelegentlich von *Litterae radicales*, «Stammletteren», z. B. Specimen, S. 140. Zesen, der nichts von Schottels Einsilbigkeitstheorie hielt, wollte doch *lib - e, fál - en* teilen.

[2] «Endlich ist auch ein anders, die Stambuchstaben aussuchen, wie bey den Hebräern, und ein anders die wörter zertheilen was die Rede vnd das schreiben anbelanget, Jenes ist nötig, dieses nicht nüze.» Ertzschrein, S. 369.

Trumpf gegen Harsdörfers Silbentrennung *kling-en* auszuspielen, wenn er die Vermutung hinwarf, das Stammwort möchte nicht *kling*, sondern *klang* sein.[1]

Aber freilich, für Schottelius, auf dessen Lehren Harsdörfer eingeschworen war, ist nun einmal das System einsilbiger Stammwörter, Vor- und Nachsilben das Netz, in dem die Sprachrichtigkeit eingefangen wird, das Mittel, sie unabhängig vom Gebrauch zu finden. Und diese deduktive, räsonnierende Richtung war Gueintz in der Seele zuwider, und sie war es ihm vor allem deshalb, weil der kühne Niedersachse, der seine Zunge nicht nach der Meißner Art gewöhnt hatte, es wagte, auf seine Grundrichtigkeit pochend dem feststehenden obersächsischen Gebrauch zu widersprechen.

Damit ist der innerste Kern der Uneinigkeit bloßgelegt, die verschiedene Auffassung vom Wesen der Schriftsprache. Daher kommen Harsdörfers Sticheleien auf das Meißnische[2], Ludwigs entrüstete Antworten[3] und die Angriffe auf

---

[1] Ertzschrein, S. 353.

[2] Vgl. namentlich Ertzschrein, S. 374: «Es ist aber die Frage: Welche Gewonheit in dem Reden und schreiben für gültig anzunehmen? Viele stehen in dem Wahn die Meisnische art zu reden sey als weibisch, und verzärtelt, der Männischen deutschen Heldensprache gantz entgegen, und loben hingegen die Schlesische, andre halten es mit uns Franken. Wie sich nun in der Mundart nicht zu vergleichen, also wird sich auch die Rechtschreibung schwerlich lassen ausfündig machen.» Harsdörfer führt hier einen Hieb gegen die Bemerkung der Rechtschreibung (S. 25; steht schon in der ersten Auflage): «Ob sich auch wol bey denselben (den Obersächsischen usw. Höfen) etzliche weichliche .... mundarten im ausreden finden, so ist man doch solchen hierinnen nicht, sondern viel mehr der reinesten aussprache und rechtschreibung nachgegangen.»

[3] «Was wegen der Meisnischen art zu reden, als weibisch und verzärtelt der Männischen (alhier besser Mänlichen) deutschen heldensprache gantz entgegen erwenet, und dargegen die Schlesische und Fränckische art gelobet, und es mit ihr gehalten wird, das lesset man alles an seinen ort gestellet; Man wird hierunter keinem zu nahe sein, weil doch einem ieden seine weise am besten gefellet. Alleine ist dieses gleichwol darbey zu wissen . . ., das man bey der fruchtbringenden geselschaft nicht auf die gemeine landesart, die viel mangels hat, als an andern orten auch ist, gegründet,

Schottels Sprache und Stil.[1] Ohne den Sprachgebrauch kamen ja auch Schottelius und Harsdörfer nicht aus, aber es war eben ein größeres Sprachmaterial, an dem sie ihre grammatischen Künste übten. Die von der Fruchtbringenden Gesellschaft traten dem Anschein nach recht bescheiden auf. Sie richteten ihre Rechtschreibung nach ihrer Mundart ein und wollten den andern nicht verwehren, das Gleiche zu tun. Die Rechtschreibung sollte nicht «allen andern mundarten, an orten und enden, da man deren verhandenen und wolgefasseten grund, noch nicht allerdings innen ist, eine Richtschnure sein» (Blatt)(4b). Gueintz erklärt einmal, man müsse sich in der Reimkunst «auch nach des Landes Art, darinnen man schreibet vnd lebet, vnd nach den Personen an welche man schreibet», richten (Ertzschrein S. 370).

Aber warum nannte man dann das Orthographiebuch der Gesellschaft «die deutsche Rechtschreibung», warum erklärte Ludwig (Ertzschrein, S. 343), Schottelius werde sich zuversichtlich gerne dazu bequemen, warum berief man sich immer wieder auf Luther? Hier schimmert doch deutlich der Anspruch des Meißnischen auf normative Geltung durch. Aber immerhin: Mundart gegen Mundart, das konnte man gelten lassen, man würde sehen, ob Luther nicht reiner geredet und geschrieben habe als irgendein Franke oder Niedersachse[2] jedoch welche Anmaßung, der meißnischen Mundart die deutsche Sprache, den *communis Germaniae Mercurius* mit seiner Grundrichtigkeit gegenüberzustellen!

---

und dasjenige so für weibisch und zärtlich gehalten, oder andern deuchten kan, nicht gut geheissen, sondern vielmehr geflohen wird.» Ertzschrein, S. 376.

[1] *In quibus stylus D^i Schottelii eruditatis* (so statt *eruditatis* zu lesen) *et peregrinitatis arguendus, ex dictis non apparet: alia fortassis nobis cogitata sedent, et insolita solitis loquendi modis non exprimenda.* Ertzschrein, S. 358.

[2] «*Lieb-en* und *hab-en* lesset sicc .... gar nicht hören, viel minder also wol sillabiren und schreiben. Ist es aber die Fränckische oder Nieder Sächsische art, so lasse man sie fort gehen, es wird unausgelachet nicht bleiben.» Ertzschrein, S. 353. «Melissus hat grob geredet nach Pfälzischer gewonheit, darum auch geschrieben.» S. 371.

103. Der wahre Gegensatz der zwei Richtungen tritt sogleich scharf hervor, sobald Harsdörfer es statt mit den schwerfälligen Herren von der Fruchtbringenden Gesellschaft mit dem gelenkigen Geiste Zesens zu tun hat. Dieser gab ihm an Reformeifer und Geringschätzung der grammatischen Tradition nichts nach und teilte seine etymologisierenden Tendenzen. Aber da er den Begriff des Stammworts historisch faßte, war er sich klar über den bloß praktischen Wert dessen, was die deskriptive Grammatik so nannte[1], wenngleich er nicht darauf verzichtete, durch Mißbrauch grammatischer Kunstwörter den Schein eines Parallelismus zwischen etymologischen und Seinsverhältnissen zu erwecken.[2] Harsdörfer hatte in einem Schreiben vom 10. April 1645 auf eine Frage Zesens die alten Gründe für Schottels Theorie der Stammwörter vorgebracht[3]; Zesen stellt ihr in seiner Antwort vom 8. August die seinige gegenüber, sagt es Harsdörfer auf den Kopf zu, daß der Schottelschen Lehre zuliebe die hochdeutsche Sprache vergewaltigt werde und setzt als selbstverständlich voraus,

[1] «Im übrigen würd ihm auch bekant sein, daß fast die meisten der hoch-deutschen sprache stam-wörter entweder vergangen, oder in anderen ihren neben- und unter-sprachen müssen aufgesuchet wärden, und daß man an der jenigen stat, welche vergangen, oder wohl gahr noch nie im gebrauche gewäsen sein, die unfolkomne, oder, wo man die wurzel aus dieser nicht erkundigen kan, doch die folkomne zeit betrachten mus, weil man darinnen den uhrsprung der zweifachlauter . . fünden kan.» Bellinsche Sammlung, H_4b. Vgl. dazu **90.** — Vgl. auch Rosenmând, S. 174ff., namentlich S. 182: «so mus nohtwendig folgen, daß die wörter, so die zeit bezeuchnen, wo sie nicht eher gewesen seind, gleichwohl eher müssen betrachtet werden, als die jenigen, welche die dinge bedeuten».

[2] So sieht er eine Bestätigung seiner Lehre, daß der Stamm zuerst im Präteritum, der «unfolkomnen zeit», demnächst im Partizipium, der «folkomnen zeit», zu suchen sei, darin, daß «es vernunft-mäßig ist, daß die unfolkommene zeit eher als die folkommene, und alle beide widerüm eher sein als die gegen-wärtige, und zu-künftige; ja daß die sachen und dinge allerehrst in und nicht fohr der zeit, viel weniger die wörter, welche die sachen bedeuten, entsprungen sein». Bellinsche Sammlung, G_8a. Ebenso Rosenmând, S. 181 ff.

[3] Bellinsche Sammlung, 14. Sendeschreiben.

daß die Norm des Hochdeutschen der meißnische Sprachgebrauch sei.[1]

104. Die Diskussion im Schoße der Fruchtbringenden Gesellschaft, die im Jahre 1648 bei den Verhandlungen über ein Deutsches Wörterbuch matt aufflackerte[2], war er-

---

[1] «Daß man . . die weise zu gebieten darunter (unter die Stammwörter) rechnen solle, solches würd kein Meisner oder anderer Landsman, der sie nicht alwege eingliederich schreibet, und aus-spricht, zugäben wollen, und ich hab' es denen jenigen, die nicht-gebohrne hochdeutschen sein, und die weise zugebieten allezeit mit eingliedrigen wörtern schreiben wollen, gar leichtlich abmärken können, daß sie selbige fohr wurzeln ansähen. Aber es mus ein ieder, so der Meisnischen und Ober-sächsischen mund-ahrt gewohnet ist, bekännen, daß sie niemahls *lieb, denk, schlag, red, leid (du)* und so fort fohr *liebe, denke, schlage, rede, leide (du)* aus-sprächen oder schreiben . . . . Ja unsere sprache ist eine zeitlang durch die jenigen, welche die eingliedrigen wörter nuhr alein fohr wurzeln gehalten haben, und daher auch die zweigliedrigen eingliederich haben machen wollen, so sehr verderbet und verhärtet worden, daß man sie kaum mehr lesen, oder aussprächen kan. Den Meisnischen ohren, welche die sprache gern lieblich haben, ist solches ganz zu-wider.» Bellinsche Sammlung, 15. Sendeschreiben. Noch schärfer spricht sich Zesen im 8. Sendeschreiben gegen Bellin aus; hier tadelt er auch die der Einsilbigkeitstheorie zuliebe vorgenommenen Verkürzungen von Substantiven wie *sonne, friede.* Auch in einem Brief an Rompler (13. Sendeschreiben), ferner im Helikon[3], M_1a, und im Rosenmând, S. 175ff., kommt er auf die sprachwidrigen Apokopen zu sprechen.

[2] Am 7. Dezember 1647 teilte Harsdörfer dem Fürsten mit, daß Schottelius die Abfassung eines Wörterbuchs aufgegeben habe und seine Sammlungen zur Verfügung stelle. Er erbietet sich zu der Arbeit; als Vorstufe will er die Sammlung der Stammwörter im Anhang des gleichzeitig übersandten zweiten Teils des Poetischen Trichters angesehen wissen (S. 384 f.). Auf diesen Anhang bezieht sich Ludwigs Gutachten, S. 395 ff., das er am 18. März 1648 an Harsdörfer schickte. Er legte es auch andern Mitgliedern der Gesellschaft vor, vgl. S. 394 und den Brief des Mechovius, S. 102. Harsdörfers Denkschrift über die Abfassung des Wörterbuchs, S. 387 ff., ist von Krause unrichtig eingereiht worden; sie gehört einem späteren Stadium der Verhandlungen an. Den Plan, das Wörterbuch allein zu verfassen, hat Harsdörfer jetzt aufgegeben (S. 392) und er nimmt Bezug auf den Hinweis auf Henisch in Ludwigs Gutachten vom 18. März, vgl.

gebnislos geblieben. Mißmutig schrieb Harsdörfer am 16. September 1646 an Ludwig: «Der Ordnende (Gueintz) wil die Gewonheit zu einer Richtschnur, sie sey gleich gut oder böß, richtig oder nicht: Wann dieses gelten solte, so hat aller Streit ein ende, und muß man in dem alten Trab fort fehlen.» Ganz ähnlich hatte er sich am Tag vorher gegen Gueintz selbst geäußert (S. 374). Beide Parteien beharrten eben auf ihrer Meinung. Nur insofern zeigt sich bei Harsdörfer eine Veränderung des Standpunkts, als er später die Aussprache nicht mehr unbedingt verwarf. Der erste Teil seines Poetischen Trichters brachte einen Anhang über die Rechtschreibung, der im wesentlichen die Lehren des Specimen enthält. Aber von der gewöhnlichen Schreibung, der *autoritas* oder *consuetudo* des Specimen, heißt es (S. 130 der 2. Auflage von 1650), daß ihr Grund sei «die wolausgesprochene Rede, oder Mundart, welche von vielen allen Vrsachen vorgezogen wird». Nur folgt dann eben für ihn, daß es mit der Einheit der deutschen Schreibung nichts ist.[1] Bloß das kann er als gemeinsamen Zug der neuern Bestrebungen feststellen, daß man die überflüssigen Buchstaben vermeidet. «Hierinnen aber wollen wir niemand Gesetze geben.» Klingt hier ein Ton der Ermüdung durch, so noch mehr in der Vorrede des dritten Teils des Trichters von 1653.[2]

S. 389 und 397. Die Denkschrift lag aber schon vor, als Gueintz am 5. November (S. 277) und Zesen am 13. November (S. 415) an den Fürsten schrieben. Die Briefe, die Harsdörfer und Ludwig im Jahre 1648 nach dem 14. Mai tauschten, sind verloren gegangen.

[1] «Daher dann leichtlich zu mutmassen, warüm man sich in dieser Sache so gar nicht vergleichen kan. Der Schlesier schreibt, wie er redet, und reimet *u* (so zu lesen statt *a*) und *o* wie H. Opitz sel., weil er *kunst* und *sonst* gleich ausspricht: der Meisner schreibt, wie er zu reden pfleget, zärtlich und reinlich: der Braunschweiger stark und männlich.»

[2] «Diese und dergleichen Sprachkünstige Fragen, sollen die belobte übung [und] verhoffte höchste Vollkommenheit unsere[r] Teutsche[n] Sprache nicht hindern oder zu rucke halten, weil man in solchen Händlen keinen ungezweiffelten Schluß und Beweiß, wie etwan 2 mal 3, 6. und 3 mal 4, 12. ist, ergreiffen kan, sondern bestehet der Entscheid vielmals bey gefassten Wahn, unterschiednen Gebrauch, und in einem unbeständigen leichten be-

Aber der Gegensatz der beiden Richtungen, die in der Fruchtbringenden Gesellschaft durch Schottelius-Harsdörfer und Ludwig-Gueintz verkörpert waren, dauerte fort. In der Praxis stumpfte er sich allerdings ab. Schottels orthographische Grundsätze drangen teilweise durch, um seine grammatischen Forderungen kümmerte sich die mitteldeutsche Literatursprache blutwenig. Die Weiterentwicklung des Problems der Sprachrichtigkeit wird der VII. Abschnitt darstellen. Vorher muß ein Überblick gegeben werden über die grammatischen Arbeiten, die in die Zeit zwischen Schottels und Gottscheds Sprachkunst fallen. Innerhalb dieses Zeitraums können scharfe Grenzen kaum gezogen werden.

VI. Die Grammatiker nach Schottelius.

105. Der mit jeder Auflage wachsende Umfang der Schottelschen Grammatik machte das Bedürfnis nach kürzeren Darstellungen rege; sah sich Schottelius doch selbst am Ende seines Lebens veranlaßt, sein Werk den Zwecken der Schule anzupassen.

Im Jahre 1653 veröffentlichte der Rektor des Gymnasiums zu Mülhausen in Thüringen, Johann Girbert, der bereits einige Jahre früher eine Orthographie geschrieben hatte[1], Die Deütsche Grammatica oder

---

wegten Luffte, ich will sagen, in der Ausrede, die nach einer jedern Landsart verändert, ob gleich nur eine Teutsche Sprache ist und bleibet.» Bl. 7b, 8a. Vgl. auch S. 7: «Welche ausrede und also nachgehends welche Schreibart die reinste und richtigste seye, wollen wir nicht entscheiden, sondern lassen es die Meisner und Schlesier ausfechten.»

[1] Nach den Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, 6, S. 334, ist der Titel: «Deutsche Orthographie, aus der Heil. Bibel, den Kindern zur Nachricht aufgesetzt von Joh. Girberto, Mülhausen, 1650 in 4». (Etwas abweichend Engelien, S. 27.) Das Buch bestehe aus 38 Tabellae, die je eine Quartseite einnähmen. Tabula 39 und 40 enthalte unter der Aufschrift «heterographia» ein Register von unrichtig geschriebenen Wörtern aus zwei Druckwerken. Über der ersten Seite stehe «Pleiados I. Stellula 17.» und am Ende des ganzen Werks «Finis Pleiados I.». Nun verzeichnet der Katalog 33 von Spirgatis aus dem Jahre 1895 als Nr. 797: «Girbert J. (Gymnas. Mulhusini Rect.) Philologi-

Sprachkunst. Auf Originalität macht sie keinen Anspruch; nach dem Titel ist sie «auß Denen bey dieser Zeit gedruckten Grammaticis, vornemlichen Johannis Claii Hertzb. Anno 1587. Vinariensis zum newen Methodo. Aō. 1618. Christ. Gueintzii . . . Aō 1641. 24. Mart. Justi Georg. Schottelii Aō 1641. 6. Jul.[1] zusammengetragen.» Es verlohnt sich nicht zu zeigen, in welcher Weise Girbert seine Quellen benutzt und hin und wieder kontaminiert. Eigenes hat er sehr wenig. Interessant ist Tabula 73, die einen Teil der Syntaxis variabilis enthält, «da man auff mancherley Art einen Sententz außsprechen kan». Es handelt sich hier um das «casualiter Schreiben», das wir bei Meichßner (**16**) gefunden haben. Girbert stellt den Stoff in Tabellen dar. Damit hängt die Vorliebe für Einteilungen und Unterabteilungen zusammen, worin er sich mit Gueintz berührt. Aber die Tabellen machen alles viel übersichtlicher und die Pedanterie in der Durchführung von Dichotomien ist Girbert fremd. In der Orthographie ist er sehr konservativ; er will abwarten, «ob Käyser- König- Chur- vnd Fürstliche Schreiben, darnach wir vns billich in Schulen richten, solche newe Schreibart annehmen, vnd im Röm: Reich einhellig brauchen werden». Zu der neuen Schreibart rechnet er auch *u* im Wortanlaut. Aber er lehrt ohne irgendeinen Hinweis auf andern Gebrauch die Großschreibung der Substantiva.

106. Im Jahre 1672 erschien Der Teutschen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit von Christian

---

corum pleias I: De philologiae natura. De veteri Latinorum scriptura. De adornatione locorum commun. De tachygraphia rom. De orthographia lat. De orthograph. german. De distinctionibus. (Coburgi) typis Heiteri 1649. kl. fol. 70 pag.» Auch in diesem Buch nimmt das Verzeichnis der deutschen Wörter 38 Seiten ein und ein Satz der Vorbemerkung stimmt mit einem Zitat der Crit. Beyträge. Es scheint also, daß der deutschorthographische Teil der Pleias auch als Sonderdruck mit eigenem Titel und der Jahreszahl 1650 ausgegeben wurde. (Nach Engelien ist die Orthographie *Typis Joh. Hüteri* gedruckt.)

[1] Girbert hat aber auch schon die zweite Auflage oder doch Schottels Verskunst gekannt; Tab. 5 erwähnt er, daß Schottelius das *c* vor *k* verwerfe. Übrigens sind auch Wèrner und Helwig benutzt worden.

Pudor. Das kleine Büchlein — die «Grundrichtigkeit», d. h. die eigentliche Grammatik, nimmt nur 58 Seiten ein — ist bemerkenswert, weil es vom Buchstaben bis zur «gantzen vollkommenen Teutschen Rede» aufsteigend als die erste deutsche Grammatik eine Satzlehre gibt. Auch ist Pudor selbständig in der Darstellung der Substantivdeklination und deutet durch die Zusammenfassung aller Eigenschaften des Adjektivs in einen Abschnitt auf das folgende Jahrhundert hin.

107. Johann Ludewig Prasch (1637—1690), Bürgermeister zu Regensburg, Verfasser vieler etymologischer und metrischer Untersuchungen, der erste, der ein Glossar des bayrischen Dialekts schrieb, veröffentlichte 1687 eine Neue, kurtz- und deutliche Sprachkunst.[1] Er rühmt in der Vorrede Schottels Ausführliche Arbeit als ein «güldenes Buch», meint aber, die wenigsten würden es verstehen und gebrauchen können, «sintemal es nicht nur etwas hoch, tieff und weitleuffig, sondern auch zuweilen seine besondere Meynungen, will nicht sagen Fehler und Mängel hat». Deshalb habe er diese Grammatik geschrieben für die Jugend, damit sie, ehe sie zur lateinischen Schule komme, in der Muttersprache einen rechtschaffenen Grund lege, und dann für die Schreibstuben und die Druckereien. Wie nach der Vorrede zu erwarten ist, übt Prasch hin und wieder an Schottelius Kritik[2], überhaupt zeigt er sich in der Anordnung des Stoffes wie in manchen Einzelheiten als selbständigen Kopf. In der Orthographie ist er gegen die Neuerer, möchte aber doch die Schreibung *ie* abschaffen,

[1] Daß Prasch mit Recht in den Katalogen der Stuttgarter Landes- und der Dresdener Öffentlichen Bibliothek als Verfasser des nur die Initialen *J. L. P.* tragenden Buches bezeichnet ist, ergibt sich daraus, daß der Verfasser S. 27 auf die Anzeige von der Fürtrefflichkeit Teutscher Poesie, den Geistlichen Blumenstrauß und den Discurs von der Natur des Teutschen Reimes als auf seine Werke verweist.

[2] So polemisiert er gegen den «Dreylaut» *âu*, gegen Schottels Regeln über die Defectiva numero («Ein Teutscher wird im Nothfalle kein Bedencken tragen, fast alle Wörter auch in der Zahl zu gebrauchen, die H. Schottel verneint», S. 34), gegen Schottels Beweis für die Existenz eines Ablativs, gegen seine Einteilung der Substantivdeklination, gegen die Vermischung von *ward* und *war* in den Paradigmen.

wo in seiner Mundart kein Diphthong gesprochen wurde. Aber sonst ist er durchaus nicht in seinem Dialekt befangen. So nennt er *Stain* für *Stein*, *Gemain* für *Gemein* «grobe Grölze vilmehr als Worte».[1] Apokopen wie *Mein (Frau), (vom) Tisch, (der) Schad, (ich) Hab, (die) Hund* sind «grobe Sprachfehler und üble Mundarten»; wenn das *E* «in gemeiner schnellen Rede» auch «unterschlagen» werden könne, schreiben dürfe man nicht so. — Die Darstellung ist elementar, die Zahl der Beispiele gering. «Welche Wörter aber diser oder jenen Fallweise zugethan, das solte ein Lexicon anzeigen» (S 40).

Anm. Auch in die für nicht Gelehrte bestimmten Anweisungen zur deutschen Schreiberei drangen Elemente der Formenlehre ein, so daß Brückers Bestrebungen gewissermaßen eine Fortsetzung erhielten. Vgl. die Angaben Reichards, S. 280 ff., über Gerhard Overheides «Vermehrte teutsche Schreib-Kunst», die «vor teutsche Schreib-Schüler und junge Handelsdiener mit wolmeynendem Fleiß beschrieben» ist. Reichard lag die vierte Auflage von 1668 vor; der «Neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste» V, 348 verzeichnet Ausgaben von 1654 und 1657. Der Titel «die neuvermehrte Schreibkunst» deutet vielleicht auf eine noch ältere Ausgabe. Der Druck von 1657 nennt sich nach dem Katalog der Münchner Hof- und Staatsbibliothek schon «Vermehrte Teutsche Schreibkunst». Overheide rühmt Schottels Sprachkunst, hält jedoch ihre Verwendung in deutschen Schulen für fast unmöglich.

Wichtiger als diese Kompendien, die doch nur in Einzelheiten das überlieferte Lehrgebäude umgestalteten und erweiterten, sind die Arbeiten zweier Männer, die, von den Zeitgenossen nicht nach Gebühr geschätzt, der eine wegen seiner orthographischen Ketzereien, der andere wegen seiner Wunderlichkeiten und verrückten Etymologien, doch weit mehr Beobachtungsgabe und Blick für das Typische hatten, als so manche Grammatiker, deren Ruhm sich bis in die wissenschaftlichen Darstellungen der neueren Zeit fortgepflanzt hat.

108. Johann Bellin, ein pommerscher Bauernsohn, geboren 1618, gestorben als Rektor in Wismar 1660, veröffentlichte 1642, noch bevor er eine Universität bezogen

[1] Prasch meint offenbar den Diphthong *oa*, für den *ai* in Bayern die traditionelle Schreibung war.

hatte, seine Erstlingsschrift, die Teutsche Orthographie oder Rechte Schreibe-Kunst. Schon in diesem anspruchslosen Büchlein, das im wesentlichen nur den guten Gebrauch darstellen wollte[1], zeigt sich seine durch Theorien, eigene wie fremde, nicht getrübte Beobachtungsgabe. Die verschiedenen Dehnungszeichen waren schon von Frangk und Olearius aufgezählt worden und den Gegensatz der Aussprache von Wörtern mit einfachen und mit geminierten Konsonanten betonte man seit dem 15. Jh., aber niemand hatte die beiden Tatsachengruppen zusammengebracht. In Bellins Orthographie kündigt sich schon die Erkenntnis an, daß die, obendrein inkonsequent gesetzten, Dehnungszeichen vor einfachen Konsonanten unnötig sind. Er sagt S. 15, daß das *e*, das einige nach *u* in Wörtern wie *Guet*, *Stuel*, *Bluem* setzen, besser ausgelassen werde: «Den der Vocalis *u* lautet ja für sich allhier weich genug: Weil nur ein einfacher Mit-lautender darauff folget.»[2] Ferner bemerkt er S. 16, man dürfe das *o* nicht etwa immer verdoppeln, wenn es lang ausgesprochen werde. Und S. 34 heißt es: «Mercke: Es wird nicht allezeit das *h* den Vocalen nachgesetzet, wenn sie lang außgeredet werden: Sondern nur in gewissen Wörtern, welche man auß dem Gebrauch lernen muß.»[3] Auch die Inkonsequenz im Gebrauch des *ie* hat er beobachtet. Hier wagt er auch eine Neuerung, indem er vorschlägt, *mier*, *dier*, *wier* zu schreiben.[4]

[1] In der Vorrede sagt er, das Buch sei aufgesetzt, «Nicht für Hoch-verständige, und in unser Sprache wohl-geübete Leute: Sondern zum Theil für meine untergebene junge Gesellen und Knaben, zum Theil für meine gute Freunde vnd Bekanten». Man werde nicht eben Neues darin finden. «Ich habe nur sonderlich dahin gearbeitet, daß die alte Rechte Schreibe-Kunst erhalten, und auff unsere Nachkommen fort gepflantzet werden möchte.»

[2] Es tut nichts zur Sache, daß Bellin diese bairisch-österreichischen Schreibungen mißverstanden hat. Er betrachtet nun einmal die *ue* als wesensverwandt mit den *ee*.

[3] S. 21 findet sich die richtige Beobachtung, daß *h* namentlich hinter den Vokalen steht, wenn *l*, *m*, *n*, *r*, *t* folgen. (Bellin schreibt *Raht*, *roht*, *Noht*, *Muht*; *steht*, *geht* sind allerdings unrichtig beurteilt.)

[4] Dagegen, daß Bellin *e* nach *i* als Dehnungszeichen ansah, spricht freilich, daß er *ie* — im Gegensatz zu Gueintz — zu den eigentlichen Diphthongen rechnet. Es wäre denkbar, daß er nach

Ihm entgeht ferner nicht, daß die seit dem 16. Jh. so oft gedankenlos wiederholte Regel, daß die Schreibung der Derivata sich nach den Wurzelwörtern richten müsse, tatsächlich nicht durchgeführt ist; sonst müßte man auch *bässer, bässern* wegen *baß; däcken* wegen *Dach; Mäl* wegen *malen; rüchen, sprüngen, zühen* wegen *Geruch, Sprung, Zug* u. dgl. mehr schreiben (S. 12).[1]

Es ist wohl kein Zufall, daß schon in dieser noch gar nicht reformatorisch auftretenden Schrift Abweichungen von den Regeln aufgezeigt werden, die später Zesen beseitigen wollte. Die Konsequenz in der Anwendung der Dehnungszeichen und der *ä, ö, ü* ist ja das hervorstechendste Merkmal der Zesischen Orthographie. Auch die Ersetzung des *c* durch *k* und des *ph* durch *f* in Fremdwörtern wird S. 13f. erwogen, aber dem konservativen Charakter der Schrift entsprechend noch abgelehnt. Nun bezog Bellin 1638 die unter Gueintzens Leitung stehende Schule in Halle, an der auch Zesen noch ein Jahr studierte. Es ist wohl möglich, daß der eine dem andern Anregungen verdankt.

Sein gründliches Studium der Werke Opitzens zeigt Bellin schon in der Orthographie. Während Schottelius mit dem nichtflexivischen *-e* der Substantiva nichts Rechtes anzufangen wußte, zählt Bellin, S. 58, eine ganze Menge Wörter auf, in denen bei Opitz dem Satz von der Einsilbigkeit der Stammwörter zuwider schon im Nominativ ein *-e* erscheint.[2]

---

der Schrift *ie* diphthongisch sprach. Aus dem 18. Jh. ist uns bezeugt, daß viele Prediger Niedersachsens das *e* in *ie* deutlich hören ließen, vgl. Bause, Programm, Meseritz 1900, S. 25. Auch Bödikers Polemik (Orth. R. IV) gegen Schottels Vorschlag, statt *ie* einfaches *i* zu schreiben, könnte auf diphthongische Aussprache schließen lassen, da er sagt, es könne keine Regel für das Deutsche abgeben, wenn die Meißner, Schlesier und etliche andere Deutschen bloßes *i* sprächen. Anderseits lehrt Bellin, S. 33, daß *i, ie* und *ü* «fast gleiches Lautes» seien. Eine gewisse Unklarheit ist da jedenfalls vorhanden.

[1] Wenn Bellin bemerkt, diese *ä, ü* stimmten nicht mit der gewöhnlichen Aussprache, so liegt wieder ein Widerspruch mit der oben, Fußnote 4 zu S. 188, zitierten Äußerung auf S. 33 vor.

[2] Die Anregung zu diesem Verzeichnis hat Bellin von Buchner empfangen, der auch sonst in dem Abschnitt von den Figuren der Orthographie stark benützt ist.

Was den Inhalt der orthographischen Regeln betrifft, so ist interessant, daß Bellin die moderne Unterscheidung von *u-v*, *i-j* und die Großschreibung der Substantiva nicht mehr als Neuerung betrachtet. Für die von ihm vertretene Ersetzung von *aw* durch *au*, und von *äu*, *ew* (und *eü*) durch *eu* beruft er sich in der Vorrede auf den Vorgang verständiger Leute.[1]

Sowohl wo Bellin den von ihm als gut anerkannten Gebrauch darstellt, als wo er gegen verbreitete Mißbräuche polemisiert, übertrifft er an Kenntnis der Tatsachen und Bestimmtheit der Regeln seine Vorgänger. So begnügt er sich nicht mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Länge der Vokale durch Doppelschreibung bezeichnet werde, sondern zählt alle oder doch die meisten Wörter auf, in denen diese Verdopplung üblich war. Er lehrt, daß mit ganz bestimmten Ausnahmen *f* im Auslaut verdoppelt werde, ebenso nach *p* und vor *t*. Er nennt die Wörter, in denen *dt* geschrieben wurde. Er lenkt die Aufmerksamkeit auf das auslautende *c* in Fremdwörtern wie *Logic*, wo er *k* für besser hält, alles Dinge, die von den früheren gar nicht oder nicht mit der gleichen Umsicht und Sicherheit behandelt worden waren.

109. Später geriet Bellin ganz unter den Einfluß Zesens. Seine Hochdeudsche Rechtschreibung von 1657 schlägt radikale Änderungen vor, die ganz im Sinne Zesens sind. Eigentümlich ist der Gedanke, die Länge der Vokale durch die Gestalt des Buchstabenkörpers auszudrücken. Auch in dieser Schrift bekundet Bellin seine gründliche Kenntnis des Schreibgebrauchs. Hier ist denn auch klipp und klar gesagt, daß in der üblichen Orthographie die Vokallänge bald durch Verdopplung des Vokalzeichens, bald durch Beisetzung eines *h*, bald durch Einfachschreibung des folgenden Konsonanten angedeutet werde, und zugleich wird gezeigt, daß die Einfachschreibung doch nicht immer diese Bedeutung habe, da in Wörtern wie *ab*, *das*, *man*, *bin*, *bis* usw. der Vokal kurz sei.

Der Abschnitt über das paragogische *e* ist umgearbeitet. Bellin begnügt sich jetzt nicht mehr, wie in seinem Erst-

[1] Darunter kann Zesen verstanden sein, der sich in der 2. Auflage des Helikon, S. 41, für diese Schreibungen ausgesprochen hatte.

lingswerk, mit der schüchternen Feststellung, daß dem grammatischen Dogma von der Einsilbigkeit der Stammwörter zum Trotz bisweilen ein *-e* angehängt werde, sondern erklärt geradezu, gewisse Wörter müßten das *-e* immer haben, bei ihnen sei es nicht als Paragoge anzusehen. Das Verzeichnis dieser Wörter ist gegenüber der Teutschen Orthographie sehr vermehrt. Noch größere Aufmerksamkeit wandte Bellin diesem Punkte zu in seinem letzten Werk, der Syntaxis Praepositionum Teutonicarum (1660). Hier steht S. 44 eine besondere «Zugabe der zweiten abteilung von der Letter *e*», in der Opitzens Gebrauch des *-e*, in seiner Konstanz wie in seinem Schwanken, stets durch Zitate belegt, dargestellt ist. Wohlweislich berücksichtigt Bellin dabei nur die Gedichte, da auf die Prosa wegen der Willkür der Setzer kein Verlaß sei.[1] Wir müssen zu unserer Beschämung bekennen, daß dieser Beitrag zur Opitzgrammatik bis heute durch keine vollständigere Sammlung ersetzt ist.

Die Syntaxis praepositionum bietet überhaupt mehr, als der unmittelbare Zweck erheischt. Bellin beginnt nämlich mit einer Darstellung der Deklination, die über Schottelius hinausführt. Namentlich gilt dies von der Lehre von den Adjektiven. Zum erstenmal seit Ölinger kommt hier die starke Flexion zu ihrem Recht; außerdem wird die Behandlung mehrerer hintereinander stehender Adjektiva und die Schwankungen im Gebrauch der starken und schwachen Formen, immer mit Belegen aus Opitz, so eingehend wie niemals früher auseinandergesetzt. Auch in der Lehre vom Substantiv zeugt die Gruppierung von grammatischem Instinkt und die einzelnen Bemerkungen von selbständiger Beobachtung.

Aber freilich, zesisch war die Schreibung auch in der Syntaxis, und das genügte dafür, daß die pedantischen Zeitgenossen Bellins Namen nicht niederschreiben konnten, ohne kopfschüttelnd seiner orthographischen Ketzerei zu gedenken. Allerdings, ganz übersehen ließ sich sein Verdienst nicht. Namentlich die Sammlungen über das *-e*

[1] Wie er hier philologischen Sinn beweist, so schon früher in der Rechtschreibung, wo er öfters auf Opitzens Änderungen in den verschiedenen Ausgaben hinweist.

haben gebührende Beachtung gefunden. Sogar Schottelius verstand sich in der Manuductio dazu, unter Berufung auf Bellin ein Verzeichnis der gebräuchlichsten Wörter mit *-e* zu geben, wenn er auch immer noch nicht seine Notwendigkeit einräumte. Aber die volle Anerkennung, auf die er Anspruch hatte, fand Bellin doch nicht, wenn es ihm auch viel besser erging als Isaac Pölmann.

110. Isaac Pölmann, geboren 1618 zu Markneukirchen im Vogtland, veröffentlichte als Prediger in Schöneberg bei Berlin 1671 seinen Neuen hoochdeutschen Donat, der ein Vorläufer einer vollständigen Grammatik sein sollte. Die Sprache der Darstellung ist überwiegend lateinisch. Behandelt wird die Deklination, die «Formatio», Motion und Komparation der Adjektiva und die Konjugation. Pölmann hält sich unabhängig von dem Schematismus der deutschen Sprachlehren und bahnt sich seinen eigenen Weg. Namentlich die Deklinationslehre ist originell. Mit seinem sichern Blick für das Typische verläßt er die übliche Art, am Leitfaden der Redeteile vorzugehen, wobei Zusammengehöriges, wie die Deklination des Artikels, der Pronomina, der Adjektiva, auseinandergerissen, Unzusammengehöriges, wie die Deklination der Substantiva und Adjektiva, zusammengekoppelt wurde. Pölmann behandelt zuerst die reguläre Deklination des Adjektivs, das er in *articulare, pronominale, nominale, participiale* teilt, dann die des Substantivs, endlich die unregelmäßigen Pronomina. Der Leitfaden der Darstellung ist für ihn nicht wie für Clajus und seine Nachfolger das Genus, sondern die Zahl der Kasus. Sie bestimmt den Modus der Deklination. Es gibt nämlich nur eine Deklination mit mehreren Modi, wie es nur einen Mond gibt mit verschiedenen Phasen. Wie der Mond erst voll ist, dann «halb», dann «hörnig», endlich schwarz wird, so auch die Deklination durch Abnahme der Zahl der verschiedenen Kasusausgänge. Adjektiva und Substantiva haben je einen *modus principalis*, der adjektivische ist *plenilunius*, der substantivische *semilunius* und *bicornis*. Der *modus minus principalis* der Adjektiva wie der Substantiva ist *novilunius*. Der hartnäckig festgehaltene Vergleich mit dem Mond — jedem Paradigma werden die Zeichen der entsprechenden Mondphasen beigesetzt — ist freilich wunderlich. Aber schließlich liegt

hier eine bildliche Anschauung vor wie in Grimms Ausdrücken «stark» und «schwach». Tatsächlich entsprechen die beiden *modi principales* vollständig Grimms starker, der *novilunius* Grimms schwacher Deklination. Pölmann ist nicht der Sklave seines Einfalls. Sein gesunder Instinkt bewahrt ihn davor, starke Substantiva mit nur zwei verschiedenen Ausgängen (z. B. *Ofen*) mit den schwachen zusammenzuwerfen.

Er hat in seinen Paradigmen alle Typen der Deklination zur Darstellung gebracht, weit vollständiger als Clajus, ganz zu schweigen von den Späteren, die sich gerade an die Schwächen des Claischen Systems hielten. Er hat ferner einen Überblick gewonnen über die Häufigkeit der einzelnen Typen. So hat er als der erste erkannt, daß die Feminina mit dem Plural auf *-e* in der verschwindenden Minderzahl sind. Er zählt sie beinahe vollständig auf und darf dann lehren, daß alle andern ihren Plural auf *n* ausgehen lassen.

Er weiß auch hübsche Regeln zu formulieren. Gegenüber der schematisierenden Forderung Schottels, im Plural der Wörter auf *-er, -el* ein *e* anzufügen, und der bloßen Berufung auf den Wohllaut, mit der Buchner dies ablehnte, stellt er die Regel der Grammatica Germanica Nova auf: *Ne facias dactylos puros, vitare ubi possis. Vim Germanismo dactylisando facis.* Und diese *fuga dactyli puri* dient ihm auch sonst als Norm.

Originell ist auch seine Unterscheidung der *Formatio adjectivi* als der *variatio per modos* von der *Motio* als der *variatio per genera.* Durch die Formatio entstehen die drei Typen *gut, guter, gute;* die Lehre von der Motio zeigt, wie innerhalb dieser drei Typen die Genera bezeichnet werden.

In der Konjugationslehre trennt Pölmann die schwachen Verba mit Vokalveränderung von den starken und ordnet diese nach den Ablautverhältnissen an.

Noch mehr Anerkennung als der Blick für das Typische verdient die Beobachtung des wirklichen Sprachgebrauchs. Wir finden eine Menge richtiger Bemerkungen. Für die Mehrformigkeit der Pluralbildung werden viel mehr Beispiele angeführt als bei Schottelius. Pölmann begnügt sich nicht mit der von einer Grammatik in die andere fort-

geschleppten Lehre, daß die Substantiva durch *-in* moviert werden, er weist auch auf seltnere Fälle hin wie *Entrich-Ente, Kater-Katze.*

Die Schwankungen im Gebrauch der Adjektivformen hat er beobachtet, wenn auch nicht in dem Umfang wie Bellin. Auch sonst weist er auf Abweichungen der Schriftsteller von der Regel hin, namentlich gibt er von Luthers Sprache teilweise ein genaueres Bild als der unwillkürlich schematisierende Clajus.

Pölmann hat in einigen Punkten auf die Folgezeit gewirkt, durch Vermittlung des ihn benützenden Bödiker. Unmittelbare Anerkennung blieb ihm versagt. Reichard versucht, ihm gerecht zu werden, sein Gesamturteil ist aber ungünstig beeinflußt durch Pölmanns verschrobene Etymologien. Gerechter wird ihm ein Artikel in «Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen», III. Stück (1743), S. 400ff., der insbesondere anerkennt, daß Pölmann seine Regeln nicht aus andern zusammengeschrieben, sondern aus der Beobachtung der Sprache selbst gezogen habe.

111. In Einzelheiten wurde die nhd. Grammatik durch etymologische Untersuchungen gefördert. Der Philosoph Johannes Clauberg (1622—1665), der ein großes Werk «De causis linguae Germanicae» plante, veröffentlichte, gleichsam als Probe, 1663 eine Ars etymologica Teutonum e Philosophiae fontibus derivata (abgedruckt in Leibnitii Collectanea etymologica, I, S. 187—252). Er behandelt hier ausführlich die Wörter *Vernunft, suchen, Ausspruch,* bringt aber außerdem eine Menge anderer Etymologien vor. Die Gelehrten des 17. und 18. Jhs. rühmten an dem Büchlein die Sicherheit der Methode, die sich in den von Clauberg aufgestellten Regeln des Etymologisierens kund gebe. Das Verdienst der Schrift liegt aber viel mehr in der vernünftigen Behandlung des einzelnen Falles als in den 24 Regeln, von denen die meisten an dem Zeitübel der allzugroßen Allgemeinheit kranken, zum Teil auch bloße Werturteile enthalten.[1] An abenteuerlichen

[1] Vgl. G. *Vocabulorum Teutonicorum major est quandoque bonitas quam Graecorum, Latinorum aliorumve peregrinorum.* H. *Voces, quae a perfectione rei petitae sunt, melius eam exprimunt, quam quae ab ejus defectu vel corruptione.*

Etymologien fehlt es übrigens auch nicht. Für die nhd. Grammatik ist von Bedeutung die ausführliche Erörterung der Funktionen der Vorsilbe *ver*, die Andeutung eines Ableitungselements *t* und die übrigens von Clauberg selbst nicht als originell bezeichnete Lehre von einem präfigierten *s*, die später in den Wurzelsystemen eine Rolle spielte und neuerdings ja wieder zu Ehren gekommen ist.

Wertvoller als Claubergs Schrift ist Johann Vorsts (1623—1676) Observationum in linguam vernaculam specimen.[1] Ihm gebührt ein Ehrenplatz in der Geschichte der germanischen Philologie, denn hier tritt an Stelle des planlosen Vergleichens aller möglichen Sprachen die historische Untersuchung. Mit guter Kenntnis des Altgermanischen ausgerüstet stellt Vorst eine Reihe von Etymologien auf, die beinahe alle richtig und Gemeingut der Wissenschaft geworden sind. Für uns kommt in Betracht die Erweiterung der Schottelschen Lehre von der Ableitung durch den Nachweis der Bildungselemente *de, ft, st* und die Erkenntnis des Zusammenhangs von *ur-* mit *er-*.

Nicht eben immer gründlich, aber doch vielfach anregend wurden einzelne Punkte der Grammatik behandelt in des berühmten Polyhistors Daniel George Morhof (1639—1691) Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie 1682 (nach des Verfassers Tod noch aufgelegt 1700, 1702 und 1718).

112. Die erste vollständige Sprachlehre nach Schottelius, die Ansehen und Verbreitung erlangte, hat Johann Bödiker zum Verfasser, der 1641 in der Nähe von Stettin geboren, von 1673 bis zu seinem im Jahre 1695 erfolgten Tode am cölnischen Gymnasium in Berlin, seit 1675 als dessen Rektor, wirkte. Seine Grund-Sätze der Deutschen Sprachen erschienen 1690. Er betrachtete diese Grammatik, die nach der Widmungsschrift «sonderlich der Jugend zum Besten» geschrieben ist, als notwendige Vorarbeit für ein großes deutsches Wörterbuch, zu dem er viel Material gesammelt hatte. Eine Probe, die die Artikel *Brenn, Brech* und *Danck* enthielt, veröffentlichte er 1694 als Festschrift zur Einweihung der Universität Halle.[2] Den Artikel *Brenn*

[1] Als Erscheinungsjahr wird gewöhnlich 1669 angegeben. Mir liegt ein Exemplar der Wiener Hofbibliothek mit der Jahreszahl M.DC.LXIIX vor.

[2] Vgl. K. E. Bödiker in der Ausgabe von 1701, Blatt c_3a.

schob sein Sohn Karl Edzard zwischen die Regeln 69 und 70 der Syntax ein, als er 1701 das Werk des Vaters als Neu-vermehrte Grund-Sätze der Deutschen Sprachen herausgab.[1] In dieser Gestalt wurde die Grammatik 1709 wieder aufgelegt. Einer ziemlich tief gehenden Umarbeitung wurde sie 1723 von Johann Leonhard Frisch unterzogen. Diese Redaktion erlebte 1729 eine neue Auflage. Endlich gab Johann Jacob Wippel 1746 den ursprünglichen, wenn auch hie und da gekürzten und veränderten Bödikerschen Text mit den Anmerkungen von Frisch und eigenen Zusätzen heraus.

113. Bödikers Grundsätze sind eine tüchtige, von Kenntnissen und selbständigem Denken zeugende Arbeit, aber das ungemessene Lob, das H. Rückert ihnen in einem der wunderlichsten Kapitel seiner Geschichte der Neuhochdeutschen Schriftsprache (II, S. 349ff.) spendet, ist auf ein gerechtes Maß zurückzuführen. Vor allem ist nachdrücklich zu betonen, daß Bödiker auf Schottels Schultern steht, außerdem hat er den Arbeiten Pölmanns, Morhofs und anderer manches zu verdanken. Seine Ansichten über das Verhältnis des Hochdeutschen zu den Dialekten und die Befugnisse des Grammatikers werden im folgenden Abschnitt zu erörtern sein. Hier, wo es sich um die grammatische Technik und Observation handelt, ist vor allem hervorzuheben eine kaum von einem anderen überbotene Systemlosigkeit. Diese springt schon in die Augen, wenn man die Haupteinteilung erwägt: Das Erste Haupt-Theil, von der Deutschen Grammatica. Das ander Haupt-Theil. Die Vorwörter Oder Praepositiones. Am Ende des zweiten Stücks des ersten Hauptteils, der Wort-Forschung, stehen eine Menge Bemerkungen über Herleitung der

[1] Wippel behauptet in der Vorrede zu seiner Ausgabe, Bl. 7a, daß der Druck von 1701 sich nur durch diesen Einschub von der ersten Auflage unterscheide. Das ist unrichtig. Die Paradigmen der Vollverba fehlen in der editio princeps. 1701 wurden sie an höchst unpassender Stelle eingeschaltet, nämlich nach Regel 26 der Etymologie, vor den Paradigmen der Hilfsverba, die Bödiker der Regel 29 angefügt hatte. Diese schlechte Disposition wurde von Frisch und Wippel nicht geändert. Reichard, S. 288. spricht sich ebenso aus wie Wippel; er hat den Druck von 1690 offenbar nicht gesehen, da er den Umfang gegen seine Gewohnheit nicht angibt und der Titel eine Menge Unrichtigkeiten enthält. — In diesem Buch ist vorwiegend die Ausgabe von 1701 benutzt.

Wörter, Sprachverwandtschaft, Altertümer der Sprache, die Schottelius weislich den einleitenden Lobreden zugewiesen hatte. Und unter diesen Bemerkungen selbst herrscht wieder keine Ordnung.[1] Ähnlich steht es mit den der Syntax angehängten Erörterungen, die wesentlich die Stilistik betreffen.[2]

[1] Die Regeln 64—66 enthalten Grundsätze der etymologischen Forschung: 64. «In der gantzen Etymologia und Wort-Forschung muß man genau sehen auf die Veränderung der Vocalium und Consonantium.» 65. «Die gantze Veränderung, wenn eine Sprache von der andern herkömmt, oder eine Mund-Art von der andern, bestehet meist in sechs Stücken.» 66. «Je ungeputzter eine Sprache, je gewisser kan man in einer außgeübten zierlichen die Stammwörter daher hohlen.» Darauf würde passend folgen 71. «Die Ableitungen in den Wörtern müssen nicht ungereimt und lächerlich, sondern gründlich seyn und kunstmäßig.» 72. «Es werden viel Wörter des Wollauts halben etwas verändert.» Aber dazwischengeschoben sind nicht nur Bemerkungen über die einzelnen Sprachen (68. «Es sind wenig Haupt-Sprachen.» 69. «Die Deutsche Sprache ist in Europa die älteste.» 70. «Viel gute Deutsche Wörter düncken uns fremde wegen Unwissenheit der Alt-Deutschen Sprache.»), sondern auch ein Enkomion der Analogie: 67. «Die Analogia ist ein groß Vortheil in den Sprachen.» Die Bemerkungen über veraltete Wörter in der Lutherbibel (74) und über die Dialekte (75) sollten sich an 70 anschließen. Da treten nun einmal 71. 72 dazwischen und die lange Erörterung über den Satz 73: «Die Wort-Forschung ist ein Weg und Mittel zur Rechtschreibung, zur Wort-Fügung, und vieler nützen Wissenschaft». Charakteristisch sind die Bemerkungen am Schluß von 68: «Aber wo komme ich hin? Dis gehöret an einen andern Ort», und von 69: «Aber ich bin wieder von der Grammatischen Bahne gar abkommen, durch die Anmuhtigkeit der Historien. Will mich demnach wieder auf den rechten Weg ziehen.»

[2] Man vergleiche folgende Regeln: 90. «Sprüchwörter und Beysprüche zugebrauchen, muß mit gutem Bedacht geschehen.» 91. «Alte Deutsche Wörter sind in Wehrt zu halten; aber die gewöhnlichen zu gebrauchen.» 92. «Zu der Sprachen-Forschung und Fügung muß man scharfsinnige Philologos zu rahte ziehen.» 93. «Zu Erlernung einer guten Deutschen Red- und Schreib-Art muß man gute Deutsche Bücher lesen.» Gar nicht an diesen Ort passen die Bemerkungen über das Verhältnis des Deutschen zum Griechischen und Lateinischen 97—99, insbesondere 100. «Die Deutsche Sprache ist eine Mutter der Griechischen und Lateinischen und aller Europäischen.» Der Satz sagt doch dasselbe aus wie die 69. Regel der Etymologie.

In dem ersten Stück, der Recht-Schreibung, sucht man vergebens nach einem Anordnungsprinzip. Bödiker steht hinter Schottelius zurück, bei dem man unter den einzelnen Buchstaben das Wissenswerte finden konnte. Zudem sind zwischen die orthographischen Regeln biedere Kernsprüche eingeschaltet, wie 7. «Die Recht-Schreibung ist eine Grund-Seule der Sprachen» (voran geht eine Bemerkung über das Dehnungs-*h*!) und 18. «Die neue Schreib-Art ist gar nicht anzunehmen», mit der hübschen Schlußbemerkung: «Worin die neue Schreib-Art bestehe, wil ich hier nicht anführen; Es ist am besten, daß die Jugend es nicht wiße». (Es folgt die Regel über die Großschreibung der Substantiva.) Eine unbewußte Selbstkritik stellt dar die Anfügung einer «Nachlese», in der Dinge angeführt werden, die früher teils erwähnt worden waren, teils hätten erwähnt werden sollen.

Der Inhalt der Vorschriften stimmt meist mit den Schottelschen überein[1], nur daß *ie, sch* vor Konsonant und

[1] Rückert sagt, S. 357, von Bödiker: «Er will weder eine bloß phonetische Orthographie, wie die Puristen, noch eine ganz dem Zufall der Geschichte überlassene, für die doch selbst noch Schottelius eingetreten war». Man kann über Schottelius nicht unrichtiger urteilen. Die Scheidung von *j* und *i*, *u* und *v*, *w*, die Rückert hervorhebt, ist schon bei Schottelius zu finden, und in den vierziger Jahren war ihre Betonung noch ein Verdienst, im Jahre 1690 eine überflüssige Selbstverständlichkeit. Die Doppelung der Endkonsonanten in *soll*, *kann*, *Königinn* gehört zu den charakteristischsten Eigenheiten der Schottelschen Orthographie. Das Verbot, *f* in *-schaft* zu verdoppeln, stammt aus Schottelius, Ausf. Arb., S. 211, 30; auch der Einspruch gegen andere unnötige Konsonantenhäufungen liegt durchaus in seinem Sinn. Gleichlautende Wörter in der Schrift zu scheiden ist von altersher das Bemühen der Orthographen und wird auch von Schottelius gebilligt, vgl. den siebenten allgemeinen Lehrsatz der Orthographie, Ausf. Arb., S. 198, und das 21. Kapitel des 2. Buchs. Das *dt* in *sandte* entspricht Schottels Intentionen, vgl. S. 208; daß im Verzeichnis der ungleichfließenden Zeitwörter die Schreibung schwankt, gehört auf ein anderes Blatt. Die angeblich richtigere, mit historischem Recht vertretene Forderung, das Dehnungs-*h* immer nach dem Vokal, nicht nach *t* zu setzen, ist Schottelius entlehnt, vgl. Ausf. Arb., S. 212, 32. Die Art und Weise endlich, wie Rückert Bödikers Verteilung von ff und ß lobt, scheint darauf zu

ck beibehalten werden. Einen absoluten Gegensatz zu Schottelius bedeutet dies nicht, namentlich nicht zu dem Schottelius der Manuductio. Was speziell das *ck* betrifft, so meint Bödiker, daß *kk* nach Vokal und *k* nach Konsonant eigentlich besser wäre, und gibt nur dem «eingeführten, langwierigen» Gebrauch nach, und Schottelius sagt in der Manuductio S. 42, «daß *ck* sey also etwas hergebracht und gebräuchlich, *kk* aber gründlicher und mit dem Laute zustimmiger». Nur darin besteht zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied, daß Schottelius nach Konsonant das *ck* unbedingt verwirft, und hier hat die spätere Entwicklung ihm, nicht Bödiker, Recht gegeben. Neu[1] ist in der Orthographie eigentlich nur das ausdrückliche Verbot der Verdopplung von *f* nach Konsonant und zum Teil die Majuskellehre. Zwar ist Bödiker durchaus nicht, wie Rückert behauptet, der erste, der die Großschreibung der Substantiva forderte, aber bei ihm finden sich zuerst die Ansätze zu einer Weiterentwicklung, insofern er die substantivierten Adjektiva und Infinitive und die Schreibung der Komposita in die Erörterung einbezieht. Übrigens ist einiges, was hier gesagt werden sollte, erst in der Wort-Forschung, Regel 16 (Kleinschreibung der eine Komposition mit Adjektiven eingehenden Substantiva) und 39 (Kleinschreibung der adverbial gebrauchten Substantiva), ausgeführt.

Aus der Wort-Forschung ist namentlich hervorzuheben, daß Bödiker Schottels Lehre von der Ableitung in zwei wichtigen Punkten erweitert, indem er nach dem Vorgang anderer auf nichtsilbische Ableitungselemente verweist und außerdem hervorhebt, daß Ableitungen auch ohne Zusätze zum Stammwort, durch bloße Vokaländerung, ja auch ohne solche zustande kommen. Sonst wäre etwa zu erwähnen ein freilich noch sehr dürftiger Ansatz zu einer Lehre von der Deklination der Eigennamen (Regel 14), worin er übrigens in Gueintzens Rechtschreibung und Prasch

deuten, daß er es ihm zum Verdienst anrechnet, durch J. Grimm und Weinhold nicht verführt worden zu sein; aber dieses Verdienst teilt er mit manchem Zeitgenossen; vgl. G. Michaelis, Über die Physiologie und Orthographie der Zischlaute, S. 20.

[1] Nämlich gegenüber Schottelius. Bellin hatte es schon 1657 ausgesprochen.

Vorgänger hatte, eine Regel (19) über die Deklination der Numeralia außer *zwei*, eine treffliche Bemerkung (R. 32) über den Gebrauch von *haben* und *sein*. Einigemale hat Bödiker in Worte gekleidet, was aus Pölmanns Paradigmen zu ersehen war. Hieher gehört die Bödiker von Rückert S. 360 zum Verdienst angerechnete Unterscheidung der Pronominalformen *dessen, derer, denen* von den Artikelformen *der, den* (R. 25), die übrigens auch schon Zesen gemacht hatte (Bellinsche Sammlung G_6a), ferner die Regel, daß die Verba *müssen, sollen, wollen, mögen, können, dürfen, wissen* vor einem Infinitiv ihr Partizip dem Infinitiv gleich bilden (R. 35, ausführlicher S. 129).[1] Auch die Ausführungen über *sich* als Dativ sind durch Pölmann wenigstens angeregt.[2]

Die eigentliche Lehre von der Deklination der Substantiva interessiert dagegen Bödiker nicht; sie wird auf fünf Seiten abgetan und zum Schluß wird auf Clajus, Schottelius und Pölmann verwiesen. In der Konjugationslehre ist Bödiker über Schottelius gar nicht hinausgekommen.

Bödikers Syntax beginnt mit dem Satze: «Wort-Fügung ist das Haupt-Stück in der Sprach-Kunst.» Rückert meint S. 364, diese Ansicht sei weniger Bödiker selbst, als dem modernen wissenschaftlichen Verstande, dessen Organ er ist,

---

[1] Allerdings hatte schon Ölinger, 98, III, die Regel ganz deutlich ausgesprochen. Aber Schottelius sagt, eine Bemerkung des Clajus, 106, 5 (vgl. auch 110, 24) erweiternd, Ausf. Arb., S. 575, 26, ungenau: «Also sagt man auch in einer Rede gar recht, *müssen, wollen*, ... für *gemüst, gewolt* . . ». Pölmann setzt dagegen in seinen Paradigmen an: absolutè *Ich habe gesollt*, constructè *ich habe sollen schreiben*, absolutè *ich habe gewolt*, constructè *ich habe wollen lesen*, und so bei allen Präteritopräsentien. — Die Fassung in Bödikers R. 35 geht übrigens auf Schottelius zurück.

[2] Pölmann setzt in den Paradigmen an: *ihm (ihr), zu ihm (ihr), von ihm (ihr)*, reciprocè *sich, zu sich, von sich*, und polemisiert bei der Gelegenheit gegen Schottels Unterscheidung von Dativ und Ablativ, die dieser, Ausf. Arb., S. 229, mit der Verschiedenheit des Dativs *ihm* und des Ablativs *(von) sich* begründet hatte. Eigen ist Bödiker die Rationalisierung des dativischen Gebrauchs von *sich*. Von einem Hinweis auf die «Geschichte», den ihm Rückert, S. 360, zuschreibt, ist natürlich bei diesem Kind des 17. Jhs. nicht die Rede.

zuzurechnen. Die bisherige Grammatik habe sich eben deshalb zwar nicht ausgesprochen, aber tatsächlich ablehnend dagegen, d. h. doch wohl gegen die Bedeutung der Syntax, verhalten. Gegenüber diesen verstiegenen und, was die ältern Grammatiker betrifft, vollständig unbegründeten Behauptungen[1] muß die nüchterne historische Betrachtung einfach feststellen, daß Bödiker das Verdienst hat, eine, freilich nicht ganz vollständige, zusammenhängende Übersicht über die Stellung des Verbums zu geben (R. 41), daß er die Moduslehre gefördert hat (R. 63, 64) und, allerdings an ganz unpassender Stelle (R. 84 am Ende), eine Bemerkung über den Gebrauch der Tempora der Vergangenheit anbringt. Aber es muß auch gesagt werden, daß mehr als die Hälfte der Regeln auf Schottelius[2] zurückgeht und so manche Zusätze ohne Wert sind.[3]

[1] Sollte Rückerts Bemerkung über den modernen wissenschaftlichen Verstand darauf zurückgehen, daß Bödiker den Sanctius zitiert? Aber dieser hat im 16. Jh. geschrieben. Übrigens hatte schon ein mittelalterlicher Grammatiker erklärt: *Studium grammaticorum precipue circa constructionem versatur*, und, wie Bödiker zur Begründung seines Satzes ausführt: «Denn dahin gehet die Recht-Schreibung und Wort-Forschung, und dem kommet auch zu Hülfe die Tohn-Messung, daß die Wörter recht gefüget, gesellet und verschräncket werden», hatte ein anderer gesagt: *alia docet* (scil. *Priscianus*) *propter ipsam* (scil. *congruam iuncturam dictionum*), *scilicet litteram, sillabam, dictionem et species eius, et sic de aliis*; vgl. Thurot, S. 212 f. Und Girbert bemerkte, Tab. LIII: «Die gröste Kunst der Deutschen Sprachen bestehet in der Wortfügung».

[2] Auch der von Rückert, S. 364, gerühmte Satz (R. 74): «Es hat keine Art im Deutschen, wenn man die Reihen sehr durch einander setzet», hat sein Vorbild an Schottelius, S. 755, § 23, Anm. 1.

[3] So stehen vor der auf Schottelius, S. 752, § 15, zurückgehenden Regel: «Wenn einem bey der Frage *wem?* etwas zu geeignet wird, so stehet es in Dativo», die beiden Sätze R. 47: «*Helfen* hat beständig einen Dativum», R. 48: «*Ruffen* hat auch einen Dativum». Nachdem in R. 19, 21—23 eine Reihe von Fällen des Genitivgebrauchs aufgezählt worden sind, heißt es in R. 24: «Ins gemein auf die Frage *Wessen?* folget der Genitivus». R. 31 lehrt: «Das Pronomen possessiv. *Sein*, wird nur zum Mascul. und Neutro gesetzet; aber *Ihr*, zum Foeminino», als ob die Muttersprache der Schüler das Lateinische wäre. Falsch ist die Regel 14, daß vor der Apposition der Artikel oder *als* stehen müsse.

Die größte Selbständigkeit gegenüber den frühern deutschen Sprachlehren zeigt Bödiker in der Monographie über die Vorwörter. Im Anschluß an die lateinischen und griechischen Grammatiken stellt er eine Definition auf, die es ihm ermöglicht, die Präposition scharf gegen das Adverbium abzugrenzen, und berichtigt gewisse Unklarheiten in Schottels Darstellung. Die Beispiele für die einzelnen Vorwörter sind in großer Menge zusammengetragen. Ein besonderer Abschnitt ist dem Unterschied von *vor* und *für* gewidmet. Seine Feststellungen sind hier freilich nicht so originell wie R. v. Raumer, Geschichte der Germ. Philologie, S. 186, annahm. Bereits Schottelius hatte, was Bödiker auch anerkennt, im wesentlichen dasselbe gelehrt, vgl. Ausf. Arb., S. 771, Anm. 3; Bödiker hat nur die Zahl der Bedeutungskategorien vermehrt.

Bödikers Grundsätze wurden sehr geschätzt und viel benützt. Sie waren eben bequemer zu gebrauchen als der unförmliche Quartband des Schottelius. Auch für die Urteile der modernen wissenschaftlichen Literatur ist dies nicht ohne Bedeutung gewesen.

114. Kaspar Stieler (geb. zu Erfurt 1632, gestorben 1707)[1] veröffentlichte unter seinem Gesellschaftsnamen in der Fruchtbringenden Gesellschaft Der Spate (d. h. der Späte, daher lateinisch Serotinus), im Jahre 1691 ein umfängliches Wörterbuch unter dem Titel Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, in dem er das leisten wollte, was in den vierziger Jahren Schottelius und Harsdörfer vergeblich angestrebt hatten. Einen Anhang dieses Werkes bildet die Kurze Lehrschrift von der Hochteutschen Sprachkunst. In der Formenlehre und Syntax ist der Anschluß an Schottelius sehr deutlich. Aber Stieler stimmt nicht allen Entscheidungen des Meisters zu und bringt hie und da neue Beobachtungen.[2] Er be-

[1] Über sein Leben und seine Werke vgl. E. Schröder, Allg. Deutsche Biographie, 36, S. 201ff.; A. Köster, Der Dichter der Geharnschten Venus, Marburg 1897; C. Höfer, Die Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665—1667 und ihr Dichter (Probefahrten I), Leipzig 1904.

[2] So tadelt er in der Syntax, S. 225, das auf eine 1. oder 2. Person bezogene *sich (wir haben sich vertragen, ihr werdet sich zanken)*.

handelt ferner eingehend die Aussprache, entsprechend seiner Absicht, die Grammatik auch für Nichtdeutsche nutzbar zu machen. Er ordnet die Lehre von der Orthographie teilweise anders an, indem er an die Stelle der allgemeinen Lehrsätze Schottels, von denen manche diesen Namen sehr mit Unrecht führen, Regeln von wirklich allgemeinem Charakter setzt, darunter die drei Prinzipien der Gueintzischen Rechtschreibung. Er hat endlich das große Verdienst, als der erste die Wortstellung in einem besondern Kapitel der Syntax zusammenhängend behandelt zu haben. Auch ist wohl seine Auswahl der Verbalparadigmen nicht ohne Einfluß auf die spätern Grammatiker gewesen. An Übersichtlichkeit übertrifft er Bödikers Grundsätze weitaus.

115. Bödiker, teilweise auch Stieler, werden nun neben Schottelius Quellen für andere Grammatiker, so noch im 17. Jh. für den ganz unselbständigen und unbedeutenden Joh. Jakob Langjahr (Kurtzgefaßte Doch Gründliche Anleitung zu Leichter Erlernung der Teutschen Sprache. Eisleben 1697). Im Jahre 1718 veröffentlichte Matthias Bel[1] seine Institutiones linguae Germanicae in gratiam Hungaricae iuventutis. Er lehnt sich aufs engste an Schottelius und Bödiker an, die er ausdrücklich als seine Führer namhaft macht. Aber er vermeidet die von ihm wohl erkannten[2] Fehler Bödikers durchaus. So ist sein Büchlein ein übersichtlicher Leitfaden geworden. Selbständig ist er in der Anordnung der Syntax, insofern er nicht dem in der deutschen Grammatik üblichen Melanchthonschen System folgt, sondern wie andere lateinische Grammatiker *Convenientia* und *Rectio* unterscheidet, und in der Lehre von der Aussprache, die Rücksicht auf die Bedürfnisse der Ungarn und Slaven nimmt. — In einem einzelnen Punkt — der Einteilung des Verbums in *Princi-*

[1] Geboren zu Otsova bei Neusohl in Ungarn am 24. März 1684, studierte in Halle, war Lehrer am Waisenhaus daselbst, 1708 Rektor in Neusohl, 1714 Rektor, 1719 Prediger der evangelischen deutschen Gemeinde in Preßburg, gestorben daselbst am 29. August 1749. Vgl. C. v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Österreich, I, S. 235 f.

[2] Bei Bödiker seien *si dicere ausim, pleraque vel alieno tradita loco, vel ita sibi innexa, vt non tam tironibus, quod tamen prae se ferre videtur, quam doctis scripsisse eum censeam.*

pale und *Auxiliare* — hat er vielleicht auf Steinbach gewirkt. Wichtiger wurde die Bearbeitung seiner Grammatik durch Körber (**121**).

116. Auch Herman Wahn nennt in seiner Kurtzgefasseten Teutschen Grammatica[1] als seine Gewährsmänner Schottelius, bei dem jedoch manches veraltet sei, und Bödiker. Aber es ist doch wohl Stielers Einfluß zuzuschreiben, daß das 1. Kapitel der Syntax «Von der ConstructionsOrdnung insgemein und insonderheit» handelt. In der Syntax gibt Wahn ferner in Anlehnung an eine lateinisch geschriebene allgemeine Grammatik als der erste deutsche Sprachlehrer eine durchgeführte Theorie der Tempora. Auch in der Lehre von der Substantivdeklination geht er über seine sonstigen Quellen hinaus.

117. Viel selbständiger als Bel und Wahn war einige Jahre früher Johann Daniel Longolius vorgegangen in seiner Einleitung zu gründlicher Erkäntniß einer ieden, insonderheit aber der Teutschen Sprache (Budissin 1715), einem sehr umfänglichen Werk, das, wie schon der Titel sagt, auch eine allgemeine Grammatik sein will. Schon dadurch, daß es bis zu den Perioden hinaufsteigt, tritt es aus der Reihe der gewöhnlichen Sprachlehren heraus; einen Vorgänger hatte Longolius nur in Pudor. Seine phonetischen Kenntnisse verdienen Anerkennung. Die Deklinationen ordnet er noch vor Körber nach dem Pluralausgang. Auch die Darstellung der Konjugation weicht von Schottelius ab. Nicht besonders glücklich ist der Gedanke, den schwachen Verben auf *-eln, -ern* besondere Konjugationen zuzuweisen; aber mit Recht trennt er die starken Verba, die seine vierte Konjugation ausmachen, von den schwachen mit Vokalwechsel. Auch versucht er eine Klassifikation der starken Verba, wobei nicht nur der Ablaut, sondern auch der Vokalwechsel im Präsens und das Stehen oder Fehlen des *-e* im Imperativ in Rechnung gezogen wird. Die Lehre «Vom Teutschen Deriviren» stellt sich in scharfen Gegensatz zu Schottelius, da für Longolius nur das seman-

[1] Ohne Jahr. Die Widmung ist vom 20. August 1723 datiert. Das Buch enthält nur Etymologie und Syntax. Orthographie und Prosodie hatte Wahn 1720 in seiner Teutschen Orthographia behandelt.

tische Verhältnis von Grundwort und Ableitung maßgebend ist und ihm demgemäß auch Ableitungen einsilbiger Wörter aus mehrsilbigen zulässig erscheinen. Der Abschnitt «Vom Teutschen Componiren» weist auf die bisher nicht beachteten Zusammensetzungen von Substantiven mit Verbalstämmen hin. In der Satzlehre wird die Wortstellung behandelt.

118. Johann Leonhard Frisch, geboren am 19. März 1666 zu Sulzbach in der Oberpfalz, 1698, nach einem wechselvollen Wanderleben, Subrektor, 1708 Konrektor, 1727 Rektor des Gymnasiums am Grauen Kloster in Berlin, zugleich Mitglied der Berliner Societät der Wissenschaften und seit 1731 Direktor der historisch-philologisch-deutschen Klasse, gestorben am 21. März 1743, war, ohne seine wissenschaftlichen Interessen auf das Gebiet der Linguistik zu beschränken, einer der hervorragendsten Sprachforscher Deutschlands, ein gründlicher Kenner der slavischen Sprachen, der sich auch mit dem Französischen wissenschaftlich wie als Schulmann beschäftigte. Sein germanistisches Hauptwerk ist sein «Teutsch-Lateinisches Wörter-Buch» (Berlin 1741), dessen J. Grimm (Deutsches Wörterbuch, I, XXII) mit hohem Lobe als des ersten gelehrten Werks dieser Art gedenkt.[1]

1723 gab Frisch Bödikers Grundsätze heraus. Wie es in der Vorrede heißt, hat «man dadurch des sel. Herrn Auctoris Angedenken in der Mark im Flor erhalten wollen, da man sonst wohl imstande gewesen wäre, unter andern Titel dergleichen Sachen vorzutragen». Die Zahl und die Reihenfolge der Regeln ist beibehalten, der Wortlaut mitunter geändert; die Anmerkungen sind stark überarbeitet. Die Orthographie kann als ganz neues Werk betrachtet werden, in der Syntax bestehen die Änderungen meist in Kürzungen. Das Verhältnis der beiden Hauptteile ist angemessener geworden, da Frisch die Monographie über die Präpositionen auf ein paar Seiten zusammenstrich und als Anhang der Syntax folgen ließ. Die Geschwätzigkeit Bödikers ist eingedämmt, seine etymologischen Phantasien sind weggelassen, ebenso seine treuherzigen Kernsprüche und schwerfälligen Scherze. Veraltetes und Unrichtiges ist beseitigt.

---

[1] Über Leben und Werke Frischs vgl. L. H. Fischer, Joh. Leonh. Frischs Briefwechsel mit G. W. Leibniz, Archiv der «Brandenburgia», 2. Band, Berlin 1896.

An vielen Stellen tritt die Sachkunde und Klarheit des Bearbeiters zutage. So gibt er eine Zusammenstellung der Fälle, wo im Auslaut *-e* stehen müsse, und spricht als der erste die Regel aus, daß im Imperativ die Setzung des *-e* davon abhänge, ob der Vokal des Infinitivs bleibe oder nicht. Die Bemerkung Bödikers (Etym. R. 48), «In den Verbis ist der Imperativus das Stamm-Wort», ändert Frisch sehr charakteristisch um: «In den Verbis kan das Praesens oder der Imperativus als das Stammwort seyn, oder zur Formation dienen», d. h. Frisch ist sich klar darüber, daß das «Stammwort» der herkömmlichen Terminologie ein bloßer Hilfsbegriff ist.

Er strebt nach realen Erklärungen der sprachlichen Erscheinungen. Gewisse niederdeutsche Sprachfehler leitet er daraus ab, daß die Niederdeutschen Eigentümlichkeiten ihrer Mundart, z. B. den Zusammenfall von pronominalem Dativ und Akkusativ, in ihr künstlich angelerntes Hochdeutsch herübernahmen. Er glaubt, daß Konstruktionen wie *ich habe ihn fallen sehen,* statt *gesehen,* Analogiebildungen nach dem Futurum, *ich werde ihn fallen sehen,* seien, eine Erklärung, die auch in unserer Zeit Vertreter gefunden hat.

Seine orthographischen Anschauungen sind im ganzen sehr verständig. Pedanterie ist ihm vollkommen fremd. Er sieht in der Verketzerung jeder abweichenden Ansicht das Haupthindernis des endlichen Siegs einer vernünftigen Schreibung. Ihm ist eine langsame Minierarbeit lieber, die in den Schulen beginnen müsse. Ja, er geht in der Toleranz wohl zu weit, wenn er sich zunächst damit begnügen will, «eine Gleichgiltigkeit bei einigen pedantischen Schreibregeln einzuführen», und so die der Jugend und den Ungelehrten auferlegten Lasten zu verringern.

Freilich, eine streng systematische und ausführliche Grammatik konnte auf dem von Frisch beschrittenen Weg nicht entstehen. Eine solche zu liefern lag aber auch gar nicht in seiner Absicht.

119. Der schlesische Arzt Christ. Ernst Steinbach (1699—1741), der später auch ein Wörterbuch veröffentlichte, gab 1724 eine Kurtze und gründliche Anweisung zur Deutschen Sprache heraus. Das Buch ist, damit es von Ausländern gebraucht werden könnte, lateinisch geschrieben. In der Vorrede erwähnt Steinbach

Schottelius, Morhof, Bödiker und Bel. Trotz ihrer Arbeiten sei noch nicht alles ins reine gebracht. Von der «Construction», d. h. der Wortstellung, habe keine ihm bekannte Schrift gehandelt und zudem hätten die Grammatiker über 200 unregelmäßige Verba angesetzt. Damit hat Steinbach die Punkte bezeichnet, in denen sein Buch für die weitere Entwicklung bedeutsam wurde: die Lehre von der Wortstellung, in der sein System herrschend blieb, bis es von dem einfacheren Aichingers abgelöst wurde, und die Darstellung der Konjugation mit ihren Unterabteilungen der nicht mehr als unregelmäßig bezeichneten starken Verba. Wir werden Steinbach glauben, daß er von Vorgängern nichts wußte; tatsächlich hatten Stieler, Longolius und Wahn von der Wortstellung gehandelt, und die Einteilung der starken Verba nach Ablautklassen war, um von den ältern Versuchen (Ölinger, Becherer, Kromayer, Gueintz) zu schweigen, bereits von Pölmann vorgenommen worden. Übrigens enthält Steinbachs knappes und übersichtliches Büchlein noch manches andere Gute. So gibt er eine Übersicht über die einzelnen Fälle des Lautwechsels und bringt in der Syntax eine und die andere selbständige Beobachtung.

120. Steinbachs Einfluß macht sich bereits geltend in dem syntaktischen Teil von Salomon Hentschels Grundregeln der Hoch-Deutschen Sprache (1729), einem Buche, das aus der Überzeugung von der Notwendigkeit grammatischen Unterrichts in der Muttersprache hervorgegangen ist. Außer Steinbach und den ältern Grammatikern Clajus, Schottelius, Bödiker, Stieler, denen er höchst unnötig noch Girbert und Langjahr anreiht, nennt Hentschel als seine Quellen Freyer und Schmotther. Über Freyer vgl. **124**. Gottfried Schmotthers Dreßdnisch-Cantzleymäßiger . . . Schreiber und Rechner, zuerst 1726 erschienen[1], setzt gewissermaßen die Tradition Brückers und Overheides fort. Er enthält außer Orthographie und Grammatik auch eine Anweisung zu Briefen

[1] Nach dem Katalog der Kgl. öff. Bibliothek in Dresden und Engelien, S. 296. 2. Auflage 1729, 3. 1752 (Katalog der Dresdener Bibliothek) und 1755 (unter dem Titel «Vollkommener cantzleymäßiger Schreiber und Rechner»; Katalog der Kgl. Landesbibl. in Stuttgart).

und zum Rechnen. Die wichtigste Anregung, die Hentschel dem dickleibigen Buche entnahm, betrifft die Eigennamen, die Schmotther in seinen Paradigmen konsequent berücksichtigte und denen nun Hentschel als der erste deutsche Grammatiker einen eigenen Abschnitt widmete. In der Anordnung des Stoffs sucht sich Hentschel an die damals sehr verbreitete lateinische Grammatik des Cellarius anzuschließen.

121. Im Jahre 1730 versah C. A. Körber die Belschen Institutiones mit zahlreichen verständigen Zusätzen und Berichtigungen. Er zitiert Freyer und Steinbach. Auf Gottsched war von Einfluß seine Darstellung der Substantivdeklinationen, die er nach den Pluralendungen ordnet, und wohl auch seine Genusregeln. Von seinen syntaktischen Bemerkungen ist die ausführliche Behandlung des Gebrauchs der Artikel hervorzuheben. Auch er erörtert die Wortstellung.

122. Bödikers Grundsätze wurden 1746 von Johann Jacob Wippel neu herausgegeben. Er stellte den Bödikerschen Text mit einigen Kürzungen, Änderungen und Modernisierungen im Ausdruck wieder her, wobei er die Bearbeitung von Frisch benützte, bezeichnete in den Ausführungen zu den Regeln durch die Buchstaben *B.* und *F.* den Anteil von Bödiker und Frisch und machte eigene Zusätze. Da er seine Bemerkungen und die Erörterungen von Frisch nicht etwa unter dem Text bringt, sondern, ohne sie durch den Druck hervorzuheben, gleich auf Bödikers Worte folgen läßt, macht die Lektüre oft den Eindruck, als sei man in einen gelehrten Streit der drei Herren hineingeraten. Für ein Lehrbuch war das gewiß nicht die richtigste Form. Wippels Beiträge, die ihn öfters in der abgeschmacktesten Sprachscholastik befangen zeigen, bedeuten keinen Fortschritt in der Entwicklung der Grammatik. Die Lücken der Bödikerschen Arbeit hat er wohl zu verstopfen gesucht, das Unsystematische ist geblieben. Und für Frischs Sprachbetrachtung fehlt ihm das Verständnis.[1]

[1] So führt Frisch den Gebrauch von *Sie* statt *Ihnen* bei den Niederdeutschen darauf zurück, daß diese in ihrem Dialekt nur das Duzen und Ihrzen kannten. Dazu bemerkt Wippel, S. 183, es

123. Von den orthographischen Anweisungen der ersten Hälfte des 18. Jhs. verdient Erwähnung Justinus Töllners (1656—1718) im Todesjahr des Autors erschienener Deutlicher Unterricht von der Orthographie der Teutschen wegen der Angaben über die Inkongruenz von Schrift und Sprache, die den Verfasser gegen den Grundsatz, nach der Aussprache zu schreiben, mißtrauisch machte. Doch ist es eben seine provinzielle Aussprache, in der der Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Spiranten sowie zwischen gerundeten und nicht gerundeten Vokalen erloschen war, die seinen Neuerungen zugrunde liegt. Er wollte, daß man nach Diphthongen nie *ss* und *ff* schreibe, (z. B. *beisen, greifen* statt *beissen, greiffen*) und *ä, ö, ü* nur da setze, wo der Ursprung aus *a, o, u* nachweisbar sei (z. B. *heren* statt *hören*).

124. Viel bedeutender und einflußreicher war die zuerst 1721[1] erschienene, dann noch dreimal aufgelegte Anweisung zur Teutschen Orthographie von Hieronymus Freyer (1675—1747), die in musterhafter Systematik und strenger Folgerichtigkeit jeden einzelnen orthographischen Lehrsatz auf die vier Prinzipien Pronuntiation, Derivation, Analogie und Usus scribendi zurückführte, jenen Prinzipien, die größtenteils schon in der Gueintzischen Rechtschreibung aufgestellt, aber dort ohne Verbindung unter sich und mit den Spezialregeln gelassen worden waren.

Was den Inhalt der Lehrsätze betrifft, ist Freyer konservativ; er läßt manche veraltende Schreibung zu, die später von Gottsched endgültig beseitigt wurde.

Das Buch enthält auch einen Abriß der Formenlehre und Syntax, der bemerkenswert ist wegen einiger Angaben über den Gebrauch der beiden Adjektivdeklinationen und der hier aufgestellten, freilich von Früheren vorbereiteten Lehre von einem *articulus postpositivus*, die nicht nur bei Hentschel, sondern auch bei manchen späteren Grammatikern Anklang fand.

---

werde nicht ein jeder glauben, daß man den «Complimenten» die Schuld an diesem Fehler beizumessen habe. «Es ist auf teutsch die Unwissenheit Ursache davon.» Also statt einer historischen Erklärung lieber ein allgemeines Gerede.

[1] Nach Engelien, S. 298, im Jahre 1722.

125. Freyers Buch ist offenbar der Ausgangspunkt für Johann Hieronymus Lochners (1700—1769) 1735 unter dem Pseudonym Chlorenus Germanus herausgegebene neu verbesserte Teutsche Orthographie. Lochner war ein scharfsinniger Kopf, aber seine weitschweifige Darstellung[1] bahnt den guten Beobachtungen nur mühsam den Weg durch das Dickicht selbstgeschaffener scholastischer Schwierigkeiten. Auch er flicht in seine Orthographie andere Teile der Grammatik ein. Die Lehre von der Substantivdeklination steht auf dem Standpunkt, den erst vier Dezennien später wieder Fulda erreichen sollte. Aber auf die tonangebenden Kreise seiner Zeit wirkte Chlorenus nicht, zum guten Teil wegen seiner altertümlichen, stark süddeutsch gefärbten Sprache. Mehr Anklang fand er im katholischen Deutschland; wenigstens wird er von dem Jesuiten Habendorf (**127**) zitiert. Und nicht unmöglich scheint es, daß seine Akzentlehre auf Aichinger und durch diesen auf Nast, Fulda und Adelung gewirkt hat.

126. Abhandlungen über verschiedene grammatische Probleme brachten die nun erstehenden Zeitschriften, von denen die von Gottsched herausgegebenen Beyträge zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (1732—1744) den ersten Rang einnehmen. Manche Fragen wurden hier fruchtbringend erörtert. Mit Auszeichnung sind die Aufsätze von P. Martini zu nennen, dessen Abhandlung über die Adjektivdeklination noch von Adelung benützt wurde. Einige gute Beobachtungen brachten Etlicher Niedersachsen Grammatische Anmerkungen (Hildesheim 1742). Auch Monographien erschienen. Johann Christian Clemann, Konrektor zu Schwerin, veröffentlichte 1747 einen Versuch einer regelmäßigen Beugung oder Declination der Teutschen Nenwörter.

127. Seit den zwanziger Jahren des 18. Jh. wenden sich als Vorboten einer neuen Zeit auch Katholiken, namentlich süddeutsche, nach hundertjähriger Unterbrechung wieder dem Betrieb der Grammatik zu. Die Abhandlungen im

[1] Das Buch ist um 9 Bogen stärker als die erste Auflage von Schottels Sprachkunst!

II. und V. Band des Parnassus Boicus (1723, 1724 und 1736) sind freilich nur als Symptome des wiedererwachten Interesses für die deutsche Sprache von Bedeutung.[1] Aber der Teutsche Schlüssel zu allen Sprachen von Johann Max (1728) verdiente nicht die Geringschätzung, mit der ihn die Critischen Beyträge (I, S. 226ff.) besprachen, auf deren Referat Reichards etwas ironisch gefärbte Mitteilungen S. 397ff. beruhen. Die Sprache ist allerdings altertümlich und nicht frei von süddeutschen Provinzialismen. Nord- und Mitteldeutsche hatten aus dem Buch nichts zu lernen, aber für sie war es auch gar nicht bestimmt. Der Verfasser, der aus dem Wallis stammte, hatte selbst erst später deutsch gelernt und wirkte als Sprachlehrer erst in Wien, dann in Liegnitz. Wenn er den Mangel deutscher Grammatiken beklagt, so denkt er an Österreich. Bödikers Grundsätze waren dort, wie die Dinge nun einmal lagen, wegen ihres protestantischen Standpunkts unmöglich. Sie konnten übrigens ebensowenig wie die lateinisch abgefaßten Bücher von Bel und Steinbach Maxens didaktischen Ansichten genügen. Denn in ihm war der Ratichische Gedanke lebendig, daß an der Hand der Muttersprache das System grammatischer Begriffe erlernt werden und so die deutsche Sprachlehre auf das Studium fremder Sprachen vorbereiten solle. Daneben wünschte er, an der Erfüllung der Forderung mitzuwirken, daß ein wohlgeartetes Gemüt sich der Grundregeln der Sprache bewußt werde, die Fehler des Pöbels vermeide und richtig schreibe.

Er nennt als Vorgänger den Grafen von Seilern, der als Reichs-Vice-Kanzler ein «Namen-Büchel»[2] verfaßt habe, um den vielen Fehlern, die sich selbst in wichtigen Kanzleischriften finden, zu steuern. Der Teutsche Schlüssel ist nach didaktischen Erwägungen disponiert; daher steht die Lehre vom Verbum als der wichtigste Teil der Etymologie voran. Max bemüht sich um scharfe Formulierung der grammatischen Definitionen und eifert gegen den üb-

[1] Vgl. Hans Birlo, Die Sprache des Parnassus Boicus, Münchner Dissertation, Augsburg 1908, S. 6ff.

[2] Dies ist der bairisch-österreichische Name für Fibel, vgl. Schmeller, Bair. Wb., I, 1740; aber das von Max erwähnte Buch muß eine Anweisung zur Orthographie gewesen sein.

lichen Schlendrian. Seine Angriffe richten sich natürlich gegen den damaligen Betrieb der lateinischen Grammatik in österreichischen Schulen; was er fordert, hatten die vorgeschritteneren Lehrbücher zum Teil schon durchgeführt, so die Beseitigung des Optativs. Manches ist, wie er selbst sagt, auf den künftigen Unterricht im Französischen und Italienischen berechnet, so die Unterscheidung eines Praeteritum imperfectum und perfectum definitum, die im Deutschen durch dieselbe Form ausgedrückt werden. Er gibt eine Darstellung der Wortfolge, wahrscheinlich im Anschluß an Steinbach, aber mit einigen Erweiterungen; durch Steinbach ist er auch wohl zu seiner Klassifikation der starken Verba angeregt worden, wobei er übrigens etwas andere Wege einschlägt als sein Vorbild.

Die lateinische Bearbeitung der italienisch geschriebenen Grammatik Matthias Kramers, die der Jesuit Andreas Freyberger 1733 unter dem Titel Fundamenta linguae Germanicae herausgab, scheint in katholischen Kreisen einige Verbreitung gefunden zu haben. Wenigstens zitiert sie öfters ein Ordensbruder Freybergers, Habendorf, in seiner Anleitung zur Teutschen Sprache, die anonym 1744, mit Nennung des Autors 1753 erschien. Außerdem verweist Habendorf auf Bödiker, Chlorenus, seltsamerweise auch auf den alten Sattler. Schottelius ist sicher benutzt. Habendorfs Buch lehrt übrigens auch die Elemente des Rechnens und gibt eine Anweisung zur Abfassung von Briefen und Geschäftsstücken, vgl. Schmotther (**120**). Die Sprache steht im Banne des Kanzleistils. Als gute Dichter werden neben Mitgliedern der Gesellschaft Jesu (Oppelt, Georg Friebel, Balde) Opitz und Hofmanswaldau gerühmt.

Endlich gab 1747 Johann Balthasar von Antesperg in Wien seine Kayserliche Deutsche Grammatick heraus. Er stand mit Gottsched in Beziehung und war Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Seine Arbeit ist insofern selbständig, als er fortwährend Bezug nimmt auf die Abweichungen des österreichischen Dialekts und Schreibgebrauchs von der modernen Schriftsprache, die er freilich selbst nicht vollständig beherrscht. Auch er sieht wie Max den Wert der deutschen Grammatik unter anderm in der Vorbereitung auf das Studium fremder

Sprachen. In der Benützung der Vorgänger greift er gelegentlich bis auf Clajus zurück.

Anm. Nach Jaroslaus Schaller, Kurze Lebensbeschreibungen jener verstorbenen Gelehrten Männer aus dem Orden der Frommen Schulen, die sich . . . vorzüglich ausgezeichnet haben (Prag 1799), S. 149, hat der Piarist Donatus Hoffmann a Transfig. Domini (geb. 1703 zu Leobschütz in Schlesien, gest. in Kempten 1783) 1746 in Kempten eine Deutsche Sprachlehre erscheinen lassen. Näheres ist mir über das Buch nicht bekannt.

VII. Das Problem der Sprachrichtigkeit.

128. Das Problem enthält zwei begrifflich trennbare Momente: was sind die Befugnisse des Sprachlehrers gegenüber dem Sprachgebrauch? und: wie verhält sich die Schriftsprache zu den Mundarten?

Der erste Punkt bildet den Gegenstand eines freundschaftlichen Streits zwischen Richey und Fabricius «über den Gebrauch und Mißbrauch in Sprachen» in C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen II (1723), S. 1ff. Während Richeys Bemerkungen über den «Mißbrauch» ganz an der Oberfläche bleiben, sind die Ausführungen seines Gegners vernünftig und vorurteilslos. Er nimmt als Motto eine Stelle des Sextus Empiricus, in welcher der Zirkelschluß der griechischen Grammatiker aufgedeckt wird, die gegen den Gebrauch die Analogie ausspielten, diese aber wiederum auf den Gebrauch stützten. Die Sprache, führt Fabricius aus, ist überhaupt nichts anderes, «als ein beliebter Gebrauch eines gewissen Volkes im reden und schreiben zu der Zeit», der Grammatiker hat die Aufgabe, die Gesetze des jeweiligen Gebrauchs festzustellen, nicht, ihm Gesetze vorzuschreiben. Die sprachlichen Verschiedenheiten flössen mit Notwendigkeit aus der Verschiedenheit der sprechenden Menschen her, die sich sowohl in der Lautbildung geltend mache, wie im geistigen Gehalt der Sprache, insofern der eine Mensch anders denke als der andere, «und eine Sache, davon er sprechen will, anders betrachtet, und unter andern Bildern sich vorstellet». Wenn die toten Sprachen einförmiger zu sein schienen, so komme dies daher, daß sie in wenigen Schriften erhalten seien. Aber auch in ihnen merke der Grammatiker einfach den Gebrauch an, wenn er auch allen Regeln und Analogien

widerspreche. Viel schwieriger sei es, in einer lebenden Sprache die Grenzen des Gebrauchs abzustecken. Als Gebrauch habe da zu gelten, was «1) von mehrerern Gelehrten und Ungelehrten allerley Standes, 2) öfters, 3) im schreiben so wol als reden gebrauchet wird». Eine sprachliche Erscheinung, die diesen Bedingungen genüge, dürfe man, und sei sie noch so regelwidrig, nicht verwerfen. Es würde erfolglos sein und auch zwecklos. Denn — und hier stellt sich Fabricius gegen das Idol aller Grammatiker — der Zweck einer Sprache sei nicht, nach der Analogie zu reden, sondern die Gedanken deutlich, nachdrücklich und mannigfaltig kundzutun. Dieser letzte Zweck der Sprache werde geradezu durch die Regelsucht der Grammatiker gefährdet. Nur das eine könne man dem Sprachlehrer einräumen, daß er von zwei gebräuchlichen Ausdrucksweisen die eine vorziehe, sei es weil sie üblicher sei, sei es weil sie den Regeln mehr entspreche. Doch dürfe er die andere nicht geradezu verwerfen und nicht verhindern wollen, daß eine Sprache immer reicher und mannigfaltiger werde. Insofern Fabricius es den Grammatikern freistellt, den von ihnen bevorzugten Ausdruck selbst durchzuführen und andern anzupreisen, trifft er mit Richey zusammen, der geraten hatte, mit Neuerungen vorsichtig zu sein und den Anfang zu machen, «in solchen Dingen, darin der gemeine Haufe selbst unbeständig ist, und so bald das rechte als das unrechte brauchet». Vgl. Quintilians Bemerkung über die auswählende Funktion der Analogie, oben **78**.[1]

129. Der Denkweise ihrer Zeit entsprechend hatten Schottelius und seine Anhänger die Norm als etwas Seiendes, als die Natur oder Eigenschaft der Sprache aufgefaßt, die wahre Sprache der wirklichen entgegengestellt. Diese Natur der Sprache zu finden ist Sache des Grammatikers. Er hat die Aufgabe, den Sprachgebrauch zur Deckung mit der Grundrichtigkeit zu bringen. Die Koinzidenz von Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit liegt also in der Zukunft. Diese Anschauung ist wieder im Zuge der Zeit, die sich

[1] Überhaupt kehren in den Streitigkeiten der modernen Analogisten und Anomalisten die Gesichtspunkte und Argumente ihrer antiken Vorgänger immer wieder.

als eine Epoche des Aufschwungs fühlte, auf die Vergangenheit trotz aller patriotischer Empfindungen mit Geringschätzung herabblickte. Andererseits war es ein Gemeinplatz, daß die Sprache durch das unbeständige Volk verderbt werde und der Grammatiker durch seine Regeln dieser Verderbnis Einhalt tun solle.[1] Zog man die Konsequenz dieser Anschauung, so ergab sich ein Vorzug der älteren Sprache.

Eine Synthese dieser beiden Anschauungen versuchte nicht ohne Scharfsinn Chlorenus. Für ihn liegt die Einerleiheit von Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit als Tatsache in der Vergangenheit und zugleich als Ziel in der Zukunft. Die Sprachen, die nach dem Turmbau von Babel entstanden, seien unmittelbar von Gott den Menschen eingepflanzt worden und deshalb vollkommen gewesen. Später hätten sie sich verändert, und zwar zum Schlechtern; «wie es denn auch die Beschaffenheit der Sache mit sich bringet, indem solche Veränderung nicht mit Vorsatz, sondern nach und nach ungefähr geschehen, auf welche Art denn ordentlich nicht was recht und Regelmäsig ist, sondern Fehler und Irrtümmer zu entstehen pflegen» (S. 173 f.).

Durch bewußte Tätigkeit werden dann die verderbten Sprachen «excolirt». Die «Excolirung» besteht aber in nichts anderm als in der Wiederherstellung der ursprünglichen Vollkommenheit. Sie ist möglich, weil durch die Verderbnis das innerste Wesen der Sprache nicht angetastet wird. Es bleibt der *Genius linguae*, der unveränderliche Charakter einer Sprache; verändert werden nur Einzelheiten, namentlich der Aussprache. Dieser *Genius linguae* besteht in der Art zu deklinieren und zu konjugieren und in der Art der Aussprache im allgemeinen. Diese eigentümliche Art ist der Regel unterworfen; nur so erklärt sich, daß «sich der *genius linguae* bey eines jeden Mutter-Sprache unvermerkt imprimiret, und *(quanquam non artificialem tamen naturalem grammaticam)* eine natürliche grammatic in das Gehirn schreibet» (S. 169).

[1] Schon bei den Griechen und Römern findet sich die Anschauung, daß die alte Sprache analogischer gewesen sei, vgl. Steinthal, Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, S. 484, 518, 520 ff. — Albertus, S. 13, IV, Schottelius, S. 166 ff.

Auf diese Weise ist also die Sprachrichtigkeit an etwas Positives, wenn auch bloß Hypothetisches, die Ursprache[1], angeknüpft und doch dem Grammatiker für seine normierende Tätigkeit Spielraum gelassen, die Idealität der Sprachregeln ist gewahrt und doch zugleich die Wirklichkeit der wahren Sprache behauptet.

130. Über das Verhältnis der Gemeinsprache zu den Mundarten äußern die Thüringer Girbert und Stieler dieselben Ansichten wie Schottelius, ja Stieler gebraucht, wie ein Jahr vorher Bödiker, das Wort «hochteutsch» nicht mehr im geographischen, sondern im axiologischen Sinn: «Ich sage Hochteutsch, dieweil die andere teutsche Mundarten, sie seyen Niederländisch, Sächsisch, Schweizerisch, Oesterreichisch, Schwäbisch, Fränkisch, ja so gar Meißnisch, diese hochteutsche Sprache, welche das Teutsche Reich auf Reichstägen, in Kanzeleyen und Gerichten, so wol die Geistlichkeit in der Kirche, auf öffendlichen Kanzeln und im Beichtstul, wie nicht weniger die Gelehrte in Schriften, und männiglich in Briefen, Handel und Wandel gebrauchen, nicht ist».[2]

131. Natürlich waren die Niederdeutschen um so mehr geneigt, den Ansprüchen der Meißner entgegenzutreten, wenn sie ihrer Mundart auch eine Art Ehrenplatz einräumten.[3] Ja es tritt sogar die Ansicht hervor, daß die Niederdeutschen die Schriftsprache am besten handhaben könnten. Wohl zuerst bei Morhof, der in seiner flüchtigen Art von diesen Dingen redet: «Wer nun ein reinliches Teutsches Carmen schreiben will, der muß den lieblichsten Dialectum, wie der Meißnische ist, ihm vorsetzen, unter welchen aber die andern Oberländer schwerlich zu bringen sind, denn ihre Idiotismi lauffen allezeit mit unter. Meines

[1] Nur von ihr gilt, daß sie vollkommen war; die erhaltenen Denkmäler des Altdeutschen zeigen die Sprache schon im Zustand der Verderbnis, S. 175.

[2] Lehrschrift, S. 1. Das hindert übrigens Stieler nicht, in der Widmung seines Wörterbuchs den Kurfürsten von Sachsen als den Beherrscher der Städte Dresden, Leipzig, Wittenberg zu preisen, die die Geburtsstätten des Hochdeutschen und seine Richtschnur seien.

[3] Das hatte bis zu einem gewissen Grad übrigens schon Schottelius getan, vgl. Ausf. Arb., S. 159 oben.

erachtens soll ein Niedersachse die beste Art im schreiben an sich nehmen, wenn er in den Hochteutschen Idiotismis etwas geübet ist» (Unterricht von der Teutschen Sprache, S. 439 der 2. Auflage). Worauf dieser Vorzug der Niedersachsen sich gründet, wird nicht ausgeführt; es scheint, daß Morhof nicht wie später Brockes und Klopstock an die Aussprache dachte, sondern an die Vermeidung speziell «oberländischer» Eigenheiten.

132. Die Überschätzung Bödikers durch H. Rückert gilt namentlich seiner Stellung zum Problem der Sprachnorm. Was Rückert bei andern subjektive Reflexion nennt, heißt bei Bödiker Sprachbewußtsein und Sprachgefühl. Bödiker soll wissen, daß nicht die Gelehrten die Sprache machen, sondern daß sie sich selbst macht. Seinem geschulten Verstand hätten die Nebelbilder von dem Verhältnis der gesprochenen zur geschriebenen Sprache nichts anhaben können. Er habe so klar wie keiner seiner Vorgänger erkannt, daß das Objekt der Grammatik eine Büchersprache sei. Niemand habe eine so rationelle und methodische Kenntnis der lebendigen Gliederungen des Deutschen, der deutschen Mundarten besessen. Er habe das Verdienst, Luthers Autorität richtig bewertet, das Abgestorbene von dem Lebendigen geschieden zu haben. Das sind maßlose Übertreibungen. In keinem dieser Punkte ist Bödiker originell.[1]

[1] Derselbe Bödiker, der nach Rückert wußte, daß nicht die Gelehrten die Sprache machen, sagt von der hochdeutschen Sprache, sie sei «durch Fleiß der Gelahrten zu solcher Zierde erwachsen» (S. 211 der 2. Aufl., ähnlich A_7a). Diese Meinung, daß nämlich an der Bildung der Kunstsprache die Reflexion Anteil habe, war allgemein verbreitet, ebenso war aber auch der Gedanke geläufig, daß die Sprache im ganzen dem Belieben des einzelnen entrückt sei, vgl. Schottelius, Ausf. Arb., S. 97, 53, und die öfters, so auch von Schottelius, Ausf. Arb., S. 168 f., und Harsdörfer, Specimen Praef., 2. Seite, zitierten Worte Biblianders. Daß die Sprache «sich selbst mache», hat das unromantische Jahrhundert natürlich nicht gewußt. — Die Poetiker des 17. Jhs. jagten keinen Nebelbildern nach, wenn sie sich auf die lebendige Sprache beriefen. Für sie handelte es sich um die höchst konkreten Fragen: wonach beurteilt man die Reinheit des Reims und wie bestimmt man die Silbenzahl eines Wortes? Die Büchersprache konnte darauf keine Antwort geben, vgl. 64. Wie hätten übrigens diese Männer, die

Wohl aber in einem andern. Schottelius hatte trotz seiner Vorliebe für das Niedersächsische soviel Tatsachensinn, um zu wissen, daß die hochdeutschen Mundarten in einem ganz andern Verhältnis zur Schriftsprache stehen als die niederdeutschen. Deshalb bezeichnet er nur sie als Dialekte des Hochdeutschen, die andern als Dialekte des Niederdeutschen. «Die Hochteutsche Sprache ist kein Dialectus, auch nicht die Niederteutsche Sprache, sonderen haben jhre Dialectos» (Ausf. Arb., S. 152). Bödiker dagegen nennt die südlichen Mundarten «oberländisch» und beschränkt den Namen Hochdeutsch auf die Schriftsprache. «Ich theile die Deutsche Sprache inner Deutschland ab: 1. in die Nieder-Sächsische, 2. Oberländische und 3. Hoch-

einen neuen Stil begründen wollten, sich an der schriftlichen Tradition genügen lassen sollen! — Daß Bödiker den literarischen Charakter des Objekts der Grammatik klar erkannt habe, hat Rückert wohl nur aus dem 93. Lehrsatz der Syntax geschlossen: «Zu Erlernung einer guten Deutschen Red- und Schreibart muß man gute Deutsche Bücher lesen», gegen dessen schlichte Wahrheit kein Sprachlehrer des 17. Jhs. etwas einzuwenden gehabt hätte. Die Niederdeutschen machten da übrigens aus der Not eine Tugend; vgl. die oben S. 133, Fußn. 1, zitierte Äußerung Bellins und Zesens Bemerkungen über diejenigen, die nicht geborne Hochdeutsche sind S. 158 u. 182, Fußn. 1. — Die Übersicht, die Bödiker, S. 210f., über die deutschen Mundarten gibt, hat vor der Schottelschen, Ausf. Arb., S. 154, nur den Vorzug, daß das Siebenbürgische nicht als Niederdeutsch betrachtet wird; die richtige Einreihung war schon bei Albertus, S. 39 zu finden. Rationell und methodisch war es gewiß nicht, statt der Hauptdialekte die Unterarten aufzuzählen und zudem nach politischen Grenzen vorzugehen, z. B. Österreicher, Deutsche Ungern und Siebenbürger, Tyroler, Steyrer, Kärndtner, Bayrer, Schwaben usw. Da war die von Bödiker gekannte Gliederung des Scioppius viel besser. — Bödikers angebliches Verdienst in Luthers Sprache das Lebendige vom Abgestorbenen geschieden zu haben, reduziert sich darauf, daß er S. 195ff. 29 Wörter als schwer verständlich bezeichnet. D. h. ihm waren diese Wörter nicht geläufig, darunter auch solche, die der «immanente Sprachgeist» niemals verworfen *(Laib, rügen, vergeuden, nacheifern)* oder doch wieder zu Gnaden angenommen hat *(hehr)*. Die Tatsache, daß Luthers Sprache veraltete, war schon in den Streitigkeiten der vierziger Jahre zu tage getreten (98) und von mehreren Gelehrten vor Bödiker öffentlich ausgesprochen worden, vgl. Socin, Schriftsprache und Dialecte, S. 348.

deutsche.» «Die Hochdeutsche Sprache ist keine Mund-Art eines einigen Volcks oder Nation der Deutschen, sondern auß allen durch Fleiß der Gelahrten zu solcher Zierde erwachsen, und in gantz Deutschland üblich» (S. 210f.). Damit war das Niederdeutsche in ein Verhältnis zur Schriftsprache gerückt, in das es bisher niemand gesetzt hatte. Es steht gleichberechtigt neben den «oberländischen» Dialekten, das Hochdeutsche ist aus allen erwachsen. So vertritt Bödiker nicht nur die Ansicht, daß die Schriftsprache, wie aus den oberländischen, so auch aus den niederdeutschen Mundarten Wörter, wenn auch in geänderter Lautform, aufnehmen dürfe, er will sogar in rein grammatischen Streitfragen das Niederdeutsche mitsprechen lassen. Als Argument für die Zulässigkeit der dativischen Verwendung von *sich* führt er S. 78f. auch den niederdeutschen Gebrauch an. «Im übrigen redet die Nieder-Sächsische Sprache beständig auch also: und weil es gut und rein Deutsch, (obwol nicht HochDeutsch,) so muß es billig in der HochDeutschen Sprachen auch also behalten werden. Denn sie kan in den Phrasibus wol die MundArt ändern, und die Außsprache; aber nicht die Casus.» Er bedachte nicht, daß mit dieser Begründung auch die Aufhebung des Unterschieds von *mir* und *mich*, *dir* und *dich* verteidigt werden konnte.

Daß Bödiker den meißnischen Ansprüchen entgegentritt, ergibt sich aus dem Gesagten von selbst. Ähnlich wie Morhof, den er hier stark benützt hat, gibt er S. 211ff. zwar zu, daß die Meißner und Obersachsen dem Hochdeutschen «am nechsten mit reinlicher Außsprache kommen», sagt aber dann, daß ein geborner Niedersachse die Hochdeutsche Sprache am reinsten aussprechen könne, besser als ein Oberländer, rückt dem Meißnischen «viel unzierliche Sonderheiten in der Außrede» vor, d. h. grobmundartliche Eigenheiten, darunter das von Morhof nach Scioppius erwähnte *Zeberer* = *Zauberer*, außerdem auch «etliche unbrauchbare Wörter» und schließt mit dem nicht sonderlich originellen[1] Satz: «In Summa: der gemeine Mann redet nirgend Hochdeutsch, die Gelahrte, geschickte, gereiste Leute aber auch ausser Meissen.»

[1] Vgl. die Äußerungen Schottels 77 und Hanmanns 86.

133. Die kleine Schrift «Etlicher Niedersachsen Grammatische Anmerkungen, worinn vornehmlich gezeiget wird, wie der itzige Gebrauch im Teutschen bey einigen von den besten Schriftstellern, namentlich Den Leipziger Herrn Gesellschaftern, fast aus jedem Theile der Sprachlehre mehrmals einer Beurtheilung und Verbesserung bedürfe» (Hildesheim 1742), macht zwar das Verhältnis des Meißnischen zur Gemeinsprache nicht direkt zum Gegenstand ihrer Erörterungen, deutet aber durch den Titel hinlänglich die Tendenz an. Natürlich operiert sie mit dem beliebten Gegensatz von «Natur der Sprache» und Gebrauch und stellt die Behauptung auf, daß auch ein allgemeiner Gebrauch sich von der Sprachlehre richten lassen müsse.

134. Aber auch Niederdeutsche verschlossen sich nicht der Erkenntnis, daß die Gemeinsprache in engster Beziehung zum Meißnischen stehe. Caspar Daniel Morhof, der im Jahre 1702 den «Unterricht» seines Vaters neu herausgab, bemerkt in der Vorrede, er habe eine gute meißnische Orthographie durchzuführen versucht, was freilich nicht leicht sei, da es eine vollständige und richtige Darstellung der Orthographie nicht gebe. «Es wäre solche höchst-nöthig, so wohl denen Meißnern selbst, als auch uns, die wir in Nieder-Sachsen leben, und die Hochteutsche Sprache mit Mühe, und meistentheils aus den Büchern erlernen müssen, welche wir hernachmahls mit unserer Mutter-Sprache verfälschen, und also nichts accurates, so wohl was die ortographia, als auch die Reinlichkeit derselben insgemein anlanget, in der Teutschen Ticht-Kunst zu wege bringen können, für allen in den Augen der Ober-Länder, als welchen solch Nieder-Sächsisches Hochteutsch gar zu rauhe und öffters unverständlich scheinet.» Der Holsteiner Scriver werde wohl auch von den Meißnern wegen seiner Sprache bewundert; «doch würde er es nicht so weit gebracht haben, wann er nicht eine geraume Zeit sich in Meissen auffgehalten hätte».

So begreift sich das Aufkommen einer vermittelnden Richtung, die dem Meißnischen weit mehr einräumt als Bödiker und für die Niederdeutschen nur das Recht beansprucht, in einigen Dingen mitreden zu dürfen. Hieher gehört die Abhandlung von B. H. Brockes «Beurtheilung

einiger Reim-Endungen, welche von etlichen Mund-Ahrten in Teutschland, absonderlich in Ober- und Nieder-Sachsen, verschiedentlich gebraucht werden», in C. F. Weichmanns Poesie der Nieder-Sachsen, I (1721), S. 1ff.

Es wird hier das Problem behandelt, das schon die schlesischen Poetiker des 17. Jhs. beschäftigt hatte, und die Lösung hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der von Titz in seiner Reimtafel versuchten. Titz wollte ja die meißnischen Reimendungen verzeichnen und die schlesischen Abweichungen nur angeben, wo die schlesische Mundart «keines unanmuthigen oder falschen Lauts kan überwiesen werden». Ob ein Laut fehlerhaft sei oder nicht, wird nach innern Gründen bestimmt, vgl. **85**, Anmerkung. Ähnlich erkennt Brockes die Autorität des Meißnischen oder, wie er sagt, Obersächsischen in einem sehr weiten Umfang an und will nur aus triftigen Gründen von ihr abweichen.[1] Aber er legt diesen Gründen und Beweistümern größeres Gewicht bei als Titz, der doch nicht gewagt hatte, die berechtigten Eigenheiten des Schlesischen als schlechthin nachahmenswert hinzustellen, meißnische Besonderheiten geradezu als falsch zu bezeichnen. Brockes hält sich für berechtigt, seine Stimme zu erheben, weil das Hochdeutsche doch gewissermaßen auch Eigentum der Niedersachsen geworden sei, die von Jugend auf in Schule, Kirche und feiner Gesellschaft nichts als Obersächsisch hörten, mit

[1] S. 7: «Vielmehr bin ich allerdings der Meynung, daß, wie die Herren Ober-Sachsen im Besitz der schönsten und zierlichsten Mund-Ahrt sind, so gar daß man durchgehends nur dasjenige, welches ihnen am nähesten kommt, für das Beste hält, daß, sage ich, wir so wol, als alle andere, z. E. Schlesier, Franken, Oesterreicher etc. verbunden sind, ohne wichtige Ursachen, von ihnen nicht abzuweichen, sondern vielmehr den hiewider bey uns eingeschlichenen Gebrauch als einen Mißbrauch anzusehen haben. Ja ich halte dafür, und getraue mir zu behaupten, daß, wenn wir etwa nur eine kleine Ursache zur Vertheidigung unserer Aussprache gegen die ihrige finden mögten, dennoch die ihrige billig vorgezogen werden müsse.» — S. 32: «In allen Fällen aber, wo wir keine hauptsächliche und Sonnen-klare Gründe gegen Sie anzuführen haben, wünschte ich, daß unsere Nieder-Sächsische Tichter sich je länger je mehr an die Ober-Sächsische Mund-Ahrt gewöhnen mögten; weil doch ausgemacht, daß der Gebrauch in Sprachen fast nach eigenem Willkühr regieret.»

Obersachsen täglich umgingen und sich oft viele Jahre in Obersachsen aufgehalten hätten. Andererseits seien sie, gerade weil sie von Hause aus dem Obersächsischen fremd gegenüberstehen, besser befähigt, Fehler der Aussprache wahrzunehmen, als die gebornen Obersachsen, die durch die Gewohnheit das Gehör dafür verloren hätten. Den Maßstab für Richtigkeit und Unrichtigkeit der Aussprache bildet für Brockes die Schrift. Ähnliches hat ja wohl schon früheren Theoretikern vorgeschwebt[1], aber Brockes hat zum erstenmal den Grundsatz im einzelnen durchgeführt. Seine erste Regel lautet: «Man muß sprechen, wie man schreibet», d. h. man müsse nicht mehr und nicht weniger Buchstaben, als geschrieben werden, jeden in jeder Stellung gleich, aussprechen und verschiedene Buchstaben nicht verwechseln. Und da kann Brockes darauf hinweisen, daß die Niedersachsen viel weniger Fehler begehen, da sie die harten und weichen Konsonanten im Gegensatz zu den Obersachsen streng unterschieden, was sie auch die Aussprache fremder Sprachen leichter erlernen lasse.

Brockes' Regel ist der gerade Gegensatz zu der üblichen orthographischen Anweisung, so zu schreiben, wie man spreche, aus der dann die Folgerung abgeleitet wurde, daß man nicht mehr und nicht weniger Buchstaben setzen dürfe, als man Laute hören lasse. Die Orthographiereformer wollten außerdem, daß jeder Laut in allen Stellungen gleich bezeichnet werde. Freilich auch Brockes sieht sich genötigt, mitunter die Schrift nach der Sprache zu korrigieren[2], aber in einer Reihe von Fällen führt er sein Prinzip durch, auch wo ober- und niedersächsische Aussprache sich nicht unterschieden. So hält er es S. 11f. für einen großen Fehler, daß man das *ch* in *des Dach's* und *der Dachs* verschieden ausspreche; er verwirft die *k*-Aussprache. Es gefällt ihm weder die obersächsische Aussprache, die das auslautende *g* mit *k*, noch die nieder-

---

[1] Vgl. **101** über Harsdörfer. Anders ist Zesens Gedanke, die Aussprache nach der etymologisch richtigen Schreibung zu modeln (**94**).

[2] S. 12 verlangt er einfaches *k* in *Hake* und *Schnake*, S. 13 einfaches *f* in *Schlaf*, im Gegensatz zu *schlaff*.

sächsische, die es mit *ch* zusammenwirft.[1] Natürlich billigt er auch nicht die bloß obersächsische Art *s* nach *r* wie *sch* zu sprechen *(Herrscher: Perser)*. Übrigens sind für ihn auch analogistische Erwägungen maßgebend. Die obersächsische Länge in einsilbigen Formen wie *Stab, Grab, Lob* sei der niedersächsischen Kürze vorzuziehen, weil sie durch die Länge der mehrsilbigen Formen, wie *Stabes*, als richtig erwiesen werde. Daraus ergebe sich die allgemeine Regel, daß Vokale lang zu sprechen seien, wenn ihnen ein einfacher, namentlich weicher Konsonant folge.

Nicht überall gelangt Brockes zu einer wirklichen Entscheidung; namentlich ist er mit den *e*-Lauten nicht fertig geworden. Auch verrät sich mitunter, daß er den obersächsischen Gebrauch doch nicht genügend kennt, er hält z. B. schlesische Eigenheiten für obersächisch.[2] Inkonsequent ist es, daß er die Reime von *i* auf *ü* nicht beanstandet.

Aber trotz dieser Schwächen ist die Abhandlung bedeutsam. Erstens ist Brockes ein Vorläufer Gottscheds, insofern er den meißnischen Gebrauch und grammatische Erwägungen nebeneinander als Prinzipien der Sprachrichtigkeit anerkennt. Und zweitens tritt bei ihm zuerst die in der Gemeinsprache schließlich zum Durchbruch gelangte Tendenz hervor, die Aussprache nach der Schrift zu regeln mit Hilfe der im Niederdeutschen bewahrten, im größten Teil des Hochdeutschen erloschenen historischen Unterschiede in der Lautgebung.

135. Eine eigentümliche Mischung der Anschauungen begegnet bei Gottscheds Leipziger Kollegen und Gegner, dem Philologen Johann Friedrich Christ (geb. zu Ko-

---

[1] Deshalb verlangt Brockes die Trennung der drei Reimtypen *Sack: Geschmack, Gelag: Schlag, sprach: brach*. Praktisch läuft dies auf die Forderung neutraler Reime hinaus, aber Brockes' Gedankengang ist von dem der Schlesier gründlich verschieden.

[2] Die Obersachsen sollen nach S. 26 *Flüche* und *Küche* reimen, *Güte* wie *Gütte* sprechen, dem Wort *nim* einen helleren Klang als die Niedersachsen geben, d. h. das *i* dehnen. Das *u* in *Bruch, Geruch, Spruch* scheint er in obersächsischer Aussprache für lang, das *u* in *er flucht, verrucht, er sucht* für kurz zu halten (S. 29).

burg 1700 oder 1701, Professor in Leipzig 1731, gest. 1756).[1] Er glaubt, daß das Hochdeutsche aus dem thüringischen Dialekt entstanden sei[2]; der lebendige meißnische Sprachgebrauch hat dagegen für ihn keine Autorität. Die richtige Sprache ist in guten Büchern enthalten, und in gebildeten Männern, mögen sie wohnen wo immer, ist sie lebendig.[3] Obwohl er der Meinung Quintilians über die Analogie beistimmt[4], führt er diese doch gegen den allgemeinen ostmitteldeutschen Gebrauch ins Feld.[5] Die Vorstellung einer gebildeten Umgangssprache ist ihm nicht fremd[6], aber für die Reinheit der Reime ist ihm vor allem die Schrift maßgebend.[7] Was ihn ganz besonders von Gottscheds Rich-

[1] Vgl. E. Dörffel, Johann Friedrich Christ. Leipzig 1878. — Für die Kenntnis der Ansichten Christs kommen namentlich in Betracht die Exkurse 15—18 seines Villaticum (Lipsiae 1746); der 15. ist mit Erweiterungen aus der Vorrede zum Suselicium (Lipsiae 1732), der 16. aus der Vorrede zur Variorum carminum silva (Lipsiae 1733) herübergenommen.

[2] *Reapse iam ducentis annis vna dialectus, quae vulgo appellatur* das Hochdeutsche, *ex Misnica, vt aiunt, formata (est enim Thuringica potius) per omnem Germaniam obtinuit.* Villaticum, S. 184.

[3] *At vos nesciebatis, iam ducentos aut trecentos annos esse, a quo in aliquam vnam Theotisci oris figuram ab eruditis hominibus consensum est. Huius vnius formae lineamenta in monumentis librorum bonis non paucissimis impressa, inde, non a tunicatis vestris auctoribus, sunt repetenda. Ea vnde repetant, sciunt homines litterati: vos nescitis. Eorum in pectoribus, quanquam habitent diuersi per omnem Germaniam, viget ac viuit adhuc veri atque vnici sermonis nostri imago: non natat ille sincerus in ore vulgi, quod vos vnum spectatis.* Villaticum, S. 212.

[4] Villaticum, S. 209.

[5] So tadelt er diejenigen, die *per Misnicae plebis idiotismum* den Neutris ein *e* anhängen. *Non omnia sermonis iura pendent ab vsu quocunque.* Villaticum, S. 186, vgl. auch S. 215.

[6] Vgl. Villaticum, S. 213. — An einer andern Stelle (Anzeige und Auslegung der Monogrammatum, vgl. Dörffel, S. 104, Anm. 22) schreibt er: «weil ich achte .... daß es noch ietzt nicht wohl möglich sey, daß iemand, der in einem feinen Hause erzogen ist, nicht auch natürlicher und ungelehrter Weise ein besseres Deutsch schreibe, als sie mit ihrer Kunst und Reguln vermögen».

[7] Villaticum, S. 183. Christ sagt es nicht ausdrücklich, aber seine Beispiele beweisen es; tadelt er doch auch die Reime *Gebot : Tod, Haupt : beraubt.*

tung trennt, ist seine Überzeugung, daß Luther und seine Zeitgenossen besser deutsch geschrieben hätten als Opitz[1] oder gar die modischen Autoren des 18. Jhs. Ja, er preist sogar Otfrid und die mhd. Dichter auf Kosten der Späteren.[2]

Mit dieser Vorliebe für die ältere Sprache steht Christ nicht ganz allein. Wachter, der gleichfalls in Leipzig lebte, fühlte sich in Gegensatz zu der dort herrschenden Richtung. In einem Briefe[3] schreibt er: «Die deutsche Gesellschaft allhier, die mir zwar bekannt, aber nicht verwandt ist, sieht allein auf die Aufnahme der heutigen Sprache, und hat wenig Achtung für die alten Kleinodien; ja sie vermeynen vielmehr (wiewohl unrecht), daß sie derselben zur Ausbesserung der heutigen Sprache, welche doch nur ein Abfall von der alten ist, und ohne dieselbe nicht kann verstanden werden, keinesweges bedörfen. Und weilen solches fast der allgemeine Geschmack in Deutschland ist: so könnte es leicht geschehen, daß, was ich für nützlich und würdig halte, von andern, die es nicht gebrauchen können, anderst angesehen würde.» Öffentlich gab er seine Meinung ziemlich deutlich zu erkennen in der Vorrede zu seinem Glossarium Germanicum, § 49: *Tantum enim abest, ut hanc Linguam cum Otfrido Monacho incultam et Barbaram vocare ausim, ut potius mirari subeat, quomodo tam sapiens et elegans dicendi genus inter ferritribaces et sagatos oriri potuerit? Ab hoc sermone fluxit Noster hodiernus, qui de primaeva longitudine non nihil remittit, sed tanto saepe obscurior, quo brevior esse cupit. Si jam quaeratur, utra Sermonis proprietas praestantior sit, vetus an nova? Fateor, me haerere, non quid sentiam, sed quid dicam. Enim vero si dixero, veteres esse pueros, nos autem veros dicendi magistros, injurius ero in Veteres. Sin dixero,*

[1] So heißt es z. B. Villaticum, S. 229, von Opitz: *Non vt ad illud verum vrbanum que Francicum aut Thuringicum, quale est in libris Auentini, Suarsenbergii, Spalatini, Lutheri, et paucorum quorundam aliorum, adspiraret: sed vt ab illorum elegantia, quod est difficillimum, propius abesset.*

[2] Villaticum, S. 229 ff.

[3] An P. Placidus Amon in Melk ddo. 24. XII. 1735; abgedruckt von R. Schachinger im Jahresbericht des Gymnasiums in Melk, 1888, S. 9, und in den Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienser-Orden, IX, S. 433.

veteres habere fruges, nobis autem paleas relictas esse, omnes me exsibilabunt und S. 1995: *Quo longius Linguae a prima origine recedunt, quo major est saeculorum decursus, eo magis eas prae nimia senecta balbutire et sordes contrahere necesse est. Quod, si propitiis auribus dicere non possim, dicam etiam iratis.*

Das sind deutliche Vorzeichen einer Betrachtungsweise, die im folgenden Zeitraum an Fulda einen hervorragenden Vertreter finden sollte.

136. Hinter dem Lob älterer Sprachzustände birgt sich zum Teil der Widerstand des Südens gegen den Norden. Die oberdeutsche Opposition kündigt sich schüchtern an, wie verschieden auch je nach Geburt und Erziehung das Urteil über die Sprachmuster ausfallen mag. Gottsched fühlte das landschaftliche Moment richtig heraus, wenn er geflissentlich von Christ als von einem Franken sprach.[1] Christ behauptet wohl, daß schon im 16. Jh. der thüringische Dialekt zur Gemeinsprache umgeschaffen worden sei, aber er rühmt die Werke des Bayern Aventin und des Franken Schwarzenberg, deren sprachlicher Typus von dem Lutherschen abweicht. Und wenn er das *-e* der Neutra verwirft, so spielen da seine heimischen Sprachgewohnheiten mit, ebenso wie bei dem Nürnberger Lochner (Chlorenus), der ungefähr zur selben Zeit das *-e* als ein Zeichen des Femininums erklärte und es deshalb bei Masculinis und Neutris nicht gelten ließ.[2] Christs Angriffe gegen Gottsched erinnern sehr an die Ausfälle des Albertus gegen die unbefugten Sprachmeister, vgl. oben **42**, Anmerkung. Wie sein fränkischer Landsmann gegen die stammelnden Barbaren wettert, die sich herausnehmen, die *puriores Germanos* über die Beschaffenheit der deutschen Sprache zu unter-

[1] Vgl. Vorrede der ersten Ausgabe der Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst (Blatt *6 b ff. der 2. Ausgabe).

[2] Teutsche Orthographie, S. 260. — Natürlich folgen weder Christ noch Chlorenus der reinen Mundart. Wo das *-e* in der Schriftsprache feststand, in gewissen Femininis und Endungen, da erkennen sie es an. Ja, Christ tadelt, Villaticum, S. 186 f., ausdrücklich die Weglassung des *-e* im Dativ, was *Franconicae plebeculae os rotundius et in monosyllaba adstrictius perperam tenet*, während Chlorenus das Dativ-*e* eigentlich für unrichtig hält (Teutsche Orthographie, S. 340, 6; 349 ff.).

richten, so ruft Christ dem Niedersachsen Gottsched zu: *Agricolae nautas ne corrigant: vt tu, qui vix natus inter Germanos videre, nunquam certe conuersatus cum honestis, nam sermo tuus te arguit, qui decem verba Theotisca sine vitio vix scribas, nos in meditullio Germaniae natos altosque corrigere audes.*[1]

Luther freilich ist für den Protestanten Christ Autorität, während der Augustiner Gelasius Hieber im Parnassus Boicus den Reformator befehdet, «als welcher in seiner Teutschen Affter-Bibl, wie leichtlich abzumercken, keine andere Absicht gehabt, als seiner Ober-Sächsischen Teutschen Sprache die universal Monarchi in dem Hoch-Teutschen einzuraumen, wie dann jhme seine Lands-Leuthe in solcher Meynung noch heut zu Tag nachahmen».[2] Aber darin stimmen die beiden Männer überein, daß die Sprache im 18. Jh. gesunken sei. Hieber, der theoretisch die Meinung Schottels vertritt, daß das wahre Hochdeutsch mit keiner Mundart zusammenfalle, sieht den Höhepunkt im 17. Jh. erreicht und preist als die schönsten Sprachmuster die aus der Kanzlei des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern hervorgegangenen Schriften. Die Lehre von der Dialektfreiheit der Gemeinsprache dient zum Deckmantel für die separatistischen Neigungen des Südens.

VIII. Gottsched.

137. Vgl. G. Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit. Leipzig 1897. — Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel und Leipzig 1895.

Das letzte Jahrzehnt des 17. und die ersten des 18. Jhs. hatten mannigfache Ansätze zur Umgestaltung des Gebäudes der deutschen Grammatik gezeitigt. Die Orthographie hatte Freyer in ein System gebracht. In der Disposition der Formenlehre und Syntax waren einige Neuerungen versucht worden. Die Ritter-Schottelsche Darstellung der Deklination und Konjugation war erschüttert. Die Kompositionslehre wurde erweitert. Man bemerkte die Besonderheiten der Flexion der Eigennamen, der Gebrauch der Adjektivdeklinationen wurde schärfer bestimmt, die

[1] Villaticum, S. 207.

[2] Hans Birlo, Die Sprache des Parnassus Boicus, S. 11.

Tempuslehre begründet, die Moduslehre etwas eingehender erörtert, die Wortstellung im Zusammenhang behandelt, die Satzlehre in ein näheres Verhältnis zur Grammatik gebracht. Aber es gab kein Lehrbuch von allgemein anerkanntem Ansehen Schottelius war veraltet[1], Stieler kaum mehr beachtet. Bödikers Grundsätze waren durch Wippel zu einem Protokoll grammatischer Streitigkeiten geworden. Die besten Lehrbücher, die Grammatiken von Steinbach und Bel-Körber, waren lateinisch geschrieben und von geringem Umfang. Wie reizvoll war da nicht die Aufgabe, der Schottelius des 18. Jhs. zu werden, die Leistungen der Vorgänger zusammenzufassen, zu ergänzen und auf die moderne Literatursprache anzuwenden! Und an diese Aufgabe machte sich ein Mann, dem seine Stellung wie seine Kenntnisse die Pflicht auferlegten, sein Bestes zu tun, der lange Jahre hindurch der anerkannte Hüter sprachlicher Korrektheit gewesen war, einen guten Überblick über die mundartlichen Eigentümlichkeiten besaß, die deutschen Grammatiker kannte und sich viel mit der älteren Sprache beschäftigt hatte. Was durfte man sich da nicht von seiner Leistung versprechen!

Aber Gottscheds Sprachkunst enttäuscht diese Erwartungen. Wohl waren nicht alle Vorwürfe, die man erhob, begründet. Den Anschluß an die lateinische Grammatik[2] kann man mit ebensoviel, z. T. mit mehr Recht an den früheren Grammatikern aussetzen. Daß Gottsched Körbers Deklinationslehre herübernahm, ohne den Urheber zu nennen, verdient nur milden Tadel, denn Gottsched erkennt willig an, was vor ihm geleistet worden war, und ist weit entfernt von der Manier Adelungs, sein Verdienst durch Herabsetzung der Vorgänger zu heben.[3] Seine anti-

[1] Daran ändert die Tatsache nichts, daß 1737 die Ausführliche Arbeit neu aufgelegt wurde, vgl. Reichard, S. 114 f. Es ist dies nur ein Symptom dafür, daß eine größere Grammatik Bedürfnis war.

[2] Vgl. Waniek, S. 540.

[3] Vgl. die Vorrede der ersten Ausgabe der Sprachkunst, S. a_4b der 5. Auflage, und die Vorerinnerung zur Wortfügung, § 6: «Das meiste wird freylich mit demjenigen übereinstimmen, was schon von unsern ältern und neuern Sprachlehrern in diesem Falle festgesetzet worden».

quarische Gelehrsamkeit tritt zutage in der Geschichte der deutschen Verskunst, die der Forschung des 19. Jhs. den Weg gebahnt hat, oder in der Darstellung der Entwicklung der Anredeformen. Auch ist die Grammatik im großen, freilich nicht in den Unterabteilungen, übersichtlich angeordnet, Adjektiv und Zahlwort sind, wie bei einigen fortgeschrittenen Vorgängern, in zusammenhängenden Abschnitten behandelt, die Beispiele sind in einigen Teilen reichlich. Auch manche neue Beobachtung würde vielleicht eine Spezialuntersuchung aufzeigen können, einzelnes wird im zweiten Teil dieses Buches zur Sprache kommen. Hier sei das Verzeichnis der intransitiven Verba, die ihr Präteritum mit *haben* und mit *sein* bilden, hervorgehoben.

Aber Gottsched ist kein Grammatiker. Es fehlt ihm das grammatische Talent und die Lust am Handwerk.[1] Für ihn ist die Sprachlehre nichts als ein Mittel zum Zweck, sie soll wirklich nur richtig sprechen und schreiben lehren. Das Buch ist liederlich gearbeitet, im kleinen wie im großen. Nachlässigkeiten in der Disposition[2], Wiederholungen[3],

---

[1] Vgl. die geringschätzige Art, wie Gottsched in seiner Ausführlichen Redekunst (S. 295 f. der 4. Auflage von 1750) von der Einteilung der Perioden spricht.

[2] Gottscheds vierte Deklination unterscheidet sich nur dadurch von der dritten, daß die Pluralendung *n*, nicht *en* ist. Aber die Feminina auf *-e* werden bei der dritten Deklination erwähnt. — Drollig ist der Nachtrag im Kapitel von der Fügung der Vorwörter, § 11: «Außer den Vorwörtern, die schon a. d. 359. S. als solche angegeben worden, welche die dritte und vierte Endung in verschiedenen Umständen fodern, sind noch folgende zu setzen: *neben, hinter, unter* und *zwischen*». So S. 473 der 2. und noch in der 5. Auflage. Dabei waren die vier Vorwörter schon in der 2. Auflage an dem angegebenen Ort erwähnt! S. 423, § 14, in einer Regel über die Verbindung der Adjektiva mit dem Genitiv Beispiele, wo statt der Adjektiva Verba erscheinen, wie *gedenke meiner*.

[3] Vgl. S. 421 b) (der 5. Auflage) mit S. 434 g); 425, § 18, mit 433, § 31; 405 a) über *bey einer Haare* mit 435, § 1.

Widersprüche[1] sind häufig. Das eine Kapitel weiß manchmal nichts von den Lehren des andern.[2]

Die Sprachkunst ist ferner lückenhaft. Die Verba mit sogenanntem Rückumlaut sind dort, wo es am Platze war, nicht vollständig aufgezählt.[3] Die Formen von *wissen* werden in der Konjugationslehre nicht erwähnt infolge der Disposition, nach der die Präteritopräsentia, zu denen *wissen* der Form nach gehört, im Kapitel von den Hilfsverben besprochen werden, in das es wegen seiner Bedeutung nicht paßte. Es erscheint erst im Verzeichnis der richtigen Zeitwörter. Im Abschnitt von den Hilfswörtern fehlen die charakteristischen dritten Personen *will, soll, kann, darf*. Neben solchen durch Flüchtigkeit hervorgerufenen Auslassungen

[1] S. 80 wird gelehrt, daß die Verkürzungen *leidst, leidt* viel zu hart klingen würden, S. 262d) *leidest leidst, leidet leidt* nebeneinander erwähnt, S. 335 als Beleg für die bei vielen guten Schriftstellern übliche Verkürzung in der 2. 3. P. Ind. Praes. der «unrichtigen Zeitwörter» *leidst, leidt* gegeben. S. 343 werden diese Formen ohne weitere Bemerkung im Verzeichnis der starken Verba angeführt. S. 629 wird wieder die Auslassung des *e* zwischen *d* und *t* verboten: *leid't* wie *kleid't* könne man unmöglich recht aussprechen. — S. 510, § 4, werden *wegen, willen, halben* als Vorwörter, S. 525, § 5, als Bindewörter betrachtet; im übrigen wird an beiden Stellen dasselbe gelehrt. — Vgl. auch E. Wolff, S. 58 f.

[2] Im Abschnitt vom Geschlechte der Hauptwörter wird gelehrt, daß die Wörter auf *-el, -er, -en* Maskulina seien. Unter den Ausnahmen werden, abgesehen von Zusammensetzungen mit *ge-*, als Neutra auf *-el* nur *Exempel* und *Siegel*, auf *-er Leder, Wasser, Zimmer* angeführt. In dem Abschnitt von der Deklination findet man noch neun neutrale Wörter auf *-el*, von denen nur eines unter eine andere Geschlechtsregel fällt, und 19 auf *-er*. Umgekehrt weiß die Lehre vom Genus von sechs Neutra auf *-en*, die nicht substantivierte Infinitive sind, während die Deklinationslehre kein einziges derartiges Wort kennt.

[3] S. 311: «Es giebt einige sonst richtige Zeitwörter, die gleichwohl ihren Selbstlaut in etwas ändern. Z. E. *ich kenne, ich nenne, ich brenne* sollten zwar ordentlich *ich kennete* . . . . bekommen» usw. Der Schluß des Paragraphs bespricht *bringen* und *denken*. Erst am Schluß des Abschnitts von den «unrichtigen Zeitwörtern» S. 347 wird gelegentlich der Polemik gegen einen Grammatiker, der «viele richtige» hieher gerechnet habe, weil sie den Selbstlaut ändern, auch *ich wende* erwähnt.

gibt es Fälle, wo Gottsched mit vollem Bewußtsein Vollständigkeit ablehnt, indem er die Aufgabe, die ihm oblag, auf seine Leser überwälzt. S. 266 wird gelehrt, daß manche Adjektiva nicht gesteigert werden können, «weil ihre Endsyllben es nicht zulassen, daß noch ein *er*, oder *ste* angehängt wird». Das Gehör tue den Ausspruch, wo dies nicht angehe. Ähnlich heißt es S. 378f., daß nicht alle Adverbia gesteigert werden. «Z. E. Wenn ich von *bald, bälder, am bäldesten* sagen wollte, wie einige Landschaften thun: so würde es unrecht seyn; indem auf *bald, eher, aufs eheste* folgen muß. Der Gebrauch guter Provinzen, und der besten Scribenten muß solches lehren.» S. 394 bei der Besprechung der Bedeutung der Präfixe: «Man kann in Sprachen nicht von allem Ursache geben, und lernet alles am besten aus dem Gebrauche guter Schriftsteller.» S. 479: «Ein anderer Freund wünschet hier eine Regel zu sehen, nach welcher alle Zeitwörter eines ganzen Satzes auf einander folgen sollen. Allein mich dünket es unmöglich zu seyn, dergleichen zu bringen. Die Rede kann auf so vielerley Art abwechseln, und einen so mannigfaltigen Schwung nehmen, daß kein Satz dem andern ganz ähnlich werden darf. Das fleißige Lesen guter Bücher muß einem in allen Sprachen den feinen Geschmack davon beybringen.»[1]

Der schwerste Vorwurf, der Gottsched trifft, ist, daß er nicht alle Errungenschaften der Vorgänger sich angeeignet hat. Es fehlt die Deklination der deutschen Eigennamen — nur über die fremden bringt er einige Bemerkungen —, eine eingehende Besprechung des Gebrauchs der Adjektivformen, eine zusammenfassende Darstellung der Wortfolge. Und die Art, wie die Vorgänger benützt wurden, bedeutet oft einen Rückschritt. Wohl nimmt Gottsched die vier orthographischen Hauptregeln Freyers herüber, aber er macht unverständige Zusätze und von der strengen

[1] Dabei übersieht er, daß er doch in dem Kapitel von der Fügung der Bindewörter die Consecutio temporum bespricht, allerdings höchst rudimentär. — Vgl. auch S. 485*: «der Schwung einer jeden Sprache lernet sich bloß aus dem vielen Lesen der besten Schriftsteller, und aus dem Umgange mit gelehrten und wohlgesitteten Leuten; läßt sich aber durch Regeln nicht völlig bestimmen».

Systematik Freyers ist er weit entfernt. Regeln über die Veränderung der Vokale in den Tempora der starken Verba hält er für unmöglich oder doch unpraktisch; «der Gebrauch und das Lesen guter Schriftsteller muß es allmählich geben». Er stellt ein Register der «unrichtigen Zeitwörter» auf. Dieses ist aber nicht einfach alphabetisch geordnet, wie bei Ritter, Schottelius und den folgenden, sondern es werden zunächst Gruppen gebildet nach der Qualität des Präteritalvokals. Das ist eine höchst unglückliche Abweichung von dem Verfahren Steinbachs, auf dessen Anregung die Klassenbildung entschieden zurückgeht. Denn Gottsched weiß ja, daß die Oberdeutschen mit dem Präteritum nicht zurecht kamen. Für sie war die streng alphabetische Anordnung viel besser. Anderseits gibt Gottsched ein alphabetisches Verzeichnis der «richtigen Zeitwörter», damit die Oberdeutschen, die oft fälschlich Präterita auf *te* ausgehen ließen (z. B. *sehete*), sich vergewissern könnten, ob ein Verbum wirklich «richtig» sei. Der praktische Wert dieses Katalogs ist sehr zweifelhaft; jedesfalls brauchten nicht Wörter auf *-eln, -ern, -igen, -iren* aufgenommen zu werden. Von Schottelius, Stieler, Frisch und Steinbach hätte Gottsched lernen können, daß alle diese abgeleiteten notwendig schwach gehen. Körber hatte in seine Geschlechtsregeln, wenn auch in sehr bescheidenem Umfang, Wörter einbezogen, die nicht auf silbische Ableitungselemente ausgehen. Daran knüpft Gottsched an. Er zählt eine Menge Reimsilben auf, z. B. «Alle Wörter, die sich auf *acht, at, aft* und *au* endigen, sind weibliches Geschlechtes». Die einzelnen Gruppen umfassen oft ganz wenige Wörter und die Ausnahmen erreichen mitunter beinahe die Zahl der regelmäßigen Fälle. Schließlich muß zur Ergänzung ein Verzeichnis der unter keine Regel zu bringenden Wörter gegeben werden.

Überhaupt sind Gottscheds Regeln nur zu oft praktisch wertlos. Was soll man mit einem Satz anfangen, wie S. 90: «Man setze das *h* zu denen Selbstlautern, die einer Verlängerung bedörfen; bey denen aber nicht, die solche nicht nöthig haben?»[1] Oder was hat man von einer An-

[1] Gottsched konnte unmöglich meinen, daß alle langen Vokale ein *h* hinter sich haben sollten. S. 43 hatte er gelehrt, daß

leitung, wie sie die X. Regel S. 92 gibt: «Das *th* muß man in allen deutschen Wörtern, wo es gewöhnlich ist, behalten, wenn es im Plattdeutschen das *d* ausdrücken muß», wo doch gleich der Zusatz folgt, daß man *th* nicht in alle Wörter einführen solle, wo im Plattdeutschen *d* entspricht? Mußte wirklich in einer besondern Regel (S. 478) gesagt werden, «daß bisweilen das lateinische Praeteritum imperfectum im Deutschen mit der völlig vergangenen Zeit ausgedrücket werden kann?» Statt das «bisweilen» näher zu bestimmen, gibt Gottsched einfach ein paar Beispiele und schließt mit den Worten: «Doch muß man sich nicht allemal so zwingen. Es kommt viel auf ein gutes Ohr an.»

Gottscheds eigenstes Werk ist die Prosodie, in der er dem Ehrgeiz frönt, Regeln nach Art der lateinischen Schulgrammatik aufzustellen, d. h. die «Quantität» nach dem Lautgehalt der Silben zu bestimmen, ein Unternehmen, das natürlich Schiffbruch leiden mußte. Und dabei weiß er recht gut, daß im Deutschen die Stammsilben den Ton tragen.[1]

Ein charakteristischer Zug der Sprachkunst ist der Hang zum Rationalisieren, das Bestreben, die Regeln zu beweisen. Wenn sie, wie meistens, einfach den herrschenden Gebrauch konstatieren, nicht eine Entscheidung zwischen mehreren Gewohnheiten fällen, läuft die scheinbare Begründung auf eine umständliche Beschreibung des Tatbestandes hinaus.[2] Auch ist Gottsched gänzlich skrupellos in der Wahl seiner Argumente, er nimmt, was ihm gerade paßt, ohne viel nachzudenken, ob er Einwände wirklich

---

in Wörtern, die einer Verlängerung fähig sind (d. h. deren Silbenzahl wachsen kann: *Schwan — Schwanes*), der Vokal vor einem einfachen Konsonanten lang sei, und S. 88, daß man nach kurzen Selbstlautern doppelte Mitlauter schreiben müsse. S. 90 spricht er sich so aus, als ob das *h* nur nötig sei, wo ähnliche Wörter unterschieden werden sollen. Das trifft aber durchaus nicht alle Fälle, wo er das hergebrachte *h* beibehält.

[1] In seinen «Vorübungen der lateinischen und deutschen Dichtkunst» stellt er die deutsche Prosodie nach dem etymologischen Prinzip dar, nicht nach dem Prinzip des Lautgehalts.

[2] Vgl. z. B. S. 90 k).

widerlegt[1], und unbekümmert um Widersprüche.[2] In gelehrt tuenden Anmerkungen zeigt sich hin und wieder eine kaum begreifliche Gedankenlosigkeit.[3]

138. Gottsched galt bei den Zeitgenossen als Vorkämpfer des Meißnischen. Und doch konnten sich diejenigen auf ihn berufen, die die Schriftsprache für eine Sammlung des Besten aus allen Mundarten erklärten. Er suchte eben die beiden Richtungen zu versöhnen, die sich seit Schottels Auftreten befehdeten.

---

[1] So sagt er S. 84 gegen Grüwel, der die Verdoppelung des *ch* nach kurzem Vokal gefordert hatte: «Allein wer sieht nicht, daß *ch* schon ein doppelter Mitlauter ist; der den vorigen Selbstlaut kurz machen kann; ob es gleich auch Wörter giebt, wo ein langer vorher geht». Der Vorschlag, *ch* zu verdoppeln, entsprang doch dem Wunsche, die Aussprache eindeutig zu bezeichnen. Aus eben demselben Grund drang Gottsched selbst auf die Unterscheidung zwischen *ß* und *ss*, obwohl er *ß* für ein doppeltes *s* ansieht. — Oder S. 55 wird behauptet, daß schon die alten Goten den Buchstaben *qu* gehabt hätten, und dies zur Verteidigung der üblichen Schreibung gegen das zesische *kw* angeführt. «Und warum sollte *Qu* nicht sowohl ein deutscher als lateinischer Buchstab seyn, da so viel ursprünglich deutsche Wörter damit anfangen.» Ja, wenn man keine deutschen Wörter hätte, in denen *qu* geschrieben wird, wären die Zesianer auch nicht auf den Gedanken gekommen, es durch *kw* zu ersetzen. Zesen hielt aber die Bezeichnung des *k*-Lauts vor *w* durch einen eigenen Buchstaben für eine törichte Nachahmung des ebenso törichten lateinischen Gebrauchs.

[2] S. 46 verteidigt er die Verdoppelung der Vokale gegen den Einwurf, daß die alten Sprachen nichts dergleichen hätten, damit, daß es vielleicht eine Unvollkommenheit des Griechischen sei, für lang *A* kein besonderes Zeichen zu haben, und daß die Römer vielleicht besser getan hätten, *maalum* von *malum* zu unterscheiden. Aber S. 112 erklärt er Zirkumflexe im Deutschen für unnötig. «Denn da die Lateiner, ohne diese und andere Accente, dennoch ihre Syllben in der gehörigen Länge und Kürze haben aussprechen können . . . . so kann man diese Mühe völlig ersparen.»

[3] S. 284 wird der Unterschied zwischen *sein* und *ihr* gegenüber einförmigem lateinischem *suus* gelehrt und dazu die tiefsinnige Bemerkung gemacht: «Vieleicht kömmt das daher, weil die Lateiner nur das eine Pronomen possessivum in der dritten Person haben, *suus, sua, suum*, welches sich auf beyde Geschlechter schicken muß».

«Eine Sprachkunst überhaupt», heißt es im § 1 der Einleitung, «ist eine gegründete Anweisung, wie man die Sprache eines gewissen Volkes, nach der besten Mundart desselben, und nach der Einstimmung seiner besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden, als schreiben soll». Und in der Vorerinnerung zur Wortfügung, § 5, meint er, man werde in Deutschland «ohne Zweifel der churSächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart, mit den Sprachregeln und critischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet, und im Schreiben eingeführt worden; um durch beydes die rechte Wortfügung im Deutschen fest zu setzen». In einer Anmerkung erklärt er weiter, er billige nicht alles, was man in Meißen täglich spreche. «Es ist keine Landschaft, die recht rein hochdeutsch redet: die Uebereinstimmung der Gelehrten aus den besten Landschaften, und die Beobachtungen der Sprachforscher müssen auch in Betrachtung gezogen werden.»

Gottsched nimmt also zwei Quellen der richtigen Sprache an, die meißnische Mundart und die Tradition der Schriftsprache, wie sie sich in den Werken der besten Autoren darstellt; die Tätigkeit des Sprachlehrers ist, wie wir sehen werden, keine schöpferische, sondern eine auswählende. Um nun Gottsched gerecht zu werden, muß man zunächst den Gang seines Lebens erwägen. Mit 24 Jahren kam er aus Ostpreußen, wo die hochdeutsche Umgangssprache noch starke Spuren des Niederdeutschen aufwies, zu dauerndem Aufenthalt nach Leipzig. Er mußte das Obersächsische mit ganz andern Augen betrachten als Schottelius, dessen Leben sich beinahe nur auf niederdeutschem Boden abgespielt hatte. Die große Ähnlichkeit der obersächsischen Umgangssprache mit der Schriftsprache imponierte ihm. Anderseits mußten ihm, dem Fremden, die Abweichungen von der Schriftsprache viel stärker zum Bewußtsein kommen, als dem gebürtigen Obersachsen. Er konnte unmöglich das Meißnische in Bausch und Bogen mit dem Hochdeutschen identifizieren. Das ist die psychologische Erklärung seines synkretistischen Standpunkts. Nun ist man ja versucht die Frage aufzuwerfen: warum wird überhaupt die meißnische Mundart neben dem Gebrauch der guten Schriftsteller erwähnt? Entweder stimmt

sie mit diesem Gebrauch überein, dann lehrt sie nichts Neues, oder sie stimmt nicht überein, dann hat sie keine Autorität. Allein dieser Einwand wäre nur dann berechtigt, wenn die traditionelle Schriftsprache alle notwendigen Ausdrucksformen besessen hätte und vollkommen einheitlich gewesen wäre. So aber gab es ein Gebiet, für das jene Alternative, Kongruenz oder Inkongruenz mit dem übereinstimmenden Gebrauch der besten Schriftsteller, überhaupt nicht galt, und in dieser neutralen Zone konnte sich das Meißnische mit Ehren behaupten. Aber freilich, der Vorwurf trifft Gottsched, daß er seinen Anschauungen nicht den zutreffenden Ausdruck zu geben vermochte.

Die feststehende Tradition der Schriftsprache hat unbedingte Autorität. Wo die Schriftsprache versagt, tritt die obersächsische Umgangssprache in die Lücke. Und sie hat auch die entscheidende Stimme, wenn die Schriftsteller schwanken, ohne daß dieses Schwanken durch grammatische Erwägungen beseitigt werden kann. Diese Gedanken etwa schwebten Gottsched vor, aber seine theoretischen Erörterungen nehmen in der Einleitung zur Sprachkunst einen andern Weg.

Die beste Mundart eines Volkes, lehrt er hier, sei in der Regel die am Hofe gesprochene; gebe es mehrere Höfe, so sei die Sprache des Hofes, der in der Mitte des Landes liegt, für die beste zu halten. Aber jede gesprochene Sprache habe im Munde der Ungelehrten ihre Mängel und sei «aus Nachläßigkeit und Uebereilung im Reden» mit sich selbst nicht immer einstimmig. «Daher muß man auch den Gebrauch der besten Scribenten zu Hülfe nehmen, um die Regeln einer Sprache fest zu setzen: denn man pflegt sich im Schreiben viel mehr, als im Reden in acht zu nehmen.» Die guten Scribenten brauchen nicht aus derselben Provinz zu stammen. «Denn man kann sich durch Fleiß und Aufmerksamkeit, die Fehler seiner angebohrnen Mundart, im Schreiben leichter, als im Reden abgewöhnen.» Aber vollständig kann sich kein Schriftsteller von landschaftlichen Besonderheiten freimachen. Insofern nun dadurch oder aus individuellen Gründen Unstimmigkeit unter den guten Autoren entsteht, entscheidet die Analogie. Man sieht, daß auf diese Weise dem Grammatiker, aus dessen Mund ja die Analogie spricht, das Amt des Schiedsrichters

über die Ansprüche der einzelnen Mundarten zugewiesen wird.

Wir vermissen in diesen Ausführungen die deutliche Erkenntnis des Unterschieds von Schrift- und Umgangssprache. Es ist richtig, daß die Schriftsprache gewisse Nachlässigkeiten der mündlichen Rede vermeidet, zunächst individuelle Mängel, Stottern, Versprechen, Verfehlen des zutreffenden Ausdrucks, dann Wiederholungen, Ungenauigkeiten, Anakoluthien. Aber dazu kommen Unterschiede rein historischer Art, die darin begründet sind, daß die Schriftsprache ihr eigenes Leben hat, Formen und Wendungen weiterführt, die in der mündlichen Rede erloschen sind, Neubildungen und Entlehnungen aus andern Sprachen und Dialekten zeigt, die der Umgangssprache fremd sind. Später hat sich Gottsched freilich bemüht, den Unterschied der beiden Sprachformen näher zu bestimmen. In der 5. Auflage (S. 3, § 4d) meint er, daß von den Gelehrten, die sich um einen guten Stil bemühen, die Sprachähnlichkeit, d. h. die Analogie, besser beobachtet werde als vom «Pöbel», und somit die Sprache von ihrer anfänglichen «Rauhigkeit» verliere und «richtiger», d. h. regelmäßiger werde. Diese Auffassung ist nicht ganz unbegründet. Man kann z. B. bei Opitz beobachten, wie er bestrebt ist, Doppelformen zu vermeiden, die Sprache also gleichförmiger zu machen. Aber die Charakteristik der Schriftsprache als einer Auswahl unter den Formen der Umgangssprache ist nicht erschöpfend.

Es fehlt ferner in diesen grundlegenden Erörterungen der Einleitung eine genaue Darlegung des Verhältnisses der «besten» Mundart zum Gebrauch der Schriftsteller. Gottsched wußte recht wohl, daß der Vorrang des Obersächsischen darauf beruhte, daß sich seit der Reformation der Schwerpunkt der literarischen Tätigkeit von Süddeutschland nach Ostmitteldeutschland hin verschoben hatte.[1] Das Obersächsische war die beste Mundart, weil es der Schriftsprache am ähnlichsten war, und es war ihr am ähnlichsten, weil die Schriftsprache von ihm die stärksten

[1] Vgl. I. Teil, II. Hauptstück, § 6, Anm. (S. 46 der 2., S. 67 der 5. Auflage), und die Vorrede der ersten Ausgabe, Blatt *8 der 2. Auflage.

Beeinflussungen erfahren hatte. In der Einleitung operiert aber Gottsched, statt den Vorzug des Obersächsischen historisch zu begründen, mit dem einfältigen geographischen Argument und löst so den inneren Zusammenhang zwischen der besten Mundart und dem Gebrauch der besten Schriftsteller. Man könnte ja seine Worte zunächst so auslegen, daß die guten Autoren ein von den Nachlässigkeiten der mündlichen Rede gereinigtes Obersächsisch schreiben.[1] Da er aber gleich darauf den Grammatiker nach dem Prinzip der Analogie eine Auswahl aus den von den verschiedenen Mundarten dargebotenen Varianten treffen läßt, rückt das Obersächsische in eine Reihe mit den übrigen Dialekten. Es mag innere Vorzüge besitzen, so daß die Entscheidung des Grammatikers häufig zu seinen Gunsten ausfallen wird, aber sein Primat beruht nicht auf eigenem Recht. Hier ist der Punkt, wo sowohl die süddeutsche Opposition, wie Adelungs Kritik einsetzte. Noch mehr wird die selbständige Bedeutung der meißnischen Autorität herabgedrückt durch eine spätere Bemerkung Gottscheds (5. Aufl., S. 2f., § 2b). «Doch ist noch zu merken, daß man auch eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange geht, die Mundart der Gelehrten, oder auch wohl der Höfe zu nennen pflegt. Diese hat jederzeit den rechten Kern einer Sprache ausgemachet. In Griechenland hieß sie der Atticismus, in Rom Urbanitas. In Deutschland kann man sie das wahre Hochdeutsche nennen.» Hier redet Gottsched ganz die Sprache Schottels und seiner Anhänger.

In einem Punkt war er freilich Schottelius überlegen. Das Verhältnis der Sprachregeln zum Gebrauch wird vollkommen klar und deutlich dargelegt. Da die Regeln aus der Sprache selbst genommen werden, unterwerfe man die Sprache nicht eigenmächtigen Gesetzen eines Sprachlehrers, «sondern wenige von der Analogie abweichende Redens-

[1] Vgl. 5. Auflage, S. 69: «Ganz Ober- und Niederdeutschland hat bereits den Ausspruch gethan: daß das mittelländische, oder obersächsische Deutsch, die beste hochdeutsche Mundart sey; indem es dasselbe überall, von Bern in der Schweiz, bis nach Reval in Liefland, und von Schleswig bis nach Trident in Tyrol, ja von Brüssel bis Ungarn und Siebenbürgen, auch im Schreiben nachzuahmen und zu erreichen sucht.»

arten werden der Uebereinstimmung der meisten Exempel unterworfen. Man setzt also auch nicht das Ansehen eines Sprachkundigen der Gewohnheit; sondern eine allgemeinere Gewohnheit einer eingeschränktern entgegen». Aber Ausnahmslosigkeit der Regeln sei unmöglich; die Regeln müssen nachgeben, wo der durchgängige Gebrauch aller Provinzen und Mundarten widerspricht. «Nur, wo der Gebrauch ungewiß, oder verschieden ist, da kann ein guter Sprachlehrer, durch die Aehnlichkeit der meisten Exempel oder durch die daraus entstandenen Regeln, entscheiden, welcher Gebrauch dem andern vorzuziehen sey.»

139. Wie führt nun Gottsched seine Grundsätze durch? Die Autorität der besten Mundart wird vornehmlich an drei Stellen ins Feld geführt, in der Orthographie, in der Lehre vom Geschlecht der Substantiva und in der Syntax. Die Lehre vom Genus verzichtet von vorneherein darauf, das Analogieprinzip auf die Gesamtheit der deutschen Mundarten anzuwenden. Die aufgestellten Regeln können nicht nach dem Sinn aller Provinzen sein. «Man wird dieselben nach der hier zu Lande herrschenden hochdeutschen oder meißnischen Mundart einrichten; allen übrigen Landsleuten aber die Wahl lassen, ob sie sich derselben bequemen, oder bey ihrer alten Art bleiben wollen» (S. 171 der 2., S. 203 der 5. Aufl.).

In der Vorerinnerung zur Wortfügung wird wieder auf die Verschiedenheit der deutschen Mundarten hingewiesen und dann mit den **138** zitierten Worten eine Richtschnur für den Grammatiker gegeben. Freilich erklärt Gottsched alsbald, daß die meisten Regeln schon von ältern und neuern Sprachlehrern aufgestellt worden seien. Und in der Tat wird man in der Syntax nicht viel finden, was auf Beobachtung des lebendigen meißnischen Sprachgebrauchs beruht.[1]

Der § 6 des Hauptstücks von den allgemeinen orthographischen Regeln erklärt, daß die deutschen Landschaften nach der Aussprache der Provinz mit der besten Mundart schreiben müßten. Aber gleich darauf lehrt § 7, daß die

[1] Vielleicht gehört hierher die im § 66 des 4. Hauptstückes gegebene Regel über den Gebrauch des Präteritums und des umschriebenen Perfekts. Aber auch hier hatte Gottsched in Chr. Weise und Wahn Vorgänger.

obersächsische Mundart einiges Ansehen in Entscheidung der zweifelhaften Rechtschreibung habe, worauf noch die Einschränkung folgt, daß man dabei von den Fehlern des «Pöbels» abzusehen habe. Tatsächlich geht Gottsched nicht von der meißnischen Aussprache aus, sondern von dem feststehenden Schreibgebrauch und beurteilt nach ihm die Richtigkeit der Aussprache.[1] Nun gibt aber die Schrift nur einen Hinweis auf die Abgrenzung der Lautgebiete; sie deutet z. B. an, daß man den Buchstaben *d* und *t*, *g* und *j* verschiedene Lautwerte zuordnen soll; welches aber diese Lautwerte sind, kann sie nicht lehren. Gottsched folgt hier offenbar im wesentlichen dem Leitfaden der niederdeutschen Aussprache, die stimmhafte und stimmlose Geräuschlaute, gerundete und nicht gerundete Vokale unterschied. Die Trennung der beiden Arten von Geräuschlauten fand er auch in nördlichen Gebieten des Obersächsischen und im Schlesischen.[2] Dieses konnte ihn außerdem den «richtigen» Laut des *g* lehren, der übrigens, mit gewissen Einschränkungen[3], in den Gegenden, die stimm-

[1] «Man darf also eben so wenig *Jabe* als *Kabe*; *jib* als *kib* oder *kip* schreiben: obgleich einige deutsche (5. Auflage: schlechte) Mundarten so sprechen möchten. Vielmehr sollen diese, ihre böse Aussprache, nach der Schrift einzurichten suchen.» S. 48 f. der 2., S. 71 der 5. Auflage. Gottsched tadelt auch öfters Aussprachformen, die gerade für das Obersächsische charakteristisch sind, so *globen, toob, Hahn = Hayn, Steen, Been, Habber, Zwibbeln, Podden, Fadden.*

[2] In der 1728 erschienenen Abhandlung «Ob man Deutsch, oder Teutsch schreiben solle?», die der Sprachkunst seit 1752 als Anhang beigegeben wurde, nennt Gottsched neben vielen niederdeutschen Landschaften auch Schlesien, das Mannsfeldische und Anhaltische als Gegenden, wo niemand *teutsch* spreche. «Ich berufe mich deswegen auf diese Provinzen, weil ihre Aussprache so zärtlich ist, daß man den Unterscheid von *D* und *T* ganz deutlich darinnen wahrnehmen kann.» Die andere Hälfte von Deutschland spreche dagegen *d* und *t*, wie auch *b* und *p*, *s* und *ß* gleich aus. S. 681 f.

[3] Vor *e* und *i* hat sich nämlich die spätlateinische Aussprache des *g* wie *j* teilweise bis ins 19. Jh. erhalten. Wie aber Gottsched auch das Lateinische ausgesprochen haben mag: wenn er lehrte, daß das deutsche *g* wie das lateinische laute, so dachte er nur an die Fälle, wo lateinisches *g* seinen eigenen, durch keinen andern Buchstaben ausgedrückten Laut hatte.

hafte Geräuschlaute sprachen, auch dem lateinischen *g* gegeben wurde. Buchstabenverbindungen wollte er so gesprochen wissen, daß beide Zeichen zur Geltung kämen. Deshalb unterscheidet er *ai* und *ei*. Hieher gehört auch die Forderung, daß *â* wie ein halbes *a* und ein halbes *e*, d. h. offen, zu sprechen sei. Ganz konsequent ist freilich Gottsched nicht. Die Buchstabenverbindung *ie* bedeutet (abgesehen von Wörtern wie *Historie*) einfach ein langes *i*. Die meißnische *sch*-Aussprache des anlautenden *s* vor *p*, *t*, *k* wird, wie es scheint ohne Tadel, angemerkt.[1] Das Dehnungs-*h* ist stumm.[2] Auch die Mehrdeutigkeit desselben Buchstaben gibt Gottsched wenigstens in der 5. Aufl. zu: *e* habe dreierlei Klang.

Die zweifelhafte Rechtschreibung, das Gebiet, wo der meißnischen Aussprache die Entscheidung zusteht, betrifft die Vokalquantität.[3] Die Schreibungen *Gutt*, *Mutt*, *Blutt*, *Gemütter*, *Prister* werden verworfen, weil «in der weit allgemeinern obersächsischen Mundart dieses der Aussprache zuwider läuft» S. $68^2 = 98^5$. Oder Gottsched stellt die Regel auf, daß man nach langem Vokal kein *ff* und *ss* setzen dürfe; in der Durchführung dieses Grundsatzes folgt er wieder der obersächsischen Aussprache.

Anm. Auf die Aussprache kommt Gottsched auch in dem 4. Teil der Grammatik, der «Tonmessung», im Hauptstück von den Reimen zu sprechen. In diesem sehr schlecht disponierten, in unnötige Einzelregeln zerfallenden Abschnitt nimmt er scheinbar einen etwas andern Standpunkt ein, indem er den landschaftlichen Eigenheiten mehr einräumt als in der Orthographie, in der die Vorstellung oder Forderung einer gemeindeutschen Idealaussprache

[1] Vgl. dazu die Bemerkung der Frau Gottsched im III. Anhang, S. 724^5: «Ich lebe in Obersachsen, und gehe alle Abende mit dem ruhigsten Gewissen von der Welt zu Bette, ungeachtet ich den ganzen Tag das *s* vor den Mitlautern wie ein *sch* ausgesprochen, und *schtehlen*, *schterben*, *schprechen*, *schtampfen* gesaget habe. Lebte ich in Niedersachsen; so würde ich freylich das Vergnügen der innern Ueberzeugung genießen, wenn ich das *s* scharf aussprechen dörfte.»

[2] Aber die Formulierung ist seltsam: «In der Mitte, nach einem Selbstlaute, und vor einem Mitlauter, wird es bisweilen nicht gehört, als in *fahren*, *mehren*, *Mohr*». S. 22^2 (33^5).

[3] Vgl. W. Braune, Über die Einigung der deutschen Aussprache. Akademische Rede. Heidelberg 1904. S. 29, Anm. 36.

herrscht. Er meint, eine Entscheidung über die Richtigkeit der landschaftlichen Aussprachen sei schwierig. Eine jede könne man nicht billigen, es sei aber auch schwer, allen Provinzen die Last aufzuerlegen, sich nach einer einzigen zu richten. Schließlich kommt er doch auf den Standpunkt der Orthographie zurück. «Ich halte es also für das sicherste, sich nach der Schrift zu richten; doch so, daß man in gewissen Selbstlauten eine mehrere Freyheit erlaube» (S. 561 [2] = 627 [5]). So dürfe man *schlägt* und *legt* reimen, weil sie sich in den meisten Ohren reimen. Aber andere Reime, die meißnisch rein wären, wie *hört* : *ehrt*, werden verworfen. Ja, Gottsched ist nicht einmal geneigt, in schwankenden Fällen die Autorität des Meißnischen anzuerkennen. So sagt er, Reime wie *leben* : *heben*, *sehen* : *gehen* könnten, obwohl in ihnen die *e*-Laute verschieden klängen, hingehen, weil die gleiche Schreibung zeige, daß diese Unterscheidung nicht allgemein sei (S. 565 [2] = 632 [5]). Wie man sieht, beurteilt Gottsched die Reinheit der Reime noch strenger nach der Schrift als Brockes (**134**). Ein späterer Zusatz (S. 628o) erwähnt das alte Auskunftsmittel der neutralen Reime, nicht ohne allerlei Bedenken daran zu knüpfen.

140. Die zweite Quelle der Sprachregeln war für Gottsched der übereinstimmende Gebrauch der besten Skribenten. Welchen Sinn dies für das Deutsche hat, lehrt schon der Titel der Sprachkunst: sie ist «nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset». Die Autorität der Kanzleisprache besteht für Gottsched nicht mehr; im Gegenteil, gegen sie richtet er gern seine Angriffe. Nicht so unbedingt verwirft er die Sprache Luthers; Gottsched gebührt viel eher das Lob, das Rückert Bödiker spendet (**132**). In seinen «Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten», Blatt b_3, bemerkt er gegen Dornblüth, der ihm vorgerückt hatte, daß er sich doch bisweilen auf Luther berufe, Luther habe zu seiner Zeit mehr deutsch gekonnt, als Dornblüth jemals lernen werde. Vieles sei zwar veraltet, vieles aber bis auf diese Stunde gut, brauchbar und nachahmungswürdig geblieben. Fehle es Dornblüth ‚an guten Ohren', um dies zu unterscheiden, so sei dies nicht Gottscheds Schuld. «Genug! hier in Sachsen haben wir dergleichen.» Aber die moderne Sprache scheint ihm den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben. «Die Regierung zwener allerdurchl. Auguste in Sachsen, verdient billig das güldne Alter der-

selben genennet zu werden: wenn man gleich schon die merkliche Verbesserung derselben, von Opitzens und Flemmings Zeiten anheben muß» (S. 14²f. = 19⁵). Als klassische Schriftsteller bezeichnet er S. 21⁵ Canitz, Besser, Neukirch, Pietsch, Günther, Mosheim, Mascau und Bünau. Inwieweit seine Vorschriften mit dem Gebrauch dieser Autoren übereinstimmen, müßte untersucht werden.

141. Bleibt noch die Analogie. Hier hatte das Ermessen des Grammatikers großen Spielraum, hier kam es darauf an, den Instinkt zu bewähren, der dazu nötig ist, um, wie Adelung es einmal ausdrückt, der Sprache da nachzuhelfen, wohin sie sich zu neigen scheint. Gottsched versagt. Er hat, was man nicht erwarten möchte, eine Vorliebe für das Alte, Abgestorbene. Er empfiehlt das *eu* im Präsens der Verba wie *kriechen (kreuchst, kreucht, kreuch)*, obwohl er weiß, daß der meißnische Sprachgebrauch widerspricht. Er begründet seine Regel mit der Analogie des Vokalwechsels anderer «unrichtiger» Verba; das wahre Motiv war, daß ihm der Diphthong besser klang. Er verlangt ohne Begründung die Beibehaltung der Geschlechtsunterscheidung im Zahlwort *zwei*. Während er anfangs *dreyßig* beibehält, kommt er später auf den Einfall, *dreyzig* zu schreiben, und verteidigte dies mit der Analogie der übrigen Dekadennamen und ihrer Etymologie. Er fordert die Einsilbigkeit aller starken Imperative, während doch schon Frisch die Beschränkung auf die Wörter mit Änderung des Infinitivvokals ausgesprochen hatte. Gottsched beruft sich nicht etwa auf Opitz, dessen Gebrauch im großen und ganzen seiner Vorschrift entspricht, sondern sucht einfach eine mechanische Regel durchzuführen. Hieher gehört auch seine Meinung, daß die 2. und 3. Person Sing. Ind. der unrichtigen Zeitwörter besser einsilbig sei, was ihn in Widersprüche verstrickt, vgl. oben S. 230, Fußn. 1.

Die wunderlichste Vorschrift ist, daß *-e* nur in weiblichen Substantiven stehen dürfe. Daß es auch Maskulina auf *-e* gebe, gesteht Gottsched widerwillig zu, sucht sie aber dann durch verschiedene Auskunftsmittel loszuwerden. Im Verzeichnis der Maskulina mit *en*-Plural stehen nur verkürzte Formen wie *Knab, Pohl, Rab.* Bei den Neutris wird *-e* unbedingt verworfen.[1] Der Vorkämpfer der Meißner

[1] In seiner liederlichen Art spricht Gottsched, S. 212, nur

Mundart steht hier unter dem Einfluß des Franken Christ, gegen dessen Angriffe er das neutrale *-e* etliche Jahre früher verteidigt hatte (Crit. Beyträge, II, 225f.).

Die Literatursprache kümmerte sich ebensowenig um Gottscheds wie früher um Schottels Regeln. Glücklicher war Gottsched in der Festsetzung der Orthographie. Ihm wird im 18. Jh. die endgültige Beseitigung der nachkonsonantischen *ck, ff, tz,* sowie die Durchsetzung der heute üblichen Scheidung von *ß* und *ss* zwischen Vokalen zugeschrieben. Auch die Verbannung des *ff* nach Diphthongen und langen Vokalen drang schließlich durch, nicht ohne heftige Kämpfe, da in einem großen Teile von Deutschland die Entsprechungen von germ. *p* und germ. *f* zwischen Vokalen getrennt blieben und der lautlichen Unterscheidung die graphische von *ff* und *f* zugeordnet war.

142. Die Sprachkunst wurde in den Jahren 1748—1762 fünfmal und dann noch zehn Jahre nach Gottscheds Tod (1776) aufgelegt. Von dem Auszug, den Gottsched unter dem Titel «Kern der deutschen Sprachkunst» herausgab, erschienen 1753—1777 acht Auflagen und in Wien wurde das Buch 1778—1780 nachgedruckt.[1] Zahlreich sind die Übersetzungen. Eine russische und zwei französische erschienen zu Gottscheds Lebzeiten, die eine kürzere Bearbeitung von Quandt wurde noch im Anfang des 19. Jhs. aufgelegt.[2] Nach Gottscheds Tod wurde das Buch ins Lateinische, Holländische und Ungarische übersetzt.

Dieser Erfolg beruht einmal auf Gottscheds Ansehen, das er fortdauernd in Kreisen genoß, die den literarischen Streitigkeiten Deutschlands ferne standen. Dann aber auf dem Mangel an Konkurrenzwerken. Gerade die Bücher der nächsten Jahrzehnte, die, wie Aichingers Sprachlehre, an innerm Wert die Sprachkunst übertrafen, brachten sich durch ihren provinziellen süddeutschen Standpunkt um weitere Verbreitung.

Auf die Süddeutschen wirkte die Sprachkunst wie ein Ferment. In mannigfachen Abtönungen, zustimmend, ein-

von der unnötigen Anhängung des *-e* an Neutra, die mit *ge-* zusammengesetzt sind. *Ende* und *Erbe* kommen in den Wortlisten der Deklinationslehre nicht vor. Aber S. 237 wird *Aug* angesetzt.

[1] Waniek, Gottsched, S. 542, Fußn. 1.

[2] Waniek, S. 670f.

schränkend, angreifend, knüpfte die nun zu regem Leben gedeihende grammatische Tätigkeit des Südens an Gottsched an. Und darin liegt die historische Bedeutung der Sprachkunst für die Entwicklung der deutschen Grammatik.

Siebentes Kapitel.

Die Grammatik nach Gottsched.

(1748—1781.)

143. Charakteristisch für diesen Zeitraum ist zunächst die große Menge grammatischer Schriften, die von Süddeutschen verfaßt oder doch für Süddeutsche bestimmt sind.

In Österreich erlebt Antespergs Grammatik 1749 eine neue Auflage. 1754 erscheinen Die nothwendigsten Anfangsgründe von Popowitsch, 1758 Gerlachs Sprachlehre. In Österreich wirkte auch Ignaz Weitenauer[1], dessen oft aufgelegte Zweifel von der deutschen Sprache zuerst 1764 herauskamen. Seit 1768 tritt Franz Josef Bob[2] als Grammatiker auf, 1774 bzw. 1775 erscheinen die Anleitung zur deutschen Rechtschreibung und die Anleitung zur deutschen Sprachlehre zum Gebrauche der deutschen Schulen in den k. k. Staaten.

[1] Geboren 1709 in Ingolstadt, trat in den Jesuitenorden ein, wurde 1753 Professor der orientalischen Sprachen an der Universität zu Innsbruck, zog sich nach der Aufhebung seines Ordens 1773 in das Zisterzienserstift Salmansweiler bei Konstanz zurück und starb daselbst 1783. Vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlexikon, 2. Auflage, 12, 1300 ff. Von Weitenauer gibt es auch Institutiones linguae Germanicae. Sie bilden einen Teil seines Hexaglotton geminum [Augustae Vindel. et Friburgi Brisg. 1762 (öfters neu aufgelegt), II, 46—97]. Das Hexaglotton ist eine Sammlung von Anleitungen, mit Hilfe von Wörterbüchern fremdsprachliche Bücher und Schriftstücke zu verstehen. Eigentliche Grammatiken, d. h. Anweisungen, die fremde Sprache auch selbst sprechen und schreiben zu können, wollte Weitenauer nicht geben.

[2] Geboren 1733 in Dauchingen bei Villingen, studierte in Freiburg i. B. und in Wien, 1767 Professor der Rhetorik, 1775 der Polizei- und Kameralwissenschaft in Freiburg, gestorben 1802. Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, II, 2 f.

Der Oberpfälzer Aichinger veröffentlicht 1753 seinen Versuch einer teutschen Sprachlehre. In Bayern ist seit 1765 Heinrich Braun (1732—1792) als Grammatiker tätig. In Regensburg erscheint 1778 das Werk des wahrscheinlich aus Südwestdeutschland stammenden Fränklin.

In Schwaben gibt 1755 Dornblüth seine Observationes heraus. Mehrere Elementarbücher erscheinen in den folgenden Jahrzehnten.[1] In den siebziger Jahren treten Fulda und Nast mit ihren Arbeiten hervor.

In Zürich veröffentlicht Bodmer 1768 seine Grundsätze und läßt ihnen 1773 eine Anleitung zur Erlernung der deutschen Sprache. Für die Real-Schulen folgen, die ebenso wie Die Biegungen und Ausbildungen der deutschen Wörter. Für die Realschulen mehrmals aufgelegt wurden.

Auch auf fränkischem Sprachgebiet erschienen mehrere Arbeiten. Ganz unsicher ist freilich, ob Weber bei der Abfassung seiner umfänglichen Sprachkunst von 1759 irgendwie an die Bedürfnisse des Druckorts Frankfurt a. M. gedacht hat. Er war jedenfalls, nach seiner Sprache zu schließen, kein Frankfurter, wahrscheinlich ein Thüringer. Der Straßburger Joh. D. Faber ließ als Hofgerichtsrat und Professor zu Mainz ebenda im Jahre 1767 seine Anfangsgründe der schönen Wissenschaften erscheinen. Sie enthielten eine Grammatik, die mit geringen Änderungen im folgenden Jahre unter dem Titel Erste Grundsätze der Sprachkunst besonders gedruckt wurde. Das Jahr 1772 brachte die Regeln vom Schreiben, Reden und Versemachen in deutscher Sprache nebst einem Wörterbuche zum Gebrauche der wirzburgischen Schulen.[2]

---

[1] Vgl. Rüdiger, Neuester Zuwachs, IV, 34 ff., Nr. 8. 9. 11. 16. 17; 62, Nr. 11; 65, Nr. 5. (Über eine frühere Arbeit des S. 34 f., Nr. 8, erwähnten Donatus a transfig. Domini vgl. 127 Anmerkung.) — Die Heidelberger Universitätsbibliothek besitzt eine «Gründliche Unterweisung zur Deutschen heut zu Tage nöthigen Rechtschreibkunst, Constanz 1771».

[2] Rüdiger, IV, 35, Nr. 10, hat in der Titelangabe der katholischen Schulen Teutschlands statt der wirzburgischen Schulen. Auch stimmt der von ihm angegebene Umfang nicht zu dem mir vorliegenden Exemplar. Rüdiger hat die Würzburger Ausgabe von 1772 wahrscheinlich nicht gesehen, da er sonst wohl den Verleger genannt hätte. — Schon 1764 war in Würzburg eine «Rechtschreibung der hochdeutschen Sprache mit kritischen Anmerkungen zum Gebrauche der Jugend verfasset von einem Lehrer der Grammatik Aus der Gesellschaft JEsu zu Wirzburg» erschienen. Vgl. auch Rüdiger, IV, 36, Nr. 12; 65, Nr. 4. 9.

1775 kam in Mannheim die Deutsche Sprachlehre von Hemmer heraus, der bald andere Werke desselben Verfassers folgten.

Ein großer Teil der genannten Schriften sind Schulbücher. Die Unterrichtsreformen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts brachten die Muttersprache in den Schulen Süddeutschlands zu Ehren. Der Wunsch, sich der Gemeinsprache des Nordens anzuschließen, machte grammatischen Unterricht notwendig, und dazu brauchte man Bücher, die auf die Eigentümlichkeiten oder, wie man jetzt auch sagte, Fehler der heimischen Mundart und Kanzleisprache Rücksicht nahmen.[1]

Aber nicht nur Schule und Kanzlei, die gesamte deutsche Literatur strebte zu sprachlicher Einheit und erreichte schließlich dies Ziel im Zeitalter unserer Klassiker. Ohne Kampf ging es nicht ab. Unrichtig ist es, den Widerstand des Südens schlechtweg als Partikularismus zu bezeichnen. Der Partikularismus ist tolerant; er läßt den Nachbar auf seinem Gebiet frei schalten. Solche Toleranz tritt allerdings bei mehreren Theoretikern zutage. Aber gerade die heftigsten Gegner des «Sächsischen» kämpfen für das Ideal einer Gemeinsprache, nur sahen sie es eben nicht in der mitteldeutschen Literatursprache verwirklicht.

In den Streitigkeiten jener Zeit wird öfters der Gegensatz der Konfessionen betont. Die Geschichte der deutschen

[1] Auf diese Reformen gehe ich nicht näher ein. Über die österreichischen Verhältnisse belehren A. Ficker in K. A. Schmids Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesen, 1. Aufl., 5. Bd., Artikel «Österreich»; J. A. von Helfert, Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia, Prag 1860; K. Wotke, Das Österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias: Monumenta Germaniae Paedagogica XXX; K. Wotke, Karl Heinrich Seibt: Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte IX, 1 ff. — Über die Reformen in Bayern vgl. Martin Glückel, Heinrich Braun und die Bayerischen Schulen von 1770—1781, Erlanger Diss. 1891; L. Wolfram, Heinrich Braun (Historische Abhandlungen aus dem Münchener Seminar 3), München-Bamberg-Leipzig 1892; Monumenta Germaniae Paedagogica XLI. XLII. — Über die Bestrebungen zur Pflege der deutschen Sprache in der Rheinpfalz vgl. B. Seuffert, HZ. 24, Anz. 276ff.; K. Krükl, Leben und Werke des elsässischen Schriftstellers Anton von Klein, Straßburg 1901.

Grammatik darf die Schlagworte vergangener Tage nicht unbesehen aufnehmen. Von Angriffen norddeutscher Katholiken auf die Literatursprache ist nichts bekannt, anderseits war das «Sächsische» dem Protestanten Nast beinahe ebenso antipathisch wie dem Katholiken Dornblüth. Nur das ist richtig, daß die süddeutschen Protestanten mehr Fühlung mit der Entwicklung der schönen Literatur behalten und daher in ihre lokalen Schriftsprachen mehr mitteldeutsche Elemente aufgenommen hatten. Als die süddeutschen Katholiken ihre literarische Rückständigkeit peinlich zu empfinden begannen, da rückte ihnen die fremdartige mitteldeutsche Literatursprache unter den konfessionellen Gesichtspunkt, begreiflich genug, da als ihr Begründer immer wieder Luther gepriesen wurde. Für die süddeutschen Protestanten fiel dieses Moment weg; daher tritt bei ihnen der wahre Grund des Gegensatzes, die Verschiedenheit der Mundarten, rein hervor.

Unter den süddeutschen Theoretikern haben sich viele um die Entwicklung der grammatischen Erkenntnis verdient gemacht: in erster Linie Aichinger, Fulda und Hemmer, demnächst Popowitsch und Nast. Der Norden tritt in der ersten Zeit nach Gottsched etwas zurück; erst in Heynatz und Mäzke hat er wieder Grammatiker von einiger Bedeutung hervorgebracht. Ihre Tätigkeit fällt in die siebziger Jahre. Dieses Dezennium verlangt eine gesonderte Behandlung. Es hat für die Geschichte der grammatischen Theorie eine ähnliche Bedeutung wie die vierziger Jahre des 17. Jhs. Der Gedankenaustausch ist lebhaft und die verschiedenen Richtungen finden sinnfälligen Ausdruck in mannigfachen orthographischen Reformversuchen. Zudem gehören die wichtigsten sprachwissenschaftlichen Versuche Herders und Klopstocks diesem Zeitraum an, dessen Errungenschaften dann Adelung sammeln und der Nachwelt vererben sollte.

I. Die fünfziger und sechziger Jahre.

A. Die einzelnen Theoretiker.[1]

144. Karl Friedrich Aichinger, geboren am 31. März 1717 zu Vohenstrauß in der Oberpfalz, 1741 Rektor, später

[1] Ich bespreche nur die wichtigeren Arbeiten.

Stadtprediger in Sulzbach, seit 1777 Inspektor der dortigen Kirchen und Schulen, gestorben im Dezember 1782[1], veröffentlichte 1753[2] seinen Versuch einer teutschen Sprachlehre.[3]

In der Vorrede betont er seine Selbständigkeit. Er habe ursprünglich zu seiner eigenen Belehrung Sammlungen angelegt und sie, als er Rektor in Sulzbach geworden war, vervollständigt, da er bemerkte, daß seine Schüler in ihrer Muttersprache beinahe ebensoviel Fehler machten, wie im Lateinischen. Das Werk sei allmählich über einen bloßen Abriß, der den Schülern zum Abschreiben in die Hand gegeben werden konnte, hinausgewachsen. So habe er die Veröffentlichung beschlossen. Da sei Gottscheds Sprachkunst erschienen; aus ihr habe er nachträglich einiges entnommen. Daß er auf den Druck seines Werkes nicht verzichtete, hatte seinen Grund sowohl in seinem sprachlichen Standpunkt, als auch darin, daß ihm manches in Gottscheds Sprachkunst nicht gefiel. In der Vorrede schlägt

---

[1] Vgl. Meusel, Lexicon der vom Jahr 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, I, 36. Das Datum des Todes, das Meusel unbekannt war, nach Rüdiger, Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, II, 183. Rüdiger nennt bloß den Monat; daß der Dezember 1782 gemeint ist, ergibt sich daraus, daß 1782 das Berichtsjahr ist. Rüdigers Angabe, daß Aichinger im 65. Lebensjahr gestorben sei, wird eine Ungenauigkeit sein.

[2] Diese Jahreszahl trägt das Exemplar der Wiener Universitätsbibliothek. 1754 nennen als Erscheinungsjahr die Commentarii Lipsienses Litterarii, I, 529; Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, IV, 47; Heynatz, Briefe die Deutsche Sprache betreffend, I, 8; Nast, Schwäb. Magazin, 1775, S. 207; Rüdiger, Neuester Zuwachs, IV, 18, Nr. 3; Engelien, S. 308. Das mir vorliegende Exemplar umfaßt 2 Bogen Vorstoß, 580 Seiten Text und 10 Blätter Register; dazu stimmt die Angabe in den Commentarii Lipsienses (Alph. I, plag. $16^1/_2$), während nach Rüdiger Vorrede und Register 3 Bogen einnehmen.

[3] Der Verleger, ein Wiener Buchhändler, widmete das Werk dem Fürsterzbischof von Wien, Grafen Trautson. Er mochte hoffen, daß es in den österreichischen Schulen eingeführt werde. Aber der Erzbischof veranlaßte, daß Popowitsch, der selbst an einer Grammatik arbeitete, nach Wien berufen wurde. Vgl. 146.

er wohl den Ton der Hochachtung an, aber die Ironie ist deutlich.[1] Im Text polemisiert er öfters gegen Gottsched.

Aichingers Sprachlehre ist die bedeutendste Leistung unseres Zeitraums. Die Disposition der Etymologie ist freilich altertümlich. Ihr Leitfaden sind die Akzidenzien, daher ist die Lehre von den Adjektiven und Zahlwörtern unter die verschiedenen Abschnitte vom Nomen verstreut. Sprachmeisterei ist Aichinger nicht fremd; er «beweist» öfters mit Hilfe der Analogie die Richtigkeit von dialektischen oder veralteten Formen. Aber seine Grammatik ist ganz im Gegensatz zu der Gottschedschen durchaus solid gearbeitet und zeigt, daß ihr Verfasser Fachmann war. Aichinger erkennt die Unrichtigkeit vieler traditioneller Definitionen und bemüht sich nicht ohne Erfolg um scharfe Erfassung der grammatischen Begriffe. Er sucht sich möglichst frei zu halten von dem altererbten Mißbrauch, Übersetzungen lateinischer Formen ins Paradigma zu stellen, die in Wirklichkeit nie gebraucht werden, und schränkt überhaupt die Aufnahme periphrastischer Gebilde ein. In der Konjugationslehre ordnet er, Steinbachs System ausbauend, die starken Verba nach Ablautkombinationen. In der Darstellung der Substantivdeklination ist der Fortschritt über Gottsched hinaus geringer; aber er trachtet nach Vollständigkeit in der Aufzählung der Wörter oder Wortkategorien, die zu jeder Deklination gehören. Überhaupt ist sein Buch viel reichhaltiger als Gottscheds Sprachkunst, sowohl was das Material als was die Regeln betrifft. Namentlich die Syntax bringt viele neue Beobachtungen; ihr kamen die Erfahrungen zugute, die der alte Schulmann im Lateinunterricht gemacht

[1] Vgl. Bl. **4b f. «Ja, es wäre meinem Ermessen nach gut gewesen, wenn wenigstens mein Werk vor dem Gottschedischen heraus gekommen wäre, und er sich meiner, als eines Handlangers, bedienet hätte. Denn die Mühe, allerley Kleinigkeiten aufzulesen, ist keine Sache für grosse Gelehrte. Die Gedult, so hierzu nöthig ist, ist ihnen nicht aufzubürden. Sie raffen entweder alles auf, was ihnen unter die Hände kommt, oder sie lassen was liegen, oder sie klauben nicht alles genau auseinander. Wer das Gottschedische Verzeichnuß der richtig fliessenden Zeitwörter durchliest, und unter andern das *qvackeln, qvarren, qvalstern, qveicheln, qvinkeliren*, u. d. g. findet: der wird wohl erkennen, daß dieses nicht gesammelt, sondern geraffet sey.»

hatte und durch die sein Auge für die Eigentümlichkeiten des Deutschen geschärft worden war.

Von Einfluß auf die Spätern waren namentlich zwei Punkte. Aichinger hat die Akzentlehre, die seit Schottelius gewöhnlich als Angelegenheit der Verskunst betrachtet wurde, der Grammatik zurückerobert. Seine Lehren lassen sich, mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen, bis in Adelungs Umständliches Lehrgebäude verfolgen. Er hat ferner die Wortstellung nicht nur ausführlicher behandelt als die Grammatiker vor Gottsched, sondern auch anders disponiert. Er hat Steinbachs Darstellung vereinfacht, indem er die verschiedenen Typen der Wortfolge auf die Permutationen von nur drei Satzgliedern, Subjekt, Prädikat, Casus verbi, zurückführte; die drei oder vier «Ordnungen eines ganzen Abschnittes», die sich daraus ergaben, kann man noch in Grammatiken des ausgehenden 19. Jhs. wiederfinden.

Die «Commentarii Lipsienses Litterarii» brachten 1754 aus Christs Feder[1] eine von Bosheiten gegen Gottsched strotzende Anzeige der Aichingerschen Sprachlehre. Das Urteil lautete, wenn auch mit Einschränkungen, im ganzen günstig. Auf einen andern Ton war natürlich die Besprechung in der Gottschedschen Zeitschrift «Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit», IV, 47 ff., gestimmt. Heynatz, Briefe die Deutsche Sprache betreffend, IV. Teil, S. 160, erwähnt diese Anzeige als Beispiel dafür, daß Gottsched seinen Zeitgenossen manches gute und brauchbare Buch aus den Händen rezensiert habe. Nast behauptet im Schwäbischen Magazin 1775, S. 207, sogar, die Gottschedianer hätten das Buch so verschrien, daß es beinahe in Vergessenheit gekommen sei. Aber wenn auch Aichingern vielleicht erst in den siebziger Jahren die verdiente Anerkennung zuteil wurde[2], so hat er doch schon früher auf andere Grammatiker eingewirkt.

[1] Vgl. Heinze, Anmerkungen über Gottscheds Deutsche Sprachlehre, S. 85.

[2] Heynatz, der ihn in den Briefen oft zitiert, nennt ihn Teil VI, S. 57, den Verfasser einer unserer besten deutschen Sprachlehren und erklärt Teil V, S. 24, daß er «ungemein große Verdienste» habe. Nast sagt a. a. O., Aichinger werde unter den Sprachlehrern «im Reich» mit Ehren genannt werden, wenn man Gottsched längst vergessen haben werde.

145. Das erste Buch, in dem Aichingers Werk benutzt wird, ist Christian Friedrich Hempels[1] «Erleichterte Hoch-Teutsche Sprach-Lehre» (1754). Außerdem haben eine Menge anderer Grammatiker den Stoff hergegeben, von denen in der Vorrede Gottsched, Steinbach, Wippel und Reichard (wegen seiner Ausgabe der Schieleschen Monographie über die Vorwörter. vgl. **152**) namhaft gemacht werden. Hempels Grammatik, die er für Anfänger und Ausländer bestimmt hat, ist äußerst dickleibig; sie umfaßt 1301 Seiten und dabei ist der zweite Hauptteil, die Orthographie, nicht behandelt. Die Verslehre schloß Hempel grundsätzlich aus. Ursache des großen Umfangs ist die Weitschweifigkeit des Verfassers, der oft ganze Stücke aus seinen Quellen abdruckt. Sein Buch ist im wesentlichen bloße Kompilation. Selbständig, aber nicht glücklich, ist die Darstellung der Substantivdeklination. Ob die mehr als 600 Seiten starke Syntax einen eigenen Gedanken enthält, wäre zu untersuchen.

Das Buch wurde im allgemeinen recht gering geschätzt. Doch benutzte es nicht nur der unbedeutende Donatus a Transfiguratione Domini, sondern gelegentlich auch Hemmer. Ob ihm Adelung seine Haupteinteilung der Grammatik — Von der Fertigkeit richtig zu reden und Von der Fertigkeit richtig zu schreiben — verdankt, ist fraglich.

146. In den verschiedensten Gebieten des Wissens bewandert und beinahe in allen Autodidakt, Slovene von Geburt und dabei einer der ersten Erforscher der österreichischen Mundarten, ist Johann Siegmund Valentin Popowitsch eine der interessantesten Persönlichkeiten unseres Zeitraums.[2]

Er war 1705 zu Arzlin in Untersteiermark geboren, studierte bei den Jesuiten in Graz, durchwanderte zu Fuß ganz Italien und brachte sich lange Zeit als Hofmeister fort. 1747 kam er zu dreijährigem Aufenthalt nach Regensburg. Dort schrieb er sein erstes größeres Werk, die Untersuchungen vom Meere[3], die mit ihrem antiquarischen, geographischen, botanischen und linguistischen Inhalt ein deutliches Bild von der Vielseitigkeit ihres Verfassers geben, dessen mannigfache wissenschaftliche Interessen innerlich mit einander verknüpft waren. Sachforschung

[1] Gestorben als Doktor der Rechte und Privatgelehrter zu Halle 1757.

[2] Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 23, 108ff.; Wotke, Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte, IX, 76 ff.; E. Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben, S. 35 ff.

[3] Anonym erschienen Frankfurt und Leipzig 1750.

und Sprachforschung gehen bei ihm Hand in Hand. Die Namen der Naturprodukte interessieren ihn ebenso wie ihre Eigenschaften. Ein Vorläufer moderner Bestrebungen faßte er den Gedanken eines Standardalphabets: er wollte das lateinische Alphabet durch Aufnahme slavischer Zeichen vervollkommnen, nicht nur aus linguistischen Gründen, sondern auch zum Vorteil der Geographie; wußte er doch, daß die Verschiedenheit der Lautwerte gewisser lateinischer Buchstaben bei den europäischen Völkern zu unrichtiger Aussprache fremder Ortsnamen verführte.[1] Und die historische Geographie hat ja von jeher Fühlung mit der Etymologie gehabt.

Der verbitterte Mann richtete in dem Buch heftige Angriffe gegen mehrere angesehene Gelehrte, vor allem aber gegen Gottsched. Nicht nur die Schwächen und Mängel seiner Sprachkunst werden getadelt, sondern auch seine physikalischen Kenntnisse einer ätzenden Kritik unterworfen.[2] Gegenüber Gottscheds Spöttereien über die rauhen oberdeutschen Mundarten hebt Popowitsch ihre Wichtigkeit für den Sprachforscher hervor und macht Mitteilungen über die österreichischen Dialekte. Wir erfahren auch, daß er schon vor acht Jahren einen «Unterricht wie die Steyermärker und Oesterreicher die gröbsten Provinzialfehler in Hochteutschen Schriften vermeiden sollen» geplant hatte und der Entwurf der Substantivdeklination bereits fertig war; aber Gottsched hatte ihn von der Veröffentlichung abgeschreckt, indem er ihm sagen ließ, daß das, was Popowitsch vorhabe, längst ausgeführt sei und er sich zudem leicht ebenso wie Antesperg und Max durch seine angeborene Mundart vor der gelehrten Welt lächerlich machen könnte.[3]

Durch die Untersuchungen vom Meere war Popowitsch bekannt geworden und so fand er endlich eine gesicherte Lebensstellung in seiner Heimat, wo man zu jener Zeit der Pflege des Deutschen größere Aufmerksamkeit zu schenken begann. Der Fürsterzbischof von Wien und Protector studiorum, Graf Trautson, bewog 1753 die Kaiserin Maria Theresia, Popowitsch zum

---

[1] Vgl. die Zuschrift an die Nürnberger Kosmographische Gesellschaft, S. XVIII ff.

[2] Gottsched hatte in dem berüchtigten Gedicht über die Oberpfalz die Hoffnung ausgesprochen, daß einmal alle Berge verschwinden würden. Dies gab Popowitsch Anlaß zur Abfassung der dritten Beilage zur dritten Untersuchung: «Beurtheilung einer künftigen Welt ohne Berge. Erörterung der Frage, ob eine so beschaffene Welt von vergnügten Menschen könne bewohnt werden.» (Untersuchungen vom Meere, S. 177 ff.)

[3] S. 312; 314, Anm. ξ.

Professor der deutschen «Wohlredenheit»[1] an der Wiener Universität zu ernennen. Im Herbst desselben Jahres erhielt er auch die Professur der Eloquenz an der Savoyschen Ritterakademie, doch wurde diese Professur schon im Sommer 1754 aufgelassen.[2] An der Universität lehrte Popowitsch bis 1766. Im Herbst dieses Jahres wurde er auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Er starb 1774 in Perchtoldsdorf bei Wien.

Eine Frucht seiner Wiener Lehrtätigkeit sind Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Österreichischen Schulen (1754). Popowitsch plante eine ausführliche deutsche Grammatik, die Anfangsgründe sollten nur ein Auszug sein. Sie fielen aber ziemlich umfänglich aus, denn der Verfasser wollte sich gegen Angriffe verteidigen[3] und war doch nicht in der Lage, zu weiterer Belehrung auf das größere Werk zu verweisen. Dabei umfassen die Anfangsgründe nur die Lehre von den deutschen Lauten und den Redeteilen mit Ausschluß der Wortbildung; diese sollte, wie Syntax, Orthographie und Prosodie, später behandelt werden. Der Umfang des Buches veranlaßte Popowitsch noch im selben Jahre eine kürzere Darstellung folgen zu lassen.[4]

---

[1] So wird sein Fach in dem Regierungsdekret vom 4. November 1766 bezeichnet, das der Universität die Bewilligung von Popowitsch' Gesuch um Enthebung vom Lehramt mitteilte. (Archiv der Universität Wien.) Er selbst nennt sich Lehrer der Teutschen Beredsamkeit. — Professor an der Theresianischen Akademie (Danzel, Gottsched, S. 303; Wolff, S. 37) ist Popowitsch nie gewesen.

[2] Vgl. Johann Schwarz, Geschichte der Savoy'schen Ritter-Akademie in Wien (Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte, I), S. 55, 72.

[3] Er hatte nämlich vor Ausgabe des ganzen Buchs die ersten zehn Bogen veröffentlicht.

[4] Der Titel des kleinern Buchs unterscheidet sich von dem des größern nur in folgenden Punkten. Statt auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget heißt es herausgegeben. Der dritte Vorname (Val.) fehlt. Statt wie auch Herzoglichem in der Savoyisch Liechtensteinischen Akademie steht und der Herzoglichen Teutschen Gesellschaft zu Helmstädt Mitgliede. Umfang des größern Werks: 40 Seiten Vorrede (und Titelblatt), 496 Seiten Text; des kleinern: 3 Blätter Vorstoß, 144 Seiten Text, 1 Blatt Druckfehler und Verbesserungen.

Ein Motiv für die Veröffentlichung dieser Arbeiten war, daß keine der bisherigen deutschen Grammatiken auf die österreichische Mundart Rücksicht genommen hatte.[1] Popowitsch warnt oft vor österreichischen Dialektformen, aber auch vor Eigentümlichkeiten der lokalen Kanzleisprache, die ebenso von der gesprochenen Sprache wie von dem gemeindeutschen Schreibgebrauch abwich. Er macht übrigens auch auf nichtösterreichische Provinzialismen aufmerksam. Ein zweites Motiv war, daß ihn die bisherige Darstellung der Deklination nicht befriedigte. Er selbst ist ausführlicher als Gottsched und trachtet die Deklinationsklassen einheitlicher zu gestalten, was die Vermehrung ihrer Zahl zur Folge hat. In der Deklinationslehre liegt auch seine Bedeutung für die Geschichte der Grammatik. Seit Popowitsch haben es die meisten Grammatiker nicht mehr verabsäumt, die Eigennamen zu behandeln und genaue Bestimmungen über den Eintritt des Umlauts zu geben. Seine Deklinationstypen lassen sich noch bei Adelung wiedererkennen. Von geringerer Bedeutung sind seine sonstigen Lehren. Doch hat er dazu beigetragen, daß die schon vor ihm ersonnene Lehre, daß in den Endungen der starken Adjektivdeklination der nachgesetzte Artikel stecke, eine Zeit lang fortspukte, und eine oder die andere Bemerkung wurde von spätern süddeutschen Grammatikern benutzt.

Er zitiert öfters die ältern Theoretiker, so Schottelius, Bödiker, Frisch, Steinbach, Schmotther, Wachter. Auf Gottsched führt er manchen Hieb, namentlich in der Vorrede. Er rügt seine Nachlässigkeit, Verworrenheit und seine Widersprüche. Die Gottschedsche Clique in Wien blieb die Antwort nicht schuldig. Popowitsch hatte es gewagt, die Bezeichnung der Vokallänge durch Akzente zu empfehlen, er hatte die üblichen Dehnungszeichen für unzweckmäßig, einfache Buchstaben statt *ch, sch, tsch* für wünschenswert erklärt und vorgeschlagen, die Buchstabengruppen und Buchstaben *ch, p, ph, sch, t, tsch* mit den Namen *chi, pi, fi, schin, tau, tsche* zu bezeichnen. Auch führte er einige Neuerungen durch; so schrieb er *z* statt *tz* und ersetzte *å, ô, û* durch *ä, ö, ü*. Das genügte, um ihn als Zesianer lächerlich zu machen. Näher auf die witz-

[1] Von Antesperg spricht er nicht. Vgl. Vorrede, S. 19 f.

losen Pamphlete der Gottschedianer einzugehen, hätte keinen Zweck.

Popowitsch' sonstige linguistische Arbeiten, die übrigens zum größten Teil ungedruckt geblieben sind, fallen nicht in den Rahmen dieses Buches. Seiner Grammatik erwuchs in Wien bald ein Konkurrenzwerk in Gerlachs Sprachlehre.

147. Friedrich Wilhelm Gerlach, geboren 1728 in dem kurmainzischen Städtchen Zelle in Thüringen, seit 1749 in Wien ansässig, von 1756 bis zu seinem Tode im Jahr 1802 Professor der Geschichte, Philosophie und Mathematik an der Ingenieurakademie in der Wiener Vorstadt Gumpendorf[1], ließ 1758 in Wien eine Kurzgefaßte Deutsche Sprachlehre erscheinen. Er zitiert öfters Theoretiker, die vor Gottsched schrieben, Gottsched dagegen merkwürdigerweise nicht, obwohl dessen Einfluß in der Darstellung der Deklination, der Syntax und vielen andern Teilen der Grammatik deutlich ist. Ebensowenig nennt er Aichinger, den er hie und da benützt hat, und Popowitsch, von dem er einen und den andern Terminus entlehnt und gegen den er gelegentlich polemisiert. Er hält sich frei von den ärgsten Fehlern der Gottschedschen Sprachkunst, so von der Aufstellung zweckloser Geschlechtsregeln, den sechs Kasus und der törichten Prosodielehre. Er behandelt die Eigennamen, verwirft das *-e* der Maskulina und Neutra nicht unbedingt, zieht *zwey* für alle Geschlechter vor. Aber irgendeinen wesentlichen Fortschritt bedeutet seine Grammatik nicht; in der Syntax steht sie weit hinter Aichingers Sprachlehre zurück. Seine Lehrsätze begründet Gerlach gern in der Art Christian Wolffs, den er auch als deutschen Schriftsteller hochschätzt. Doch ist die Darstellung im ganzen knapp.

148. J. G. H. Webers deutsche Sprachkunst ist von der zeitgenössischen Kritik hart beurteilt worden.[2] Aber sie steht doch auf einem höhern Niveau als Hempels Kompilation. Der Verfasser rügt mit Recht verschiedene Mängel der Gottschedschen Grammatik. An selbständigen Beobachtungen fehlt es durchaus nicht. Hervorzuheben ist, daß das Adjektiv als Redeteil anerkannt wird, ferner die eingehende Behandlung der Wortbildung, auch der verbalen, die Sammlungen über Schwankungen im Gebrauch der Adjektivdeklinationen und einige richtige Bemerkungen über orthographische Dinge. Aber alles ist so ungelenk und

[1] Vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland, 5. Aufl., 2, 542 f.

[2] Vgl. Denst, Beilage zu Heynatzens Briefen, 2. Abteilung, S. 196 ff.; Rüdiger, Neuester Zuwachs, IV, 21.

schwerverständlich vorgetragen, daß man leicht begreift, daß das Buch keinen Einfluß geübt hat.

149. Die Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der Teutschen Sprache von Johann Bernhard Basedow (1759) ist wegen der Syntax bemerkenswert. Es wird auch die Satzlehre behandelt. Für den Modusgebrauch werden genauere Vorschriften gegeben als bei Gottsched. Die Begriffe «Subjekt» und «Prädikat», die nur wenige Grammatiker jener Zeit einführen, spielen eine große Rolle. Hervorhebung verdient auch der Versuch, sich in der Deklinationslehre vom Paradigmenzwang zu befreien; hier berührt sich Basedow mit Heinze (**150**). Was er sonst als Eigentümlichkeiten seiner Grammatik bezeichnet, ist von geringem Wert und auch nicht so originell, wie er glaubt. In der Lehre vom Genus wandelt er auf der Bahn Gottscheds. Der Versuch, Regeln für die Pluralbildung zu gewinnen, ist nicht gerade gelungen. Die Darstellung der Adjektivdeklination ist im Wesen nicht neu, ebensowenig die Ansetzung von drei besonderen Weisen des Zeitworts, nämlich zweier Kondizionale und des Futurum exactum.

Basedows Lehrart ist von J. G. Lindner (1772) benützt worden, sonst scheint sie keinen Einfluß geübt zu haben.[1]

Eine gekürzte Umarbeitung verleibte Basedow dem zehnten Buch seines Elementarwerks (1774) ein. Noch kräftiger als in der Grammatik von 1759 wird hier betont, daß man vom Satze ausgehen müsse. Neben «Subjekt» und «Prädikat» werden noch andere Namen für Satzteile eingeführt. Die Geschlechtsregeln sind jetzt als unnötig erkannt und weggelassen.

Eine dritte Bearbeitung erschien ein Jahr später als selbständiges Buch unter dem Titel: «Die durch Wahl des Nützlichsten elementarische teutsche Grammatik der Philanthropinischen Seminare in Anhalt-Dessau und zu Marschlinz». Vgl. J. H. Basedows Elementarwerk. Kritische Bearbeitung von Theodor Fritzsch, Leipzig 1909, II, 474.

150. Schon die süddeutschen Grammatiker der fünfziger Jahre hatten allerlei an Gottscheds Grammatik getadelt; der heftigste Angriff kam aber von Norddeutschland her. Johann Michael Heinze, damals Rektor in Lüneburg, unterzog 1759 in seinen Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds Deutsche Sprachlehre die

[1] Heynatz, der das Werk im 3. und 4. seiner «Briefe die Deutsche Sprache betreffend» ausführlich bespricht, bemerkt S. 44f., es sei wohl seinem Korrespondenten ganz unbekannt geblieben; er erinnere sich nicht, eine Rezension gelesen zu haben, und habe Mühe gehabt, ein Exemplar zu bekommen.

Lehren Gottscheds sowohl nach ihrem Inhalt als auch nach der Darstellung einer unbarmherzigen Kritik, die zu dem vernichtenden Ergebnis kam, «daß beyde Sprachlehren[1] des Herrn Prof. wol schwerlich mit Einsicht und reiffer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heissen können: daß sie ohne Critik beynahe unbrauchbar sind, wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, wormit Herr G. seine Meynungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnlichen Dunst von Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und magern Philosophie vor unwissenden oder treuherzigen Lesern ziemlich versteckt werden.» Nichts sei in Gottscheds Sprachlehren zu finden, woraus ein grammatikalischer Geist oder ein Naturell, das zur Philologie geboren oder erzogen sei, hervorleuchte.

Von dem positiven Inhalt der Schrift verdient Erwähnung der Versuch, die Substantivflexion ohne Deklinationsschemen darzustellen, einige Bemerkungen über das Fehlen des Dativ-*e* und die Prosodie, in der die Verwirrung der Begriffe Quantität und Akzent hervorgehoben und die Existenz des Nebentons, freilich nur flüchtig, angemerkt wird.

Die Anhänger Gottscheds ließen Heinzes Streitschrift nicht unerwidert. Die Besprechung in Gottscheds Zeitschrift «Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit», IX, 546ff., geht auf den Inhalt nicht ein. Unbedeutend sind die Gesammleten Briefe über die Heinzische Widerlegung der Gottschedischen Sprachlehre (1760), die rechthaberisch Gottscheds Lehren verteidigen, wobei sie in den Argumenten ebenso wahllos sind wie der Meister selbst. Besser ist Johann Joachim Schwabes pseudonyme Schrift Georg Christoph Kunzens Beleuchtung einiger Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre von Hrn. Johann Michael Heinzen (1760). Sie berichtigt einige Irrtümer Heinzes, verdreht freilich auch öfters die Meinung des Gegners. Heinze replizierte in einem «Schreiben über die Kunzische Vertheidigung der Gottschedischen Sprachlehre an den Herrn Verfasser des gelehrten Artikels in dem Hamburgischen Correspondenten».

[1] Gemeint sind der «Kern der deutschen Sprachkunst», der Heinzes Kritik als Leitfaden dient, und die «Sprachkunst» selbst.

Von den Gegnern Gottscheds wurde Heinzes Angriff natürlich mit Freuden begrüßt, so von Lessing im 65. Literaturbrief.

Aber vernichtet war Gottscheds Einfluß noch nicht. Die süddeutschen Grammatiker der sechziger Jahre fahren fort, seine Sprachkunst zu benützen, wenn sie auch neben ihr andere ältere und neuere Lehrbücher zu Rate ziehen. Ja noch 1775 sagt Hemmer, Gottscheds Grammatik sei die beste, wenn sie auch viele Mängel habe.

151. Ganz unabhängig von Gottsched ist jedoch Bodmer in seinen anonym erschienenen Grundsätzen der deutschen Sprache (1768).[1] Sein Führer ist Girard, dessen Buch Les vrais principes de la langue françoise (1747) eine der originellsten Leistungen der Franzosen ist. Von Girard entlehnt Bodmer die eigenartige Lehre von den Redeteilen und von den «Gliedern des Redesatzes», d. h. den Satzteilen. Die Ausführungen über die Wortstellung enthalten originelle Züge. Unter dem Einfluß Herders und der Franzosen wird der Inversion besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Darstellung der Substantivdeklination ist selbständig, sie berührt sich aufs engste mit der Grimms. Es erklärt sich dies aus Bodmers Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen. Auch seine Kenntnis der schlesischen Dichter des 17. Jhs. ist für die «Grundsätze» fruchtbar geworden.

152. Von Monographien verdient Erwähnung Die Lehre von den deutschen Vorwörtern von Elias Caspar Reichard. Der Verfasser benutzte eine ungedruckt gebliebene Arbeit von Michael Bernhard Schiele (1669—1745). Das Buch erschien 1752, lag aber schon in der Druckerei, bevor Gottscheds Grammatik herauskam. Im dritten Hauptstück wird auch einiges aus der Kasusrektion der Verba abgehandelt.

Wichtig für die Theorie der Redeteile und von großem Einfluß auf Adelung waren Gottlieb Benedikt Funks (1734—1814) Erörterungen in seiner Übersetzung von J. H. Schlegels Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen, verglichen mit dem Deutschen und Französischen (1763).

---

[1] Nach Baechtold, Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, S. 677, hat Breitinger an dem Buch mitgearbeitet.

B. Das Problem der Sprachnorm.

153. Die meisten Grammatiker stehen so ziemlich auf dem Standpunkt Bödikers, dessen Satz, daß die hochdeutsche Sprache durch Fleiß der Gelehrten aus allen Mundarten erwachsen sei, von Gerlach, S. 12, beinahe wörtlich wiedergegeben wird. Von dieser Anschauung aus suchen die Süddeutschen ihre Mundarten gegen ihren Verächter Gottsched zu verteidigen und Mängel und Fehler des Meißnischen nachzuweisen. Gottsched selbst hatte ihnen eine Waffe in die Hand gegeben, indem er der Analogie, also der Weisheit des Grammatikers, die Entscheidung über die Ansprüche der einzelnen Dialekte zuwies.

Aichinger wirft in der Vorrede Gottsched vor, daß er der meißnischen Mundart zu sehr nachgegeben habe; dieser gebühre nicht Ansehen, sondern nur ein Lob, insofern sie der allgemeinen Sprache am nächsten komme. Allerdings lerne man in Aichingers Heimat das reine Deutsch nur aus den Büchern; durch die Literatur verbreiteten sich neue Wörter, und da in Sachsen am meisten Deutsch geschrieben werde, so habe es die Sprache der übrigen Deutschen am meisten bereichert. Aber ein richterliches Ansehen erwachse der sächsischen Mundart daraus keineswegs; denn man nehme nicht alles ohne Unterschied an, sondern verwerfe, was der Bedeutung nach zu ungewöhnlich sei oder gegen die Analogie verstoße. Boshaft bemerkt er, man möge immerhin seine Grammatik eine oberpfälzische nennen, wie einige die Sprachkunst Gottscheds nur als eine meißnische gelten lassen; es wäre zu wünschen, daß nun auch ein Schwabe, ein Franke, ein Rheinländer, ein Westfale, ein Niedersachse, ein Pommer und ein Schlesier jeder eine Grammatik schriebe und Professor Gottsched aus ihrer Vergleichung eine allgemeine deutsche herauszöge.

In seiner eignen Sprachlehre erwähnt Aichinger oberpfälzische Eigentümlichkeiten teils tadelnd, teils einfach konstatierend und verwirft auch manches Meißnische. Wichtiger ist, daß er vom grammatischen Lehrstuhl herab mitunter die ausschließliche Richtigkeit von Formen verkündet, die im Ostmitteldeutschen unerhört waren. So meint er § 264**, die 1. Person Ind. Praes. Singularis der starken Verba, die in der 2., 3. das *e* des Infinitivs in *i* verwandeln, sollte nach oberdeutscher Art einsilbig sein und gleichfalls *i* annehmen *(ich brich)*. Offenbar glaubte er die mundartliche Form dadurch rechtfertigen zu können, daß auch

sonst die 1. Person des Indikativs mit der 2. des Imperativs gleichlaute. Er «beweist» § 292***, daß der Singular des Praeteritums bei den Verben der Ablautklasse *reiten* mit stammschließendem Dental zweisilbig sein müsse *(ich ritte)*, da die Wurzel nur ein *t* enthalte, das zweite also ein Affix, mithin von der schwachen Konjugation entlehnt sei. Er sucht Doppelformen, die in Wahrheit auf mundartlicher Verschiedenheit beruhen, nach grammatischen Prinzipien zu verteilen; so solle man im Singular *Stuck*, im Plural *Stücke* sagen, ebenso im Singular *-nuß*, im Plural *-nüsse* (S. 56). Kurzum, er wendet grammatische Kunststücke, insbesondere das Analogieprinzip an, um Formen der heimischen Mundart oder Kanzleisprache zu rechtfertigen.

154. Popowitsch ist es bitterer Ernst mit der Meinung, daß das Hochdeutsche von den Gelehrten ausgeschmückt, verbessert, verfeinert worden sei und noch weiterhin verändert werden könne. Sehr begreiflich, da bei ihm, dem Sprachfremden, die grammatische Erwägung eine weit größere Rolle spielt als das Sprachgefühl.[1] Aber er ist mit der sogenannten Verbesserung, wie sie zu seiner Zeit geübt wurde, nicht zufrieden; denn, wenn es so weiter gehe, so würden «die ungezähmten Neuerer und Schmücker» aus dem Hochdeutschen «ein verworrenes Wesen» machen, «welches man endlich, wegen der Menge der Ausnahmen, durch Regeln gar nicht mehr wird lernen können».[2] Er be-

[1] Vgl. Untersuchungen vom Meere, S. 318, Anm. π. «In den leztern Jahren gegenwärtiger Lebzeit brauchten die Gelehrten Gewalt. Sie schmissen ganz erboßt den Gebrauch vom Katheder herab, und stellten mit gesammter Macht das *Aeltern* parentes wieder her, ungeachtet noch viele Vertheidiger der Herkomännischen Gerechtigkeiten darüber murren. Hieraus ersieht man, mit was für einem Nachdrucke Veränderungen in einer Sprache können vorgenommen werden, und daß es nicht unmöglich sey, durch vereinigte Stimmen der Gelehrten, einem ganzen, herrschenden, freyen Volke eine andere Schreibart aufzudringen, wenn zumal die Verbesserer keine eigensinnigen Geseze vorschreiben, sondern ihre Vorstellungen mit der Analogie bewaffnet sind, und auf solche Regeln sich gründen, denen niemand widerstreben kann.» — Anfangsgründe, S. 78 f., verspricht P. einen Vorschlag zu machen, wie die «Afterbiegungen» «zu einer Zeit, da die Verderbung der Sprache noch nicht unheilbar ist, sich könnten gänzlich aufheben lassen».

[2] Untersuchungen, S. 415. Vgl. auch Anfangsgründe, S. 88. 101. 465.

streitet auch Gottscheds Meinung von der Vollkommenheit der gegenwärtigen Sprachverfassung.[1] Er richtet Angriffe gegen die Obersachsen, hebt die Richtigkeit der niederdeutschen Aussprache hervor[2] und rühmt die Vorzüge der oberdeutschen Mundarten. Die österreichische und die steirische Mundart seien nicht nur älter, sondern auch reiner als das Hochdeutsche, «wenn man die Reinigkeit so bestimmet, daß sie keine Nachahmung solcher verderblicher Geseze sey, die ein unbeständiger Neuerungsgeist unerfahrner Lehrer, nach Willkühr und wider die Eigenschaft der Sprache, erdichtet hat».[3] Diese Mundarten seien für den Sprachlehrer wichtig, weil man oft nur mit ihrer Hilfe die Stammwörter des Hochdeutschen finden könne; da aber die Orthographie von der Etymologie abhänge, so sei die Kenntnis jener Mundarten notwendig, um die richtige Schreibung gewisser Wörter zu finden.[4] Und endlich glaubt Popowitsch, daß man aus der Mundart Wörter ins Hochdeutsche aufnehmen dürfe oder müsse, wenn sie ebenso gut wie die sächsischen seien oder eine Lücke des deutschen Sprachschatzes ausfüllten.[5] Aber wohlgemerkt: sein Lob gilt nur der eigentlichen Mundart, nicht der österreichischen Kanzleisprache, gegen die er nicht genug Worte des Tadels finden kann.[6] Und daran hat er natürlich auch nicht gedacht, daß es besser wäre, wenn die Österreicher ihren Dialekt statt des Hochdeutschen schrieben.[7]

---

[1] Untersuchungen,)( )(3.

[2] Untersuchungen, S. 91, Anm. Vgl. auch S. 311. Anfangsgründe, S. 6. 7 f. 15 f.

[3] Untersuchungen, S. 314.

[4] So will er dort *ä* statt *e* schreiben, wo im Österreichischen ein helles *a* gesprochen wird, z. B. *schwär* statt *schwer*. Vgl. Untersuchungen, S. 291. 413.

[5] Untersuchungen, S. 88. 422. 426.

[6] «Es ist das ächte Oesterreichische und Steyermärkische auch schön, wenn man das lächerliche Zierliche der Kanzleyen beiseit sezet, und die ungefälschten alten Wörter von den neuern pöbelhaften zu unterscheiden, die guten recht zu schreiben, und die Sprache überhaupt nach der rechten Seite zu betrachten weiß.» Untersuchungen, S. 319. Vgl. auch S. 401. Die Bekämpfung des Kanzleistils ist der Gegenstand der Einladungsschrift De inveterato corrupti stili germanici malo (1754).

[7] Vgl. Untersuchungen, S. 309 f. 401. Anfangsgründe, z. B. S. 49.

155. Die Auflehnung Aichingers und Popowitsch' gegen die meißnische Tyrannei erscheint sehr zahm im Vergleich zu den wuchtigen Angriffen des Gengenbacher Benediktiners Augustin Dornblüth in seinen Observationes oder Gründliche Anmerckungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen (1755). Freilich, einen so großen Raum auch die Bekämpfung Gottscheds einnimmt, in erster Linie ist die Schrift nicht gegen ihn gerichtet, sondern gegen die Übersetzungen katholischer Geistlicher aus dem Französischen und andere Bücher katholischer Verfasser. Dornblüth erklärt sie samt und sonders für schlecht.[1] Gegen Gottsched und die Sachsen zieht er los, weil er bemerkt, daß die neuern katholischen Schriftsteller sich von ihnen beeinflussen lassen. Der Leitsatz der Übersetzungskunst ist für ihn das *non verbum e verbo, sed sensum exprimere de sensu* des heiligen Hieronymus. Die meisten Übersetzer aber haften, weil sie über keine Copia verborum verfügen, an dem einzelnen Wort, füllen ihre Schriften mit Gallizismen an oder bilden, wie die Sachsen, neue ungereimte Wörter. Zudem ahmen sie den französischen Stil nach, dessen kurze, abgehackte Sätze Dornblüth in der Seele zuwider sind. Ihm gefällt der feierliche, latinisierende Periodenbau mit seinen «Transitiones», den sorgfältig gewählten korrelativen Partikeln, der Voranstellung der regierten Glieder vor das regierende Wort und der Beachtung des Numerus.[2]

[1] «Und weilen dan fast niemand Bücher schreibt oder übersetzt, als die Geistliche, so ist zu glauben, dieselbe haben sich von der Version der Bibl, die sie gut zu seyn vermeinten, unvermerckt dergestalten einnehmen und blenden lassen, daß sie mit solcher Versetzung des Verbi auch alle ihre eigene Schrifften (wie die Predigen, Gebett- und geistliche Bücher durchaus zeigen) geschändet und verdorben haben. . . . Wan nun der erleuchtete Leser dise Observation gut findt; so mus derselbe notwendig auch eingestehen, daß alle bißherige zum Vorschein gekomene Ubersetzungen, et hanc ob causam, auch die mehreste andere teutsche Bücher, propter ejus defectum, unnatürlich gesetzt seyen.» (S. 207.)

[2] «Damit es desto besser und angenehmer laute, auch die Membra Periodi wohl ausfüllen und desto bindiger werden, muß der Ubersetzer sich stets darbey einbilden, als müßte er das so er schreibt peroriren oder offentlich sprechen; mithin alles auf eine gute bequeme und nachdruckliche Elocution einrichten;

Die französische Schreibart hat für ihn etwas Würdeloses.[1] Sprachmuster sind für ihn die Kanzleischriften der letzten drei Jahrzehnte des 17. Jhs.[2] Das ältere Deutsch sei mangelhaft, das Deutsch des 18. Jhs. durch die schlechten Übersetzungen verdorben.

Wenn er auch erklärt, daß der Stil sich nach dem Publikum richten müsse[3], so ist er doch weit davon entfernt, dem eigentlichen Dialekt das Wort zu reden. Im Gegenteil, viele Ausdrücke verwirft er deshalb, weil sie ihm pöbelhaft vorkommen, auf die Sprache des niedrigen Volks beschränkt seien.[4] Er vertritt nicht die Rechte seiner

---

folgsam solang sich dasselbe nicht wohl auf die Zung oder nach der Stimm schickt; sich nicht darmit begnügen, sondern dem Fehler nachsuchen und selbigen verbesseren.» S. 7.

[1] «Darneben ist auch an der gantzen Schreib-Art Gottschedens, nicht nur nichts zierliches oder stattliches; sondern sogar nicht einmahl etwas natürliches, mannliches oder ernsthafftes; welches doch wenigist die Vorreden und Vorbericht erfordereten. Wegen seinem Französlen, komt alles heraus, als wan er immer schertzete.» S. 350 f.

[2] Dornblüth war selbst in der Kanzlei seines Klosters tätig gewesen. Charakteristisch ist, wie er Gottscheds Angriffe auf den Kanzleistil abwehrt: «Hierüber aber könte man ihme mit bestem Recht antworten: Sutor ne ultra Crepidam! zu Teutsch: der Schulmeister soll dem Cantzler nicht einreden . . . wan er in einer Cantzley gearbeitet oder practicirt hätte; würde er wenigist eine periodische Ordnung, Genuinitatem et Copiam Verborum, und eine Erkantnus des Guten und Schlechten ergriffen, und sich solcher erlernten guten Art . . . bedient, hingegen unnatürliche französlende teutsche Schrifften verabscheut . . . haben.» (S. 354 f.)

[3] S. 355 f. — «Geniessen. Wird zierlich cum Genitivo rei gebraucht; weilen aber solches gemeinen Leuten nicht bräuchlich ist, mithin unverständlich vorkomen kan, so setze ich es in geistlichen Materien cum Accusativo rei.» S. 264. — Vgl. auch die etwas unklare Bemerkung über das Genus ambiguum S. 261 f.

[4] «Dahero geschiehet, daß sie die spöttlichste Barbarismos, ein abgeschmacktes Land-Jargon, solche Wort nemlichen, die nur dem gemeinen und nachgülttigsten Volck gemein seind, dahero von Personen die eines guten Teutschen gewohnt seind, kümmerlich oder gar nicht verstanden werden, oder dem erfahrenen Leser billigen Verdruß erwecken, einmengen.» S. 137 f. — «Bekomen heißt gut Teutsch: wohl gedeyen, und wird nur vom gemeinen Volck für erwerben oder erlangen mißbraucht.» S. 141. —

alemannischen Mundart, sondern die Autorität des Kanzleistils in südwestdeutscher Färbung.

Er hat über seine Sprache nachgedacht. Nach dem Grundsatz, daß Zweideutigkeit vermieden werden müsse, verteilt er altüberlieferte Doppelformen, bildet sich auch wohl seine eignen Wendungen.[1] Er hatte das Zeug zu einem süddeutschen Gottsched in sich, er ist ebenso kurzsichtig in seiner Regelsucht und ebenso diktatorisch in seinen Entscheidungen. Er ist kein Partikularist in dem **143** festgesetzten Sinn. Nur in der Orthographie hält er eine Einigung für unmöglich, weil die Aussprache der Provinzen zu verschieden sei und keine sich von der andern würde Gesetze vorschreiben lassen, und auch im Genusgebrauch erkennt er Schwankungen an. Aber im allgemeinen betrachtet er seine Forderungen als gemeingültig. Was ihm gefällt, ist «natürlich». Die Schreibart der Sachsen ist «affectirt». Er ist geneigt, die ihm mißfälligen Dinge für ungereimte Neuerungen zu halten. Wenn er sich der Erkenntnis nicht verschließen kann, daß eben der sächsische

---

«HH. Martyrer welchen der Kopff ist abgehauet worden. pro: das Haubt. NB. Est indecens, indiscretum et rusticum.» S. 156. — Getadelt wird, daß Gottsched *das* oft überflüssig setzt in Fällen wie «Beredt zu seyn, das ist was schönes». «Hôc modô braucht er *das* gar offt, wie in meinem Land das allergemeinste Volck.» S. 273. — «Corrigiren ist . . . . seiner eigentlichen Bedeutung nach schwehr oder gar nicht teutsch zu geben; massen das hieländische: *schmählen* und *balgen*, in Schrifften für ein Jargon und barbarisch würde angesehen werden.» S. 313. — «*Meisterhafft* ist ein Barbarismus des gemeinsten Volcks.» S. 326. — «*allemal erfoderen* barbaricè. NB. So redt in meinem Land das schlechteste Bauren-Volck, *foderen* für *forderen*, gleichwie *föchten* für *förchten*.» S. 336. — *erzürnt* verbessert D. in *erzörnt*. «NB. Obschon *erzürnt* infimae Plebi meines Lands auch gemein ist; kann es jedoch als ein derivatum von *Zorn* und *zörnen* das *ö* nicht verlieren.» S. 352. Ähnliches an vielen andern Stellen.

[1] S. 343 meint er, man sollte nicht *je — desto* aufeinander folgen lassen, sondern *wie — je*, z. B. «wie mehr ich dises Bild betracht, je besser gefallt es mir».. «Ob schon ich dahero solches nirgends gelesen hab, pflege ich es nichts destoweniger . . also zu brauchen.» — S. 276 bemerkt er, er habe sich das *th* abgewöhnt, da schon die Einfachschreibung des *t* die Länge des vorhergehenden Vokals anzeige.

Sprachgebrauch abweicht, so stellt er diesem den Gebrauch aller andern Provinzen als maßgebend gegenüber.[1] Oft dekretiert er einfach, daß Gottsched oder die Sachsen unrecht haben. Kann er seine Regeln in der üblichen Art der rationalisierenden Grammatik begründen, so tut er's[2], sonst handelt auch er nach dem Satz *sic volo, stat pro ratione voluntas*, den er Gottsched zum Vorwurf macht.

Wirkung hat Dornblüths heftige Streitschrift nicht geübt. Auch die Katholiken verhielten sich ablehnend.[3]

156. Bedeutsamer ist Bodmers Kritik der meißnischen Ansprüche.[4] Noch vor dem Erscheinen der Gott-

[1] Über *en* im Nom. Akk. Pl. der Adjektiva bemerkt er S. 270: «Dise Art zu reden mag denen Sachsen so gemein seyn als sie will, müssen sie doch für gewiß glauben, selbige kome denen übrigen Teutschen anderer Provinzen nicht anderst vor, als wan sie einen Franzosen teutsch stammlen höreten. Und wan dan disen gesamten übrigen Teutschen der Articul *die* in Nominat. et Accusativo plur. immer gekleckt hat, warum sollen sich nicht auch die Sachsen darmit begnügen?» — «Das sächsische *mocht* von *mögen*, ist bißhero allen übrigen teutschen Provinzen dermassen abgeschmackt vorgekomen, daß es keine angenomen hat.» S. 370. — «Wan man solches Jargon Gottschedens und seiner Nation (Formen wie *du stössest, beutst, flichtst*) wie billich verwirfft, oder ihnen allein überlaßt, so wird obige Regel weit besser seyn, als deren die Gottsched loc. cit. anführt.» S. 372.

[2] So bezeichnet er es S. 322 als einen handgreiflichen Fehler der Sachsen, daß sie in der 3. Person *weiß* statt *weißt* setzen, mithin zwischen der ersten und dritten Person keinen Unterschied machen. Oder er tadelt S. 323 *sind* statt *seind* «cum tamen Infinitivus habeat: *seyn*, adeoque nulla ratio . . . denique aequivocum est cum *Sünd*, consequenter malum et non imitandum». — «*Fülle*, plenitudo für *Völle*. Error manifestus et absurdissimus, dan das Grund-Wort desselben ist *voll*, folgsam muß es *Völle* heissen, kan nicht von Verbo *füllen* hergeleitet werden, propter diversitatem significationis.» S. 323 f. usw. usw.

[3] Vgl. Ewald Boucke, P. Augustin Dornblüths Observationes, Dissertation von Freiburg i. B. 1895. Diese Schrift wird ihrem Gegenstande nicht gerecht. Abgesehen davon, daß die Syntax gar nicht behandelt ist, hätte doch Dornblüths Theorie statt mit dem gemeinen Dialekte mit dem Gebrauch der von ihm für mustergültig angesehenen Kanzleischriften aus dem letzten Viertel des 17. Jhs. verglichen und gezeigt werden müssen, inwiefern er diesen Gebrauch schematisiert.

[4] Vgl. Socin, Schriftsprache und Dialekte, S. 376 ff.

schedschen Sprachkunst war er, der früher Meißens Vorrang anerkannt hatte, zu der schroff partikularistischen Anschauung gelangt, daß jeder deutsche Stamm seinen besondern Dialekt ausbilden sollte, wie dies die Griechen und auf deutschem Boden die Holländer getan hätten. Er wies darauf hin, daß in Deutschland Umgangssprache und Schriftsprache durch eine Kluft getrennt seien. Da man das Sächsische aus Büchern lernen müsse, könne man nicht wie in Frankreich zu einer «naiven» Schreibart gelangen.

Wenn er hier Identität von Umgangssprache und Schriftsprache für wünschenswert zu halten scheint, so beklagt er umgekehrt später in der seinen Grundsätzen vorangestellten Abhandlung «Von den Verdiensten D. Martin Luthers um die deutsche Sprache» den Abbruch der schriftsprachlichen Tradition. Als Luther auftrat, war die Sprache im wesentlichen dieselbe wie zur Zeit der Minnesinger. Die wichtigsten Unterschiede bestanden in der Diphthongierung der alten Längen und in dem Verlust vieler Wörter, der verursacht war teils durch die Unbekanntschaft mit manchen Begriffen der frühern Zeiten, teils durch den Verfall der Dichtkunst und Wohlredenheit, «welche die besten Bewahrer der Wörter sind». Luther bediente sich ursprünglich der von ihm vorgefundenen Sprache. Es wäre gut gewesen, hätte er so fortgefahren und den Genius der Sprache, wie er sich in den Dichtungen der Minnesinger und den Prosaschriften ihrer Zeitgenossen geoffenbart hatte, hervorgesucht und ihn durch die Stärke seines Geistes wieder gekräftigt. Dann würde die schöne alte Sprache uns nicht lächerlich und platt vorkommen. Aber auf diesen Gedanken kam Luther nicht, weil seine Zeit keine großen Schriftsteller besaß und ihm «die Veldegge, die Eschilbache, die Reinmare, bey welchen die Geschicklichkeiten und Zierlichkeiten der Sprache in Verwahrung lagen», unbekannt blieben. So lernte Luther die Sprache hauptsächlich aus dem Gebrauche und dem Umgange, «der, ob er gleich sehr ausgebreitet war, doch weit unter der Würde und der Genauigkeit blieb, welche sie von oben belobten Classischen Verfassern empfangen hatte.» Die Schwankungen des Gebrauchs, die Unwissenheit und Nachlässigkeit, die Vermischung der alten Redensarten mit den neuern schienen ihm Veränderungen in der Sprache notwendig zu machen.

Diese Veränderungen bestanden, abgesehen von gewissen grammatischen und orthographischen Regelungen, hauptsächlich in der Verwerfung von Wörtern und Redensarten. Doch war die Verwerfung nicht immer eine Verurteilung. Viele Wörter blieben aus Luthers Schriften weg, weil sie den Leuten, mit denen er verkehrte, oder ihm selbst nicht bekannt waren, oder auch weil er sie nicht nötig hatte. Daß sie ihm nicht nötig waren, beförderte ihren Untergang. Diese Veränderungen waren das Werk von zwanzig Jahren. Verbesserungen wurden sie nur durch den Erfolg der Schriften Luthers, nicht durch ihre innere Güte.

Damit sind Dinge berührt, die in den folgenden Jahrzehnten die Theoretiker beschäftigen sollten. Wir werden sehen, wie Fulda die Sprache des Mittelalters auf Kosten der modernen erhebt, und wie Adelung sich, teilweise unter dem Einflusse Bodmers, das Verhältnis der Schriftsprache zur Umgangssprache und das Verhalten Luthers zurechtlegt.

157. Weitenauer trägt eine vermittelnde Tendenz zur Schau. In Griechenland, mit dem Deutschland so viel Ähnlichkeit habe, sei niemand wegen seiner Mundart verspottet worden. Vielleicht hätten die dialektischen Unterschiede nicht das Hauptwesen der Sprache betroffen. Es wäre gleiches für das Deutsche zu wünschen und noch schöner würde es sein, wenn man sich auch in Nebendingen näher käme. Er verteidigt die «Strengen», wie er die Oberdeutschen nennt, gegen die Beschuldigung der Unwissenheit und die «Gelinden» gegen den Vorwurf der Affektation. Er meint, daß manche Wörter auf verschiedene Art richtig geschrieben werden könnten. Was das *-e* betrifft, dessen Gebrauch der wichtigste Streitpunkt zwischen den Strengen und Gelinden ist, so glaubt er, es werde wohl unmöglich sein, die Aussprache zu ändern, aber im Schreiben könnten die Gelehrten sich einigen. Er will einen Mittelweg vorschlagen, allein trotz der scheinbaren Konzessionen an die Strengen vertritt er die Lehren Gottscheds, der ja auch gewisse Kategorien der mitteldeutschen *-e* für falsch erklärt hatte. Überhaupt ist Weitenauer bei aller Behutsamkeit des Auftretens ein entschiedener Anhänger der norddeutschen Literatursprache.

Ganz unumwunden gibt dies Braun zu erkennen. Zwar an der mündlichen Rede will er ebenso wie Weitenauer

nichts ändern. Da dürfe man, wenn man nicht lächerlich werden wolle, nicht von der Gewohnheit seines Vaterlandes abweichen; «im Schreiben aber und im Drucke sehen wir gar nicht, warum man nicht in vielen Stücken jenen Landschaften nachgeben könnte, welche unstreitig besser deutsch reden und schreiben als wir» (S. 115). Als dasjenige deutsche Volk, das die besten Schriftsteller aufzuweisen habe und nach dem sich die meisten übrigen deutschen Provinzen richteten, bezeichnet er an anderer Stelle die Niederdeutschen — er meint wohl die Norddeutschen überhaupt.

II. Das achte Jahrzehnt.

A. Die einzelnen Theoretiker.

158. Johann Friedrich Heynatz, geboren zu Havelberg 1744, 1769 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, von 1775 bis zu seinem Tode (1809) Rektor des Lyzeums zu Frankfurt an der Oder, seit 1791 auch ao. Professor der Beredsamkeit an der dortigen Universität[1], trat als Grammatiker zuerst 1770 mit seiner Deutschen Sprachlehre an die Öffentlichkeit. Das Buch erlebte viele Auflagen; die fünfte erschien 1803. Die Interpunktion behandelte er in einer besonderen Schrift (1773). Wichtig für uns sind ferner seine Briefe die Deutsche Sprache betreffend (1771—1775). Sein Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von schriftlichen Aufsätzen (1777—1779) ist ein Werk von der Art des Schmottherschen. Seine übrigen Arbeiten[2] fallen in die Zeit nach Adelungs grammatischen Werken.

Heynatz ist ein nüchterner, der Spekulation abholder Kopf. Das bestimmt, was wohl zu beachten ist, auch sein Urteil über andere Grammatiker in den Briefen. Richtige Darstellung der sprachlichen Tatsachen ist ihm die Hauptsache. Das Verdienst seiner Grammatik, der besten norddeutschen des ganzen Zeitraums zwischen Gottsched und

---

[1] Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 12, 374 f.

[2] Anweisung zur Deutschen Sprache. Berlin 1785. — Versuch eines möglichst vollständigen synonymischen Wörterbuchs der Deutschen Sprache. Berlin 1795—1798. (Das Buch existiert trotz Meusel, Das gelehrte Teutschland, 9, 584, ist aber unvollendet). — Versuch eines Deutschen Antibarbarus. Berlin 1796/97. — Neue Beiträge zur Verbesserung der Deutschen Sprache, von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde. Herausgegeben von Johann Friedrich Heynatz. Küstrin 1801.

Adelung, liegt nicht in der grammatischen Theorie, sondern in der Observation.[1] Auf engem Raum drängt er ein großes Material zusammen und bringt eine Menge neuer Beobachtungen. Er ist, wenn man dem heutigen Sprachgefühl trauen darf, in der Erfassung des Sprachgebrauchs sogar Adelung überlegen, da er von analogistischen Velleitäten eben fast ganz frei ist. Daß seine Entscheidungen in der Orthoepie, der er besondere Aufmerksamkeit widmete, sich nicht in demselben Maß bewährt haben, wie in andern Teilen der Grammatik, ist begreiflich; aber auch hier macht er eine Reihe interessanter Beobachtungen, wobei es ihm, seiner Eigenart entsprechend, nicht auf genaue physiologische Beschreibung ankommt, sondern nur auf die Feststellung von Unterschieden in der Aussprache, die durch die Schrift verhüllt werden.

Anm. Am Leitfaden der Heynatzischen Bücher brachte der Schlesier Johann Kaspar Denst allerlei, z. T. bemerkenswerte Beobachtungen vor in seinen anonymen Schriften: Zweiter Theil der Heynatzischen Deutschen Sprachlehre (1773) und Beilage zu Herr Heynatzens Briefen die Deutsche Sprache betreffend (1775—76). Heynatz charakterisiert ihn folgendermaßen: «Mein Urtheil von dem Verfasser ist kurz dieses, daß er viel über die Deutsche Sprache nachgedacht hat, aber dem eingeführten Gebrauche mehr widerstrebt, als ich, daß er sich mit der Sprache selbst genug, aber mit ihren Sprachlehrern und deren Einfluß auf die Sprache weniger bekannt gemacht, und endlich, daß er außer der Schlesischen zu wenig Deutsche Mundarten kennt» (Briefe VI, 14).

159. Ein ganz anders gerichteter Geist ist der Schlesier Abraham Gotthelf Mäzke.[2] Seine Neigungen sind eigentlich rein wissenschaftlich, aber er bietet ein typisches Beispiel für jene unklare Vermischung der Theorie mit der Praxis, die überhaupt die ältere Grammatik kennzeichnet. Er sucht die Ergebnisse seiner wilden etymologischen Spekulationen der Schreibung des Alltags einzuverleiben und

[1] Er sagt selbst, ihm sei «ein gewisser Geist der Bemerkung geläufig geworden». Briefe die Deutsche Sprache betreffend, Teil I, S. 42.

[2] Geboren 1741 in Freystadt, 1776—1786 Rektor der evangelischen Schule zu Landshut in Schlesien, lebte noch 1797 als Privatmann zu Winzig in Schlesien. Vgl. Meusel, Das gelehrte Teutschland, V (1797), 12.

spricht es klar und deutlich aus, daß die Orthographie Wissenschaft sein solle, nicht bloße Handwerksmalerei.[1] Es ist eine Ironie der Tatsachen, daß Adelung denselben Mann, von dem er wahrscheinlich den Gedanken von der immanenten Vernünftigkeit der herkömmlichen Schreibung entlehnt hat, als denjenigen an den Pranger stellen konnte, «dessen Neuerungen alles übertreffen, was in diesem Fache in irgend einer Sprache nur versucht worden ist».[2]

Mäzke spricht öfters von seiner vollständigen deutschen Grammatik, im Druck erschienen nur einige Monographien. Abgesehen von einem kurzen Programm über die Deklination der Substantiva (1777), in dem er nicht eben glücklich die Zahl der Deklinationsklassen auf drei reduziert, betreffen seine Schriften die Orthographie und die Etymologie. Beide Gegenstände hängen für ihn genau zusammen, da er den Grundsatz verficht, die Orthographie solle in konsequenter Weise die allgemeine hochdeutsche Aussprache bezeichnen und daneben die Etymologie, insolange dies nicht gegen die Aussprache läuft.

In seinen Grammatischen Abhandlungen über die Deutsche Sprache (1776) entwickelt und begründet er breit, ja geschwätzig sein Schreibsystem, in seinem Versuch in Deutschen WörterFamilien (1779) gibt er eine Probe der von ihm gewünschten, auf Etymologie begründeten lexikalischen Anordnung und berührt bei dieser Gelegenheit wieder orthographische Fragen, in der Schrift Über Deutsche WörterFamilien und Rechtschreibung (1780) bringt er seine Ansichten teilweise modifiziert wieder vor und setzt sich mit abweichenden Anschauungen, namentlich mit Klopstocks orthographischen Forderungen auseinander.

In der Etymologie wandelt er in den Bahnen Fuldas. Man kann anerkennen, daß er gelegentlich einen guten Gedanken äußert, aber in der Hauptsache sind seine etymologischen Spekulationen, deren Grundsätze es gestatten, beinahe alles mit allem zusammenzubringen, vollkommen wertlos. Anders steht es mit seinen Untersuchungen über die Aussprache. Hier gelingt ihm manche Entdeckung, z. B. die Konstatierung mehrerer *ch*-Laute. Auch um die Feststellung des Geltungsgebiets einzelner Laute hat er sich

[1] Vgl. z. B. Versuch in Deutschen WörterFamilien, S. XII. 91.

[2] Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, S. 421 der 1. Auflage. Viel freundlicher urteilte Adelung noch 1780 über Mäzke, vgl. die Vorrede zum 4. Teil des Versuchs eines Wörterbuchs, Bl. 4a.

verdient gemacht. Die Lehre vom Nebenton ist durch ihn gefördert worden; vgl. Kap. 11. Und die Bemerkung, daß die Trennung der Wörter in der Schrift nicht auf der Aussprache, sondern auf grammatischen Erwägungen beruhe, lag wahrlich nicht auf der gemeinen Heerstraße der Schulmeister. Er hat anregend auf Fulda und dadurch, wie auch direkt, auf Adelung gewirkt.

160. Klopstocks Gelehrtenrepublik (1774) enthält Bruchstücke einer deutschen Grammatik.[1] Sie behandeln einiges aus der Lautlehre und der Wortbildung, ferner die Prosodie und die Substantivdeklination. Mit der Prosodie beschäftigen sich außerdem mehrere Abhandlungen: «Vom deutschen Hexameter» (1768, im dritten Band des Messias), «Fragmente vom Sylbenmaße» (1770, in Gerstenbergs Merkwürdigkeiten der Litteratur), «Vom deutschen Hexameter» (1779, in Klopstocks Fragmenten Über Sprache und Dichtkunst).[2] Endlich trat Klopstock, nachdem er schon in der Gelehrtenrepublik die Verbesserung der Rechtschreibung für wünschenswert erklärt hatte, als Orthographiereformer auf in seiner Schrift Über die deutsche Rechtschreibung, die zuerst 1778 als Beilage zu Campes Erziehungsschriften Bd. 2 erschien und 1779 mit Zusätzen in die Fragmente über Sprache und Dichtkunst aufgenommen wurde. Die erste Fortsetzung der Fragmente enthält eine kleine Abhandlung «Fon der Schreibung des Ungehörten», die zweite (1780) eine «Nachläse über die deütsche Rechtschreibung», die auf Einwendungen antwortet. Auf die orthographische Frage kam dann Klopstock noch in zwei kleinen Aufsätzen aus den Jahren 1781 und 1782 zurück.[3]

Klopstock ist ein trefflicher Beobachter lautlicher Tatsachen, aber schwach in der phonetischen Analyse. Seine feinen Bemerkungen über prosodische Dinge bedürfen, um gewürdigt zu werden, einer Übersetzung in unsere Sprache; er selbst ist verstrickt in den Banden der mißverstandenen antiken Terminologie. Er kann recht wohl den Unterschied gleichgeschriebener Phoneme hören, aber seine Erklärung ist durchaus vom Schriftbild abhängig. So versteht er z. B. Hemmers exakten Beweis für die einfache Artiku-

---

[1] In der Göschenschen Ausgabe der Sämtlichen Werke vom Jahre 1855, nach der in diesem Buch zitiert wird, VIII, 164 ff. 192 ff. 261 ff. 285 ff.

[2] Werke, X, 45 ff. 162 ff. 57 ff.

[3] Werke, IX, 325 ff. 401 ff. 354 ff. 410 ff. 405 ff.

lation der Geminaten nicht und führt gegen ihn ins Feld, daß im Griechischen die ersten Silben von τόσος und τόσσος verschiedene Quantität haben.[1] Er ist überhaupt nicht geneigt, fremde Beobachtungen zu würdigen, und glaubt, sie durch Schlußfolgerungen widerlegen zu können.[2] Wenn er sich auf das Gebiet der Wortbildung und Flexion begibt, ist er weder glücklich, noch originell. In den bleibenden Besitz der deutschen Grammatik ist nur eine seiner Verdeutschungen übergegangen: das Wort «Umlaut» ist von Klopstock gebildet worden.[3]

161. Jakob Hemmer, geboren 1733 zu Horbach in der Pfalz, 1760 kurfürstlicher Hofkaplan, seit 1776 geistlicher Rat und Aufseher des physikalischen Kabinetts, gestorben 1790, trat zuerst 1769 als Sprachtheoretiker auf in seiner Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz, in der er seinen Landsleuten ans Herz legte, das Deutsche in Schule und Leben besser zu pflegen und sich der ostmitteldeutschen Literatursprache zu nähern. Seine Kritik der sprachlichen Zustände in der Pfalz zog ihm heftige Angriffe zu. Zur Abwehr veröffentlichte er 1771 eine Vertheidigung seiner Abhandlung über die Deutsche Sprache.[4] Die Anschauungen Hemmers errangen den Sieg.[5] Im Jahr 1775 erschien seine Deutsche Sprachlehre, zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande. Die Orthographie behandelte er in einer besondern Schrift: Jakob Hemmers deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche der kuhrpfälzischen Lande. Schon in diesen Büchern vertrat er einige Abweichungen vom herkömmlichen Schreibgebrauch. Im folgenden Jahre verfocht er eine radikale Umgestaltung der Orthographie auf phonetischer Grundlage in dem unter dem Pseudonym Jakob Domitor veröffentlichten Grundris einer dauerhaften Rechtschreibung, Deütschland zur Prüfung forgeleget. Endlich gab er 1780 eine knappe Darstellung seiner Lehren in dem Kern der deütschen Sprachkunst und Rechtschreibung.

[1] Werke, IX, 365 ff.

[2] Gegen Hemmers Lehre, daß *ng* Zeichen eines einfachen Lauts sei, bemerkt er: «Es ist doch ein ganz besondrer einfacher Buchstaben, där im Anfange der Silben, so gar unmittelbar for dem Selbstlaute, unausſprechbar ist. Z. E. *ngun Ngamen*». Werke, IX, 356.

[3] Werke, VIII, 169.

[4] Eine Analyse der Streitschriften gibt Heynatz, Briefe die Deutsche Sprache betreffend, V. Teil, Brief 34 und 35.

[5] Vgl. HZ. 24, Anz. 281.

Die Deutsche Sprachlehre ist mit gewissenhafter Benützung der grammatischen Literatur vor und nach Gottsched gearbeitet. Auch den Franzosen hat Hemmer manches zu verdanken. Was Material und Technik betrifft, stand das Buch durchaus auf der Höhe der Zeit. Freilich, die Sprache, die es lehrt, erschien den Norddeutschen provinziell gefärbt. Die hauptsächlichen Verdienste Hemmers liegen auf dem Gebiet der Lautlehre. Namentlich kommt da der Grundris in Betracht. Mit Mäzke trifft Hemmer in einer Reihe von Beobachtungen zusammen, aber er ist ihm in der Handhabung der lautphysiologischen Methode überlegen und deshalb viel weniger vom Schriftbild abhängig. Der Kern enthält zwei wichtige Entdeckungen: hier zum erstenmal wird der zweigipflige musikalische Akzent konstatiert und eine Regel für den Gebrauch von *haben* und *sein* in der Perfektumschreibung gegeben, die der Wahrheit ganz nahe kommt.

162. Die eigenartigste Persönlichkeit unter den Grammatikern vor Adelung, zugleich ein Mann, der auch in der Geschichte der altdeutschen Studien eine nicht unbedeutende Stelle einnimmt, ist Friedrich Karl Fulda.[1]

Er wurde am 13. September 1724 in der schwäbischen Reichsstadt Wimpfen geboren, besuchte das Gymnasium in Stuttgart und die Tübinger Universität, wurde 1748 Feldprediger in den Niederlanden, studierte im Jahr 1750 in Göttingen, wurde 1751 Garnisonsprediger auf Hohen-Asperg, 1758 Pfarrer in Mühlhausen an der Enz, 1787 Pfarrer in Ensingen. Dort starb er am 2. Dezember 1788.

Die ersten wissenschaftlichen Versuche Fuldas, die alle ungedruckt blieben, waren tabellarische Übersichten in Form von Stammbäumen. Am interessantesten ist für uns der Versuch einer «Ontologia methodo genealogica erecta», in der die Begriffe hergeleitet werden aus dem *ens* als Stamm, von dem zwei Äste ausgehen, das *ens quoad cognitionem* und das *ens quoad cognitum*.[2]

---

[1] Er wäre wohl einer Monographie würdig. Die (posthume) Schrift von F. D. Gräter, Ueber Fulda's Leben, Studien und sein System gemeinschaftlicher Urwurzeln aller menschlichen Sprachen, Ludwigsburg 1831, gibt einen dankenswerten Überblick über Fuldas Schaffen und interessante Nachrichten über seine ungedruckten Werke, aber sie steht nicht genügend über ihrem Gegenstand.

[2] Gräter, S. 22.

Hier scheint dieselbe Methode angewendet zu sein, wie später in seinen Ableitungen der verschiedensten Wortbedeutungen aus dem Ursinn der Wurzel.

Im Jahre 1763, in dem jene Ontologia ausgearbeitet wurde, hatte sich übrigens Fulda schon auf das Sprachstudium geworfen. Ein Jahr früher waren ihm die Nothwendigsten Anfangsgründe von Popowitsch in die Hände geraten. Ihm mißfiel die alphabetische Anordnung der starken Verba und dies gab ihm die Veranlassung, über eine bessere Darstellung der deutschen Grammatik sowie über das Wesen und die Entstehung der menschlichen Sprache überhaupt nachzusinnen. Im März 1763 hatte er zwei Arbeiten druckfertig gemacht, eine deutsche Grammatik und ein «System von der gemeinschaftlichen Entstehung der Menschen-Sprache». Nach den Mitteilungen Gräters S. 28 ff. ist Fuldas Wurzelsystem schon hier in den Grundzügen fertig. Die menschliche Sprache sollte elf wesentliche Laute haben. Alle könnten im Anlaut, sechs auch am Ende der einsilbigen Wurzel stehen. Daraus ergeben sich 66 verschiedene Wurzeln, die den Grundstock jeder Sprache bilden sollten. Dieses a priori ersonnene System sollte die Übereinstimmungen der verschiedenen Sprachen begreiflich machen. Die im ganzen gleichförmige Beschaffenheit aller Menschen müsse auf gleiche Impulse in gleicher Art reagieren. Nun dachte sich Fulda die Entstehung der Sprache rein mechanisch. Nicht Willkür, Überlegung oder das Bedürfnis sich mitzuteilen habe sie hervorgebracht, sondern ein Stoß von außen, wobei durch einerlei Eindruck auch einerlei Empfindung und durch einerlei Empfindung, vermöge der Gleichheit der Sprachwerkzeuge, auch einerlei Laut hervorgebracht wurde.

Die beiden linguistischen Arbeiten des Jahres 1763 blieben Manuskript. Der wissenschaftlichen Welt wurde Fulda bekannt durch seine Schrift Ueber die beiden Hauptdialecte der teutschen Sprache, die am 9. November 1771 mit dem von der Göttinger Sozietät der Wissenschaften ausgesetzten Preise gekrönt wurde. Sie erschien 1773.[1] Mit dieser Abhandlung lieferte Fulda als der erste in Deutschland eine vergleichende und historische Charakteristik aller germanischen Sprachen mit Ausblicken auf die verwandten. Da er zur Grammatik auch die «Nomenclatur» rechnet, gibt er eine knappe Darstellung seines Wurzelsystems. Die historisierenden Anschauungen über Sprachrichtigkeit, die er später in seinen orthographischen Abhandlungen verfocht, sind schon hier angedeutet. Die Schwächen seiner Ar-

[1] Vgl. Rüdiger, Neuester Zuwachs, IV, 135. Sie wurde auch dem ersten Band von Adelungs Versuch eines Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart vorangesetzt. Ich zitiere sie als «Preisschrift».

beitsweise treten klar hervor. Nicht nur in den zahlreichen fehlerhaften Angaben über Altgermanisches, sondern auch in der Unklarheit über das Verhältnis der durch die Lautverschiebung veränderten hochdeutschen Laute zu den niederdeutschen. Seine Unfähigkeit, sich über seine schwäbische Aussprache mit ihrer Vermischung von Lenes und Fortes zu erheben, hindert ihn, an der richtigen Bestimmung der Relation der hochdeutschen Spiranten zu den entsprechenden niederdeutschen Lauten.[1] Er weiß, daß die Sprache der hochdeutschen Stämme sich früher dem Niederdeutschen näherte, aber glaubt behaupten zu dürfen, daß immer ein Unterschied bestanden habe. Und er will den Gegensatz von hoch und nieder durch alle germanischen Dialekte durchführen. Diese Anschauungen haben fortgewirkt. Bei den Zeitgenossen findet man öfters seine Charakteristik des Hochdeutschen (Preisschrift, S. 38) wiederholt: «Der HochTeutsche zeichnet sich vornemlich vom NiederTeutschen darinn aus, daß er immer sein ganzes Maul voll haben; fast iedem Wort besondere Kraft und Nachdruk geben; und allenthalben zischen und rasseln mus. Er entstaltet die Einfalt und natürliche Regelmäßigkeit der Teutschen Sprache, nach dem allgemeinen Schiksal der Sprachenverbesserung, indem er sie poliren will.»

Eine ausführliche Darstellung seines Wurzelsystems brachte die Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe, die von J. G. Meusel 1776 zum Druck befördert wurde. Fuldas etymologische Zergliederung besteht darin, daß er von dem einsilbigen Komplex, der dem modernen Sprachgefühl als Stamm erscheint, vorne und hinten so viel wegläßt, bis nichts übrig bleibt als je ein Konsonant im An- und Inlaut und ein Vokal in der Mitte. In manchen Fällen ist der Vokal der erste Laut. Aber das sind noch nicht die letzten erreichbaren Sprachelemente, da die Schlußkonsonanten erst später hinzugefügt oder doch für die Bedeutung wesentlich geworden sind. So kommt er auf die Urwurzeln, deren Sinn nur durch den Anfangslaut oder eigentlich durch die Klasse, zu der er gehört, bestimmt ist. Dem größeren Lautreichtum der kompliziertern Gebilde geht teilweise eine Spezifikation der Bedeutung parallel, der Sinn der Urwurzel ist höchst allgemein. In der Herleitung der inhaltsreichern Bedeutungen läßt Fulda seiner Vorliebe für Begriffsgenealogie den Zügel. Wissenschaftlich ist dieses Spiel des Witzes, das beinahe alles mit allem zu verknüpfen weiß, natürlich wertlos. Aber es muß hervorgehoben werden, daß hier

[1] Man vergleiche dagegen die Bemerkungen Rüdigers, Neuester Zuwachs, II, 200 f., wo das Verhältnis der hd. *s*-Laute zu niederdeutsch *t* und *s* wenigstens in den gröbsten Zügen richtig bestimmt ist.

nach der lautlichen wie nach der semantischen Seite die Methode der Wurzelvergleichung geübt wird, die im 19. Jh. die herrschende blieb. Und es verdient Anerkennung, daß Fulda nicht achtlos an dem Problem vorbeigegangen ist, wie die Inhaltsarmut der lexikalischen Bedeutung mit dem nächsten Zweck der Sprache, der Bezeichnung des konkreten Einzeldings zu vereinigen sei. Er hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Antworten gegeben. Während er zunächst die Allgemeinheit der Wurzelbedeutung als etwas Gewordenes, durch metaphorische Übertragungen Entstandenes betrachtete, suchte er später ihre Ursprünglichkeit zu erweisen, wenn er auch daran festhielt, daß die Veranlassung zur Hervorbringung der Laute immer eine individuelle war.[1]

Am Leitfaden der Wurzel- und Wortbildung entwirft das Buch auch eine Geschichte der menschlichen Begriffe und damit der Kultur mit Benutzung des beliebten Bildes von den Lebensaltern. Seine geschichtsphilosophischen Ansichten setzte Fulda auch in verschiedenen Abhandlungen in Zeitschriften der siebziger und achtziger Jahre auseinander.[2]

Als Grammatiker des Neuhochdeutschen trat Fulda zuerst 1777 vor die große Öffentlichkeit.[3] Hemmers und Mäzkes orthographische Vorschläge gaben ihm Veranlassung zu zwei Artikeln, einem kürzern, betitelt «Eine schwäbische Antwort auf Domitors Grundriss einer daurhaften Rechtschreibung», und der ausführlichen Abhandlung «Von den stummen Dinstbuchstaben H und E und dem Accent, in der Teutschen Sprache». Beide erschienen

---

[1] Schwäbisches Magazin von gelehrten Sachen auf das Jahr 1780, S. 80 ff. Meusels Historisch-litterarisches Magazin, I, 158, III, 83 ff., namentlich IV, 108. — Man könnte seine Ausführungen etwa auf folgenden knappen Ausdruck bringen: an den einzelnen Gegenständen wird ursprünglich nur das bezeichnet, was den Sinn der Urwurzeln ausmacht. So bedeutet etwa jeder Laut an sich schon «schallen». Deshalb konnte jeder Sprachlaut jeden beliebigen Schall bezeichnen, ohne daß die spezifischen Differenzen der Naturschälle (also etwa das Eigentümliche des Löwengebrülls im Gegensatz zum Schrei irgendeines andern Tiers) dabei in Betracht kam.

[2] Vgl. Gräter, S. 72 ff.

[3] Vorher waren kleine Aufsätze in Haugs Gelehrten Ergötzlichkeiten (1774) und im Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen (1775 und 1776) erschienen, vgl. Gräter, S. 90 ff. Die «Bemerkungen über die Entstehung der menschlichen Laute durch die Sprachwerkzeuge» im Magazin 1775 schreibt Gräter mit Unrecht Fulda zu; sie sind von Nast. Die Abhandlung über die Rechtschreibung im Magazin 1777, 425—437 (Gräter, S. 96 f.), fällt nach dem Erscheinen des Sprachforschers I.

im ersten Band der von Fuldas Freund Nast herausgegebenen Zeitschrift Der teütsche Sprachforscher. Der zweite Artikel wurde im zweiten Band (1778) fortgesetzt. In beiden Aufsätzen entwickelt Fulda die Grundsätze seiner historisierenden Orthographie. Zugleich gibt der zweite an der Hand der Wurzelordnungen eine Darstellung der deutschen Quantitäts- und Tonverhältnisse. Auch hier verleugnet sich Fuldas spekulative, der Beobachtung abgeneigte Art nicht. Ihn interessiert nicht eigentlich das akustische Phänomen, sondern die Charakteristik der Wurzeln und Wörter durch den Ton. Dabei werden die Tatsachen dem System zuliebe vergewaltigt.[1]

Eine kurze Grammatik des Neuhochdeutschen mit einer sprachhistorischen Einleitung bot er dar in seinen Grundregeln der Teutschen Sprache, die 1778 im zweiten Teil des Sprachforschers und auch als Buch erschienen. Nach Gräter S. 88 ff. sind die Grundregeln nicht identisch mit der Grammatik von 1763, stimmen aber mit ihr in den Hauptzügen überein. So in der Deklinations- und Konjugationslehre, deren Grundzüge übrigens schon die Preisschrift veröffentlicht hatte. Das System seiner sechs Substantivdeklinationen hat Adelung später ausgebaut. Daß er in Chlorenus einen Vorgänger hatte, wußte Fulda wohl nicht. Die starke Konjugation, bei ihm die zweite, teilt er nach den Ablautskombinationen in sechs Klassen; eine seiner größten Verschrobenheiten ist, daß er dabei die reduplizierenden und die Verba wie *reiten* in eine Klasse setzt.[2]

Auf die orthographischen Streitfragen kam er noch 1781 in einem Aufsatz im Göttingischen Magazin zurück.

Auch um die Dialektforschung machte er sich verdient. Schon 1774 veröffentlichte er in Haugs Gelehrten Ergötzlichkeiten einen «Grundriß zu einem Würtembergischen Idiotikon». 1788 erschien sein Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, ein Buch, in das er übrigens auch veraltete Wörter aufnahm.

---

[1] Vgl. HZ. 48, 283 ff.

[2] Fulda faßt die Klassen *fallen, laden, geben* zu einem Geschlecht zusammen, das durch die Gleichheit der Vokale des Infinitivs und des Partizips charakterisiert ist. Zu diesem Geschlecht schienen ihm die Verba wie *rîten* zu gehören, da er den Unterschied zwischen mhd. *î* und *i* vor einfachem Konsonanten nicht eingesehen hat. Beide Laute betrachtet er, trotz der verschiedenen Behandlung im Nhd., als lang. Und er erträumt oder konstruiert Präterita wie *bliab*, die mit ihrem Diphthong zu *fial* zu stimmen schienen. Die gotischen Reduplikationen hielt er für Nachahmungen des Griechischen, vgl. Sprachf., II, 122, und Zahns Ulfilas, II, 44.

Von Fuldas Werken seien noch erwähnt die Natürliche Geschichte der Teutschen und der menschlichen Natur und der Ulfilas. Für keine der beiden Arbeiten fand er einen Verleger. Die erste wurde sieben Jahre nach seinem Tode (1795) von Gräter herausgegeben, die zweite von J. C. Zahn in seinem Ulfilas (1805) benutzt, wobei Zahn selbst die Grammatik mit Zusätzen und Berichtigungen versah und W. F. H. Reinhold das Glossar umarbeitete.

Das Verständnis seiner Schriften hat Fulda dem Leser nicht leicht gemacht; schon die Zeitgenossen klagten über seine dunkle, rätselhafte, hieroglyphische Schreibart.[1] Die Seltsamkeit seines Stils ist zum Teil das Spiegelbild einer eigentümlichen Gedankenverfilzung, an deren Entwirrung Fulda nicht energisch genug gearbeitet hat. Zum andern Teil ist sie hervorgerufen durch die affektierte Bevorzugung tropischen Ausdrucks, mit dem sich wunderlich die Unarten des gelehrten Annotationenstils paaren.[2] Dazu kommt eine für die trockene Materie wenig passende Überschwänglichkeit und eine etwas schwerfällige Ironie.[3]

Eigenwillig wie der Stil ist das Denken dieses Mannes. Fulda ist ein deduktiver, konstruktiver Kopf, aus der Erfahrung lernt er nur das, was zu seinem System paßt. Ihm fehlt die intellektuelle Selbstzucht, die ihn befähigen würde, an sich Kritik zu üben und seine Kombinationslust in Schranken zu halten. Seine Sprachbetrachtung hat etwas Unlebendiges. Die Laute, oder besser gesagt Mitteldinge von Laut und Buchstaben, sind für ihn algebraische Größen, mit denen er nach phantastischen Operationsgesetzen rechnet.[4] Phonetische Beobachtung ist nicht seine Sache;

---

[1] Vgl. z. B. Gräter, S. 15 f.

[2] Ein hübsches Beispiel steht Sprachf. I, 172: «*Abt* handelte wider die Natur der teutschen Sprache, wenn es sich vom lateinischen *abbatis*, wovon es kömmt, mit zwei *b* schreiben wollte».

[3] Fulda konnte übrigens, wenn er wollte, auch ganz verständlich schreiben. Das beweisen die von Gräter angeführten Briefstellen und eine und die andere Abhandlung, z. B. der Artikel über die Rechtschreibung im Göttingischen Magazin von 1781.

[4] Vgl. z. B. Sprachf. I, 254, § 85: «*i* wechselt mit dem hohen *e*, vermittelst *ö* und *ü*». Das ist nach dem Vorhergehenden so zu verstehen: *i* ist aus *ü* entstanden (d. h. Fulda macht in der Aussprache keinen Unterschied zwischen *i* und *ü*); *ü* ist eine

sein Aufenthalt auf niederdeutschem Boden hat ihn nur die allergröbsten Eigenheiten seiner schwäbischen Aussprache kennen gelehrt. Und fremde Beobachtungen glaubt er durch Räsonnements und rhetorische Fragen widerlegen zu können.[1]

Mit diesen Schranken seiner Natur hängt innig zusammen die Unsicherheit seiner grammatischen Kenntnisse auf altgermanischem Gebiet. Wenn man erkennen will, welchen Anteil an J. Grimms wissenschaftlicher Größe die «Andacht zum Unbedeutenden» gehabt hat, so ist nichts so lehrreich, wie die Vergleichung der gotischen Flexionslehre Fuldas in Zahns Ulfilas mit der Darstellung in der Deutschen Grammatik von 1819. Hier ganz wenige Irrtümer, meist entschuldigt durch den Zustand des Grimm vorliegenden Textes, alle Formen der Paradigmen, wo es anging, durch Beispiele belegt, die Unsicherheit mancher Ansätze gebührend hervorgehoben, dort ein Heer von Fehlern. Aber freilich, wie sollte der Mann die geduldige Mühsal statistischer Feststellungen auf sich nehmen, dem die individuelle Bestimmtheit der empirischen Sprachen nur ein unliebsames Hindernis für seine Kombinationen war und der sich mit dem Gedanken trösten konnte, daß Wulfilas «critische Vocal- und Diphthongenunterscheidungen» «wol dem schreibenden Lehrer wichtig, nicht aber seinem Volk eigen, noch allezeit bemerkbar gewesen zu sein» scheinen.[3]

«Beugung» von *u*; *o* und *u*, daher auch *ö* und *ü*, wechseln oft (z. B. *förchten — fürchten*); das «hohe» *e* ist aber so viel wie *ö*. Schematisch:

$$\begin{array}{c} i = \ddot{u} \\ \ddot{o} \lessgtr \ddot{u} \\ \underline{e = \ddot{o}} \\ i \lessgtr e \end{array}$$

[1] Vgl. die lange Polemik gegen den von Mäzke beobachteten Unterschied von *f* und *ff*, d. h. von stimmhaftem und stimmlosem labialen Spiranten, Sprachf. I, 158 ff.

[2] Übrigens steht es auch mit seiner Kenntnis des nichtschwäbischen Neuhochdeutsch nicht viel besser. An zwei Stellen (Sprachf. I, 248 und II, 169) behauptet er, daß die Sachsen im Singular *Vater*, im Plural *Vätter* schrieben!

[3] Preisschrift, S. 56.

Und doch nimmt Fulda durch seine Beschäftigung mit dem Altgermanischen einen ganz hervorragenden Platz unter den Sprachlehrern ein; er ist der erste historische Grammatiker des Neuhochdeutschen. Das wäre er nicht geworden ohne Liebe zur alten Sprache. Sie scheint ihm vollkommener als das Deutsch des 18. Jhs. «Bei den Minnesingern erreicht die grammatische Einfalt, Kraft und Regelmäsigkeit der teutschen Sprache ihre höchste Stufe.»[1] Insofern berührt er sich mit Christ und Wachter (**135**); anderseits ist er ein Vorläufer der historisierenden Betrachtungsweise des 19. Jhs.

Aber er bleibt ein Kind seiner Zeit. Wohl glaubt er nicht mehr wie Lazius und Schottelius, daß die alten Deutschen ihren Wörtern volle Vokale angehängt hätten, bloß um die lateinischen Flexionssilben nachzuahmen, aber die Bestimmung der Funktion der einzelnen Vokale und noch manche andere grammatischen Dinge hält er für ein Werk der Schriftsteller.[2] Von der Verfeinerung der Sprache redet er oft und er verwirft sie nicht, soweit der etymologische Grundbau nicht durch sie verdunkelt wird. Und er wehrt sich gegen die Unterstellung, daß er die richtige Schreibung aus Otfrid und Kero, dem kindischen Altertum, beweisen wolle[3] — was er doch in Wahrheit getan hat, soweit er nicht lieber mit seinen etymologischen Hirngespinsten arbeitete.

---

[1] Sprachforscher, II, 132.

[2] «Die Bestimmung des Vocalabfalls, oft nach Verschiedenheit des vorhergehenden Vocals, und der Wörter selbst, und ihrer Generum und Casuum, zusammt dem Recht des unbestimmten Altertums, welches sich gleichwol immer noch drein mischte: die unglükliche Festsetzung eines Geschlechts, sonderlich wo in der Natur keins war; die Gemein-ia Nothwendigmachung des Artikels; und die eingebildete Ehre der Nachahmung fremder Sprachen, sind Werke des Wizes, welcher die verbessernden Schriftsteller verschiedener Gegenden und Zeiten geübt hat, ein Chaos von Sachen aufzubringen.» Preisschrift, S. 25. Vgl. auch die oben zitierte Bemerkung über Wulfilas kritische Vokalunterscheidungen. Das gotische Nominativ-*s* hält er für eine Nachahmung des Griechischen, vgl. Preisschrift, S. 55, und Zahns Ulfilas, II, 5. Vgl. auch Ulfilas, II, 9. 44.

[3] Gräter, S. 101.

Innig verknüpft mit seiner Liebe zum Altertum ist der schwäbische Patriotismus. Er ist stolz auf die Reinheit des Oberdeutschen, das für ihn das wahre Hochdeutsch ist, und auf seine Übereinstimmung mit der immanenten Sprachrichtigkeit.[1]

Was die grammatische Technik betrifft, so zeigt sich ein starker Einfluß der hebräischen Grammatik in der Terminologie, der Theorie der Redeteile und wohl auch in der Etymologie. Denn Fuldas Wurzelanalyse hat, wiewohl er sich, nach der Bemerkung im Schwäb. Magazin 1775, S. 525 zu schließen, sehr dagegen verwahrt haben würde, doch eine gewisse Ähnlichkeit mit den von Gesenius, Geschichte der hebräischen Sprache und Schrift, S. 125f., geschilderten Spekulationen eines Kaspar Neumann und Genossen. Daß er in Phil. Samuel Rosa (**165**, Fußnote) einen Vorläufer hatte, wußte er sicherlich nicht.

163. Johann Nast, geboren zu Leonberg am 17. November 1722, studierte an den württembergischen Klosterschulen und in Tübingen, wurde 1750 Lehrer am Stuttgarter Gymnasium, 1789 Pfarrer zu Plochingen und starb dort am 24. Dezember 1807.[2] Einem weitern Kreis machte ihn wohl erst Der teütsche Sprachforscher bekannt, eine Zeitschrift, die er in den Jahren 1777 und 1778 herausgab und deren Inhalt ganz von ihm und von Fulda herrührt. Aber beinahe alle seine Beiträge sind erweiterte Umarbeitungen von Aufsätzen, die in den Jahrgängen 1775 und 1777 des Schwäbischen Magazin von gelehrten Sachen erschienen waren.[3]

---

[1] Vgl. z. B. Sprachforscher I, 278f.: «Haben wir doch in unserer Herrensprache, folglich eben damit auch in der eigentlichen hochteutschen Sprache, Wörter, die ihren Verstand durch *ei* und *ái* voneinander scheiden. Ist doch immer ein groser Unterschied unter einer, in grader Linie anererbten, und einer erst gelernten oder gemischten Sprachmundart. Jene sind schwer eines andern zu überzeugen, so lang sie ihre Vätter und Sprachgründe für sich haben.» oder I, 137: «Wir Schwaben . . als einzige, und noch so zimlich treue Kinder der Fätter, fon denen Teutschland die hohe Sprache angenommen hat.» I, 202: «In Schwaben ist nie keine Gelegenheit zur Vermischung mehrerer Mundarten, oder zum Abfall vom Urgrund der hohen Sprache gewesen.»

[2] W. Heyd, Bibliographie der Württembergischen Geschichte, II, 525.

[3] Die Abhandlung «Die echte Lehre von der teütschen Declination und Conjugation», Sprachf. I, 1—136, ist hervorgegangen

Nast war ein begeisterter Anhänger seines Freundes Fulda. Mit Fuldas Auftreten beginnt für ihn eine neue Epoche des Studiums der deutschen Sprache. Ja, er geht in der Vorrede zum ersten Teil des Sprachforschers so weit, daß er neben Fulda nur noch Klopstock und Mäzke gelten läßt. «Vor disen Männern hat sich keiner unsrer Grammatiker um echte Sprachgründe bekümmert, sondern fern von Sprachphilosophie, alles in die Form der gemeinen lateinischen Grammatiken gegossen.» Er vergißt ganz, daß er selbst doch an andern Orten Aichinger und Popowitsch hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen und daß dieselbe Vorrede Hemmers Verdienste anerkennen sollte. Fulda ist Nasts Leitstern, selten daß er sich von seinen Lehren zu entfernen wagt. Aber er ist seinem Meister in der Darstellung überlegen. Sein lebhafter Stil ist eindrucksvoller als Fuldas «hieroglyphische» Schreibart, und so ist es wohl zum Teil ihm zu verdanken, daß man im Norden Deutschlands auf den tief forschenden Mann aufmerksam wurde, der es wagte, mit «Sprachgründen» die Richtigkeit der herrschenden Schriftsprache zu bestreiten. In dieser Tätigkeit für die Verbreitung Fuldascher Gedanken liegt Nasts Hauptverdienst. Seine Flexionslehre ist wenig originell. Die Einteilung der Substantivdeklinationen verdankt er Fulda; die Abweichungen, die er sich im Schwäbischen Magazin gestattete, nahm er später zurück. Eine gewisse Selbständigkeit zeigt er in der Darstellung der Deklination der Eigennamen. Vorgänger hatte er auch

---

aus der «Erinnerung an die teutsche Sprachlehrer zur bessern Einrichtung der Conjugationen und Declinationen in unsrer Sprache», Magazin 1775, S. 205—219. 310—323. 371—386. Der Aufsatz im Magazin 1775, 443—450. 548—562, «Bemerkungen über die Entstehung der menschlichen Laute durch die Sprachorgane in Beziehung auf das Alphabet der teutschen Schrift-Sprache» behandelt denselben Stoff wie in der Abhandlung «Grundsäze zur endlichen Berichtigung der teütschen Rechtschreibung», Sprachf. II, 29—112, der erste Abschnitt «Anatomie der Buchstaben» (33—77). Der «Anhang vom Accent oder Ton in unsrer Sprache», Magazin 1775, 562—564, ist erweitert worden zu dem zweiten Abschnitt der Abhandlung über die Rechtschreibung «Vom Ton oder Accent in unsrer Sprache» (77—99). Die Vorbereitung dazu sowie zu dem übrigen Teil der Abhandlung im Sprachforscher findet man im Magazin 1777, S. 155 ff.

hier; Hemmer macht er selbst namhaft. Wertvoll ist auch die Aufzählung der Wörter, die zu jeder Deklinationsklasse gehören; auch bei diesen Verzeichnissen freilich scheint Fulda geholfen zu haben.[1] Der Gedanke, mit Berücksichtigung des Imperativausgangs drei Konjugationen aufzustellen, erfuhr Widerspruch und wurde von Nast, wenn auch widerstrebend, aufgegeben.

Ganz unabhängig von Fulda ist Nast nur in seiner «Anatomie der Buchstaben», d. h. in seiner Darstellung des deutschen Lautsystems auf physiologischer Grundlage. Das Unternehmen war löblich, aber die Ausführung nicht ohne Fehler, sei es daß er falsch beobachtete oder seine Beobachtungen nicht richtig darzustellen wußte.[2] Dabei zeigt sich bei ihm eine gewisse Borniertheit, die ihm seine schwäbische Aussprache als die einzig mögliche erscheinen läßt.[3] In seiner Lehre vom Ton bemüht er sich redlich,

---

[1] Vgl. Magazin 1775, S. 311 ff.

[2] Vgl. seine Bemerkungen über das Verhältnis von *p t k* zu *b d g*, Sprachf. II, 65 f. 68. 73. Nast setzt *p t k* gleich *bh dh gh*. Dieser Behauptung liegt vielleicht die Tatsache zu grunde, daß im Schwäbischen nicht nur anlautendes *k* vor Vokalen aspiriert ist, sondern auch in Fremdwörtern *p t* mitunter wie *bh dh* gesprochen werden, vgl. Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart, S. 61, Fußn. 6 und S. 62, Fußn. 4. Daß in der Aussprache des Latein *p t* durch die Aspiration von *b d* unterschieden wurden, bezeugt für das 16. Jh. H. Wolf, vgl. HZ. 52, 183 f. Aber S. 65 beweist Nast seine These mit dem Wort *Junker*, das aus *Jung Herr* entstanden sei, «indem *g* und *h* in einander geflossen und durch schnelle Aussprache zum *k* worden sind».

[3] Da er *k* und *g*, *p* und *b*, *t* und *d* vor Konsonanten gleich sprach, meinte er, diese Lautpaare könnten antekonsonantisch überhaupt nicht unterschieden werden. «Ich provocire nicht nur auf Teütschland, sondern auf alle redende Geschöpfe in Europa, wenn sie anders *g* und *k*, *b* und *p*, *d* und *t* kennen, obs nicht so ist.» Die Schreibung *Blaudern* wäre vernünftiger als *Plaudern*, das so viel wie *Bhlaudern* ist. «Dann es ist nicht möglich, ein *h* zwischen *b* und *l* auszusprechen», Sprachf. II, 64. «Aus Sachsen will man uns bereden, *ß* sei eine Mittelgattung zwischen *ſ* und *ff*. Wir bewundern die Herrn Sachsen wegen ihres feinen Ohrs und Zunge, dises zu hören und zu sprechen. Unser Schwäbisch Ohr und Zunge begreift nichts von der ganzen Lehre, es ist uns eine Thorheit, und wir können es nicht begreiffen.» Schwäb. Magazin 1775, S. 557, etwas abgeschwächt Sprachf. II, 40. Er

das Wesen des Silbenakzents zu erfassen, aber auch hier mißlingt ihm die richtige Formung seiner Gedanken; sein Kopf stößt sich wund an dem altersgrauen Gemäuer der Schulbegriffe.[1] Übrigens hat Nasts Tonlehre, wie sie selbst von Aichinger beeinflußt ist, auf Adelung gewirkt.

Das Trugbild der hypostasierten Sprache verlockt ihn wie Fulda; fortwährend spricht er von «Sprachgründen» oder der «Natur» der Sprache. Die Bedeutung des grammatischen Schematismus überschätzt er; die richtige Darstellung der Deklination ist für ihn eine patriotische Tat.[2] Aber er ist kein scharfer Logiker. Dies zeigt sich in seinem Versuch der Dreiteilung der Konjugationen und in dem eigensinnigen Festhalten an den Vorwürfen gegen die Deklinationslehre von Heynatz.[3] Eine gewisse Unklarheit tritt auch zutage in Nasts orthographischen Reformvorschlägen, die nur in Einzelheiten seine phonetischen Neigungen gegen Fuldas etymologisierende Tendenzen zu behaupten wagen.

---

will es Aichingern anfangs nicht glauben, daß die Unterscheidung zweier *ei* nicht allgemein deutsch sei, vgl. Schwäb. Magazin 1776, 97. 847.

[1] Vgl. HZ. 48, 286 ff.

[2] «Findet Teütschland dise Lehre gründlich und vernunftmäsig, nun so folge es derselben, und wälze den Vorwurf von sich ab, daß es in einem Hauptpunkt seiner Sprachlehre bisher so schwankend gewesen, und eben dadurch, daß er verwirrt und ungründlich vorgetragen worden, seine Sprache bei den Ausländern in das Geschrei groser Schwirigkeit und Unregelmäsigkeit gebracht hat, anstatt ihr den Rum zu verschaffen, daß in wenigen Sprachen die Declinationen so leicht, deütlich und regelmäsig fliessen, als in der teütschen.» Sprachf. I, 9 f.

[3] Sprachf. I, 6, sagt er, daß Heynatz wider die logischen Regeln der Division verstoße, wenn er neun Deklinationen aufstelle. Aber in Wahrheit sind diese neun Deklinationen streng logisch durch den Ausgang des Gen. Sg. und des Nom. Pluralis bestimmt. Die drei Deklinationen, die Heynatz mehr hat als Fulda und Nast, umfassen die Typen *Mutter, Name, Strahl.* Nast zieht es vor, den Deklinationstypus *Strahl* als Zwitterdeklination zu bezeichnen, *Mütter Töchter* statt des schwäbischen *Mütern Töchtern* anomalische Plurale zu nennen, und über *Nam(e) — Namens* anläßlich der Erwähnung des Schwankens zwischen Nominativen mit und ohne *en* zu reden. Das ist dann logischer!

164. Im Jahre 1778 erschien Georg Fränklins[1] Versuch einer neuen Lehre von den vornehmsten Gegenständen der deutschen Sprachlehre nach den Regeln der Vernunftlehre in sechs Abhandlungen verfasset. Fränklin wollte ursprünglich eine vollständige Grammatik veröffentlichen, da die bisherigen nicht genügende Rücksicht auf die Logik genommen hätten. Da jedoch seine Arbeit nach dem Urteil seiner Freunde zu umfänglich und subtil ausgefallen war, verzichtete er auf die Abhandlung der Teile, für die schon befriedigende Darstellungen vorlagen. Der Versuch enthält die Lautlehre, eine Theorie der Redeteile, die Lehre von den Sätzen, dem Gebrauch der Tempora und Modi und der indirekten Rede; er ist, wenn auch vielleicht Beauzées Grammaire générale und die Resultate der phonetischen Untersuchungen Hemmers und Mäzkes benützt sind, eine durchaus selbständige Arbeit. In der lautphysiologischen Analyse steht Fränklin weit über Nast. Aber eben, weil er sich von der Schablone entfernte, fand er kein Verständnis. Von Rüdigers Urteil (Neuester Zuwachs, IV, 29): «Dieses alles wird im höchsten Grade weitschichtig und spitzfindig vorgetragen, so daß man nur mit vieler Mühe bisweilen einen guten Gedanken finden kann», ist nur der erste Teil wahr. Bei einer wissenschaftlichen Arbeit hätte Rüdiger auch darüber hinwegsehen dürfen, daß die Sprache «sehr unrein und oberteutsch» war. Aber er stand noch zu sehr unter dem Eindruck der Kämpfe um die Sprachrichtigkeit, die das ungestüme Vorgehen der Schwaben heraufbeschworen hatten.

B. Die Orthographiereformen und das Problem der Sprachrichtigkeit.

165. An orthographischen Reformbestrebungen hat es während des ganzen 18. Jhs. nicht gefehlt[2] aber in der

[1] Über sein Leben ist mir nichts bekannt. Auf dem Titel bezeichnet er sich als Priester und ehemals öffentlichen Lehrer in drei Universitäten des oberen Deutschlandes. Seine Heimat dürfte der Südwesten sein, da er S. 364 sagt, der Konjunktiv Präteriti werde in nicht kondizionaler Bedeutung «fast nur von den Gelehrten» gebraucht; vgl. Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz, S. 41.

[2] Vgl. G. Michaelis, Beiträge zur Geschichte der Deutschen

zweiten Hälfte des achten Jahrzehnts drängen sie sich so dicht, daß Wieland 1783 von einer in den letzten Jahren epidemisch gewordenen orthographischen Influenza sprechen konnte.[1] Ihr Wert bestand darin, daß man bei dieser Gelegenheit die nach Landschaften sehr verschiedene Aussprache des Schriftdeutschen näher kennen lernte und die Eigenart der herkömmlichen Schreibung nach den Grundsätzen wie nach den Ausnahmen bis ins einzelne erforschte. Für die Geschichte der Grammatik sind jene Reformversuche aber vor allem deshalb wichtig, weil sich in ihnen die Ansichten über das richtige Deutsch widerspiegeln.

Die Verbesserung der Schreibung erscheint als ethische Forderung. «Wird es den nicht bald Zeit sein», ruft Hemmer aus, «das Joch der Forurteile, dises unerträgliche Joch, das unsere Forfaren und uns bisher so demütigend gedrüket hat, fon uns abzuschüteln? Solten wir den in disem Jarhunderte, wo di aufgeklärte Fernunft ale schöne Künste und Wisenschaften in ein so herliches Licht sezet, solten wir in disen unsern Zeiten, wo Deütschland seine Mutersprache mer libet, schäzet und bearbeitet, als jemals, solten wir da, sage ich, nicht auch so weit komen, das wir unsere Rechtschreibung aus dem Dunkeln, aus irem alten roen Wesen heraus zögen, und ir eine anständige und zugleich dauerhafte Gestalt gäben?» (Grundris, S. 5f.). Und Fulda spricht ihm lakonisch affektiert die Anerkennung des Vaterlandes aus: «Domitor ist ein Patriot. Teutschland weist im Dank» (Sprachf., I, 137). Selbst Klopstock, der noch am nüchternsten ist, meint einmal, die Barbarei

---

Rechtschreibung, S. 6 ff. — Über einen wunderlichen Heiligen, Philipp Samuel Rosa (Der Deüdschen Buchschdaben und Schreibzeichen Rächdschreibung, Potsdam 1753) bringt einige Mitteilungen ein Aufsatz in den Neuen Beiträgen zur Verbesserung der Deutschen Sprache, hsg. von Heynatz (1801), S. 53 ff. — Die Berner Stadtbibliothek besitzt, worauf mich S. Singer aufmerksam machte, ein anonymes Werk Weltzeitgeschichte, s. l. 1766, 4°, als dessen Verfasser der Rückenschild des alten Einbands und die noch erhaltene Anweisung für den Buchbinder Rosa nennt. In dem Buch ist eine reformierte Orthographie angewandt, deren Grundsätze die Vorrede darlegt.

[1] Vgl. R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie, S. 234.

der herkömmlichen Schreibung würde einem wiedererstandenen Griechen den Aufenthalt in Deutschland verleiden (Werke, IX, 397).

Der nächste Zweck der Schrift rückt in den Hintergrund. Hemmer fragt naiv, «wi wir Pfälzer . . . es anstelen solen, um den Heren Schwaben und Saksen zu fersteen zu geben, das wir in *blies*, *Historie* u. s. w. das *e* nicht aussprechen; und wi werden si im Gegenteile uns zu fersteen geben, das si es aussprechen?» (Grundris, S. 27). Als ob die Schrift des täglichen Lebens dazu da wäre! Mäzke erklärt ausdrücklich, daß die Schrift nicht die Gedanken zu bezeichnen habe, dies tue sie nur indirekt, insofern sie die Aussprache richtig bezeichne. Das ist an sich richtig. Aber er läßt außer acht, daß die Schrift diesen Umweg nur aus praktischen Erwägungen macht, also aus praktischen Erwägungen ihrem Grundsatz auch untreu werden kann. Das Mittel ist Herr über den Zweck geworden. Die Phonetiker sind übrigens anspruchsloser als die Etymologen. Es ist unleidlich, wenn der geschwätzige Schulmeister Mäzke auf seine Hirngespinste das Wort Wissenschaft eitel anwendet.

166. Insofern die orthographischen Grundsätze in Betracht kommen, kann unsere Darstellung die Vorschläge zur Verbesserung der Schreibung nicht von den Kämpfen um die Sprachnorm trennen; über das Technische der Reformen sei hier zusammenfassend folgendes mitgeteilt.[1]

1. Hemmer verwirft als phonetischer Doktrinär die Konsonantenverdoppelung durchaus, da die Artikulationsbewegung nur einmal ausgeführt werde; er schreibt also z. B. *falen* = *fallen*.[2]

---

[1] Ich berücksichtige dabei nur die Schriften von Hemmer, Mäzke, Fulda, Nast und Klopstock, und zwar von Hemmer hauptsächlich den «Grundris» von 1776; im «Kern der deutschen Sprachkunst» macht er aus rein praktischen Erwägungen dem herrschenden Schreibgebrauch Konzessionen. Auf alle Wandlungen der Mäzkeschen Orthographie kann nicht im einzelnen eingegangen werden.

[2] Im «Kern» läßt Hemmer die Gemination vorläufig noch zu. Jedoch müsse sie vereinfacht werden vor einem Flexionskonsonanten, der nie durch ein *e* vom Stammauslaut getrennt werden könne, z. B. *komt*, *trift*, *fält*, dagegen *sinns*, *stellt*. Ferner solle *k* immer einfach geschrieben und dem *z* kein *t* vorgesetzt werden.

Klopstock vereinfacht die Gemination nur im Auslaut und vor Konsonant: *Fal, felt,* aber *fallen*; die andern Reformer behalten sie in allen Stellungen bei. Fulda will *p* und *k* nie verdoppeln, da vor ihnen ein Vokal beinahe immer kurz sei; umgekehrt schlägt Nast vor, *ch* nach kurzem Vokal zu verdoppeln oder wenigstens *chh* zu schreiben. — Während für die Schwaben die Gemination nur Quantitätszeichen ist, bezeichnet sie für Klopstock und Mäzke, ohne daß sie sich darüber ganz klar wurden, in gewissen Fällen eine bestimmte Qualität des Konsonanten. Beide behalten nämlich mit der vorgottschedischen Orthographie *ff* als einziges Zeichen des stimmlosen *s*-Lautes bei[1], Mäzke auch *ff* als Zeichen des stimmlosen Labialspiranten. In Analogie dazu bezeichnet er stimmloses *sch* durch durchstrichenes *ß* = *ff* und die *ch*-Laute durch *jj*. (Über die Unterscheidung des velaren vom palatalen *ch* s. Nr. 6.) — Über *tz* vgl. Nr. 7.

2. Alle Reformer verwerfen *e* und *h* als bloße Dehnungszeichen, die Phonetiker Hemmer, Klopstock und Nast außerdem alle andern stummen *h*. Sie schreiben also *sa* = *sah*; wenn Klopstock das *h* in *sehen* beibehält, während Hemmer und Nast es auch hier tilgen, so beruht das auf verschiedner Aussprache. Fulda behält etymologisches *h* bei. Mäzke führt eine Menge neuer *h* ein. 1776 will er jedem auf Vokal ausgehenden Worte, das einer Verlängerung fähig ist, ein stummes *h* anhängen; bei Antritt einer vokalisch beginnenden Endung werde es hörbar. Dieses *h* bleibt der Etymologie zu liebe auch vor konsonantisch anlautenden Suffixen: *Kleh, Bauh, Gebäuhde.* 1779 gab er diese *h* nach Diphthongen auf und tilgte sie der Konsequenz halber auch dort, wo sie üblich waren, z. B. in *gedeihen.* Außerdem führte er viele andere pseudoetymologische *h* ein und gab 1779 die Regel, daß jede allgemein gedehnte Grundsilbe eines deutschen Wortes, das eine Endsilbe annehmen könne, vor *l, m, n, r* ein *h* bekommen solle. 1780 nimmt er diese Vorschrift zurück und verwirft jedes stumme *h* außer am Ende vokalisch (nicht diphthongisch) ausgehender Grundsilben. — *th* tilgen alle, nur Fulda behält es in einigen Wörtern aus

---

[1] *ß* ist für Mäzke nur eine graphische Variante, ein Endbuchstabe, der sich zu *ff* verhält wie *s* zu *f*. Er setzt es regelmäßig in den Grammatischen Abhandlungen statt *ff*, um anzudeuten, daß der Laut die Grundsilben schließt, schreibt also auch *Roße*. Später gebraucht er überall *ff*.

[2] Doch ist Nast schwankend, vgl. Sprachf. II, 60 mit II, 87. In der Probe II, 112 schreibt er *rau,* aber *siht, sehen.*

[3] Aber auch jetzt betrachtet er *h* nicht als Dehnungszeichen; diese Funktion erfülle es nur nebenbei.

pseudoetymologischen Gründen. — Die Vokalverdoppelung verwerfen Hemmer und Klopstock, Fulda behält sie nur dem Gebrauch zu liebe. Über Mäzke und Nast vgl. Nr. 3. — *dt* statt *t* wird von allen aufgegeben, außer etwa, wo es durch die Etymologie gefordert wird; Klopstock sagt: «Ausser wo *d* etwan einmal for *t* gehört wird».

3. Hemmer verzichtet auf jede Bezeichnung der Vokalquantität: *Sone* kann *Sonne* und *Sohne* bedeuten. Nach Klopstocks System gilt ein Vokal ohne besonderes Zeichen für lang[1], wenn er in einsilbigen Wörtern am Ende steht *(sa = sah)* oder in mehrsilbigen Wörtern auf ihn ein einfacher Konsonant und diesem ein Vokal folgt *(Kane = Kahne)*. Für die andern ist der Vokal lang, wenn er die Stammsilbe schließt oder ihm ein einfacher zum Stamm gehöriger Konsonant folgt. (Also im Gegensatz zu Klopstock auch in Fällen wie *Kan, gedent*). Die Länge wird nur bezeichnet 1. vor einer Konsonantenverbindung, und zwar in Klopstocks System vor einer jeden, bei den andern nur vor einer stammhaften. Den Konsonantenverbindungen stehen gleich bei Klopstock und Mäzke die Geminaten, bei Klopstock und Fulda *ch*, bei Klopstock die «Schreibverkürzungen» *x* und *z*, bei Fulda *p* und *k*. 2. nach Klopstocks System auch in einsilbigen auf einen einfachen Konsonanten ausgehenden Wörtern. Doch versteht sich in einigen Spezialfällen die Länge von selbst: für Klopstock, wenn der Vokal *ä* ist oder *g* folgt, für Klopstock, Mäzke und Fulda, wenn Diphthong vorliegt, für die Schwaben in den einsilbigen Praeteritis.

Als Dehnungszeichen verwendet Klopstock einen Haken unter dem Vokal: *Troſt, fliſſen, Sprache, wux, taz* (= *tat's*). Nast empfiehlt die Vokalverdoppelung *(Troost, Wuust)*. Ebenso 1776 Mäzke; doch schlägt er schon in den Grammatischen Abhandlungen statt dessen den Zirkumflex vor und nimmt schließlich (1780) das Klopstocksche Zeichen an. Fulda gebraucht im Sprachforscher I den Zirkumflex, aber mehr zu grammatischen Zwecken, für die Praxis scheint er das Zeichen für unnötig gehalten zu haben. S. 163 wirft er den Gedanken hin, für das *ch* nach Länge *h* mit irgendeinem Beizeichen zu schreiben. — Mäzke braucht infolge seines komplizierten Systems auch ein Kürzezeichen; in den Grammatischen Ab-

[1] Ich bediene mich der uns geläufigen Kunstwörter. Klopstock unterscheidet offenen, gedehnten und abgebrochenen Ton, die andern sagen für lang «gedehnt», für kurz «geschärft» (Mäzke 1776 «ungedehnt»). Auf die Einzelheiten der Mäzkeschen Schreibsysteme mit ihren Ausnahmen von den Schreibregeln gehe ich nicht ein.

handlungen schlägt er den Gravis vor, später (1780) ungeschickterweise einen Haken unter dem Vokal, der im Gegensatz zu dem «Denbügel» nach links geöffnet ist. (Z. B. *Ùrteil* oder *Urteil.* Ferner empfiehlt er einen Punkt über dem *e*, um den halbgedehnten Laut in der Endsilbe von Fremdwörtern wie *Kaffé* oder vor einem Vokal *(Déist, géimpft)* anzudeuten oder den «halbgeschärften» Laut in *Eléṅd, faulénzen.*

4. Hemmer verbannt als unnötig *c* (außer in *ch, sch*), *v, ph, q, y.* Im Prinzip sind alle andern mit ihm einig. Nur fürchten Mäzke, Fulda und Nast, daß die Beseitigung des *v* Schwierigkeiten machen werde. Klopstock stellt es frei, *f* oder *v* konsequent zu gebrauchen; er selbst schreibt *f.* Mäzke schwankte zwischen *v* und *f*, entschied sich aber 1780 für *f.* Daß die Schwaben *ph* in Fremdwörtern belassen, hängt damit zusammen, daß sie die Orthographie der Fremdwörter überhaupt nicht ändern. Klopstock behält das *q* bei, aber nur als Schreibverkürzung *(Qal)*; er hätte nichts dagegen, wenn man es durch *ku* ersetzte. Mäzke will dafür *kw*, die Süddeutschen je nach der (angeblichen) Etymologie *gw (Gwal)* oder *kw.* — Klopstock verwarf ursprünglich das Schluß-*s*, ließ es aber später wieder zu. Umgekehrt gab Mäzke 1780 das Schluß-*s* auf, während er es früher über den gemeinen Gebrauch hinaus zur Bezeichnung der etymologischen Gliederung angewandt hatte. — Hemmer und Klopstock kennen kein *ß*; Hemmer schreibt überall *f, s*, Klopstock für den stimmlosen Laut zwischen Vokalen, wie erwähnt, *ff*, das vor Konsonant und im Auslaut vereinfacht wird. Für Mäzke ist *ß* in den Grammatischen Abhandlungen nur eine graphische Variante von *ff*; 1780 schreibt er diese Zeichengruppe auch vor Konsonant und im Auslaut. Ebenso Fulda nach Kürze. Damit ist auch für ihn *ß* vollständig beseitigt; intervokalisch nach Länge setzte er, wie Nast, einfaches *f*, im Auslaut *s.* Für Nast ist *ß* bloßes Schlußzeichen statt *ff.* — Klopstock und Mäzke beseitigen das *ai.*

5. Hemmer, Klopstock und Nast schreiben *eü* statt *eu.* Für Klopstock ist dies die einzige Bezeichnung des Diphthongen. Hemmer und Nast haben auch *äü*, Nast außerdem *aü* (Umlaut zu *au* = mhd. *ou*). Ebenso schreibt Fulda *äü* und *aü*, aber *eu.* — Klopstock gebraucht ohne Rücksicht auf die Etymologie *ä* für den offenen, *e* für den geschlossenen Laut.[1] Hemmer hält diese Unterscheidung auch für wünschenswert; andernfalls sollte man *ä* in allen Wörtern schreiben, deren Stamm ein *a* enthält, in allen übrigen *e.* Die Schwaben bleiben bezüglich des *ä* im ganzen

[1] Klopstock unterscheidet nur beim langen *e* zwei Qualitäten: kurzes *ä* hält er für unsprechbar.

bei der herkömmlichen Schreibung. Mäzke betrachtet *ä* nur als etymologisches Zeichen, meint aber, es werde in gedehnten Silben nur dort gesetzt, wo *e* allgemein hochdeutsch offen sei[1]; um die offene Qualität des *e*, das nicht durch *ä* bezeichnet werde, anzudeuten, schlägt er vor, den Buchstaben auch in den Fällen zu verdoppeln, bzw. mit dem «Denbügel» zu versehen, wo sonst die Dehnung nicht ausdrücklich bezeichnet werde (*reeden, reden*). Nast dachte eine Zeit lang daran, das offene *e* durch *é* zu bezeichnen, gab diesen Gedanken jedoch auf, da die Provinzen in der Aussprache zu sehr voneinander abwichen; nur zur Unterscheidung von sonst gleichlautenden Wörtern hält er ihn für nützlich (*verdérben* perire, *verderben* perdere). — Die Beseitigung von *chs* = *ks* wünschen ursprünglich alle; später ändert Fulda seine Meinung; vgl. Sprachf. II, 170 gegen I, 140. — Hemmer erwägt die Ersetzung von anlautendem *st, sp* durch *scht, schp*, ebenso Nast. Klopstock bleibt beim Üblichen, obwohl er glaubt, daß vor *p* und *t* wie vor *l, m, n, w* ein Mittellaut zwischen *s* und *sch* gehört werde. Fulda möchte am liebsten zu dem historischen *s* vor *l, m, n, w* zurückkehren. Mäzke wollte ursprünglich überall, auch vor *p* und *t*, sein einfaches *sch*-Zeichen setzen, bekehrte sich aber 1780 zu Fuldas historischer Unterscheidung. — Anderes, was mit der Aussprache zusammenhängt, übergehe ich. Über Mäzkes Unterscheidung des palatalen und velaren Nasals s. Nr. 6.

6. Einfache Zeichen für einfache Laute an Stelle der üblichen Buchstabenverbindungen hat nur Mäzke einzuführen versucht. In den Grammatischen Abhandlungen schlägt er vor, für den palatalen und velaren Nasal ein durchstrichenes *n* zu schreiben; doch wollte er nicht eigentlich dieses Zeichen für *ng* setzen, sondern in Fällen wie *lang(e)* das *g* beibehalten. Übrigens war er sich über die einfache Natur des Lautes nicht klar. 1779 gab er das Zeichen auf. — Ein durchstrichenes *ſ* sollte das weiche *sch* (in Fremdwörtern wie *page* und einigen dialektischen Wörtern) bezeichnen, daneben auch das harte *sch*, wo es nur eine Aussprachmöglichkeit gab (im Anlaut deutscher Wörter). Sonst sollte der harte Laut durch ein durchstrichenes *ß*, d. h., da *ß* = *ſſ*, durch die Gemination des Zeichens für den weichen Laut angedeutet werden. Später wurde Mäzke durch den Einspruch Fuldas und Adelungs irre und 1780 entschied er sich dafür, im Anlaut vor *l, m, n, w ſ* zu schreiben, in andern Stellungen *ſ*. — Palatales *ch* verhielt sich nach seiner Meinung zu *j* wie *ſſ, ff* zu *ſ, f*; demgemäß schrieb er dafür zwei *j*, in gewissen Fällen, z. B. in einsilbigen Wörtern, die

[1] Auch Mäzke kennt nur eine Qualität des kurzen *e*.

keiner Verlängerung fähig sind, genügte auch einfaches *j*. Ein Strich durch *j* oder *jj* deutete den velaren Laut an. Die Punkte über den *j* ließ er durchaus weg. 1780 benutzte er den Punkt zur Unterscheidung des Velaren vom Palatalen und ließ dafür den Strich weg. Z. B. *ij, nijt, gleijj; noj, Najt, majjen.*

7. Das *z* ersetzte niemand durch *ts*. Klopstock erklärt es wohl für zulässig *ts* zu schreiben, zieht aber für seine Person vor, *z* als «Schreibverkürzung» konsequent durchzuführen; so schreibt er etwa *Lichz, tąz, ifz = ists*. Ein *t* vor *z* zu setzen erklären alle für unnötig, nur Mäzke kehrt 1780 zu der üblichen Schreibung zurück. — Das *x* hält Hemmer für zulässig, außer wo die Lautverbindung *ks* durch den Antritt einer Endung entstanden ist: also *Saxen*, aber *des Saks*. Ähnlich Mäzke und Nast. Fulda erklärt Sprachf. I, 140 *x* für sicherer als das Schwanken zwischen *gs, chs* und *ks*, aber II, 170 beschränkt er *x* auf Fremdwörter. Am weitesten im Gebrauch dieser «Schreibverkürzung» geht wieder Klopstock; er schreibt nicht nur *waxen*, sondern auch *Glüx, Folx*.

8. Die Majuskeln behalten in der Praxis alle bei, nur Hemmer schreibt im Kern die Substantiva mit kleinen Anfangsbuchstaben. Klopstock steht der Beseitigung der Majuskeln sympathisch gegenüber.

9. Die Schreibung der Fremdwörter behandeln die Schwaben konservativ, die andern wollen auf sie die allgemeinen Regeln anwenden.

167. In dem Kampf um die Sprachnorm ist die Stellung der Parteien nicht mehr so leicht zu überblicken wie früher. Heynatz ist für Nast ein sächsischer Sprachlehrer[1] und doch wendet er selbst sich gegen den Anspruch der Meißner auf autoritative Geltung ihrer Mundart und begründet im ersten seiner Briefe die Deutsche Sprache betreffend das Recht eines Märkers, eine deutsche Sprachlehre zu schreiben. Namentlich die obersächsische Aussprache erscheint ihm ebenso wie Klopstock fehlerhaft. Überhaupt hat sich in diesem Zeitraum kein Grammatiker von Ansehen für den Vorrang Meißens erwärmt — Adelung war vorerst nur als Lexikograph aufgetreten. Aber, was den Norden vom Süden trennt, ist die Überzeugung, daß es eine im wesentlichen feststehende Schriftsprache gebe,

[1] Schwäbisches Magazin 1775, S. 205 f. Ober- und Niedersachsen faßt er eben zu einer Einheit zusammen.

die der Grammatiker höchstens in Kleinigkeiten noch bestimmter regeln könne. Heynatz erklärt (Briefe, I. Teil, S. 34): «Die Hochdeutsche Sprache, so wie sie in Schriften lebt, ist das allgemeine Muster, nach welchem sich alle, so lange der Gebrauch nicht wankt, zu richten schuldig sind. Der Sprachlehrer, er sei Sachse oder Märker, kann wenig oder nichts entscheiden, wenn er den Gebrauch guter Schriftsteller gegen sich hat.» Den norddeutschen Charakter der Schriftsprache erklärt er rein historisch. «Hätten die ersten unter den neuern guten Schriftstellern in Schwaben oder Tyrol geschrieben, so würde die Büchersprache mehr Schwäbisches oder Tyrolisches enthalten. Jetzt kommen die andern Provinzen zu spät; wir dürfen ihnen nicht folgen, auch wenn sie nach Gründen recht haben» (Briefe, VI. Teil, S. 21).

Klopstock spricht dem Grammatiker jedes Recht auf Regelung der Sprache ab. «Weil er die Sprache nehmen muß, wie sie ist, und nicht wie sie, nach seinem gegründeten oder ungegründeten Bedünken, seyn solte, so ist es der Sprachgebrauch allein, der, sowohl in Absicht auf die Regeln, als auf die Bemerkungen, sein Führer seyn muß. Er mag auf ihn als einen Tyrannen so viel schelten, wie er will; aber gehorchen muß er ihm. Thut er das nicht, so ist er ein grammatischer, bisweilen recht feiner Schwätzer, aber kein Grammatiker.» Er dürfe wohl auch über das noch Festzusetzende seine Meinung sagen, aber er entscheide nicht. «Denn er hat nur Eine Stimme. Er muß mit andern ehrlichen Leuten geduldig abwarten, was der Tyrann für ein Endurtheil fällen werde.» Sobald das Volk, die guten Gesellschaften und die «Scribenten» übereinstimmen, gilt keine Widerrede, mag das, worin diese drei Faktoren übereinstimmen, noch so widersinnig sein, wie etwa das Wort *allerdings*, in dem Mehrzahl und Einzahl verbunden sind. Das Volk oder die guten Gesellschaften allein könnten selten etwas entscheiden, vornehmlich komme es auf das Beispiel der guten Skribenten an (Werke, VIII, S. 164ff.).

Selbst in der Bestimmung der Aussprache knüpfen Klopstock und Heynatz an etwas Positives an, nämlich an die geltende Rechtschreibung. Klopstock sagt dies ausdrücklich. Aber auch für Heynatz kann doch nur die

Schrift den Maßstab abgeben, wenn er etwa das märkische *ei* für besser erklärt als das obersächsische *ai*.[1]

Mehr Gewicht legt Mäzke auf analogistische Erwägungen. Aber auch er versichert, daß ihm der Sprachgebrauch heilig sei, und seine sehr weitgehenden orthographischen Reformen sollen nach seiner Meinung nur folgerichtige Durchführungen der Grundsätze sein, die dem geltenden Schreibgebrauch zugrunde liegen.

Bei den Süddeutschen spielen dagegen die sogenannten Sprachgründe eine viel größere, bei den Schwaben die Hauptrolle. Dabei gelangen sie oft zu Entscheidungen, die dem feststehenden Gebrauch der Literatursprache zuwiderliefen, oder sie lassen den einzelnen Landschaften eine Freiheit, die ihnen der Norden keineswegs einzuräumen geneigt war. Wo sie nur können, suchen die Schwaben den Sachsen «Fehler» nachzuweisen im stolzen Bewußtsein, daß der Süden die Heimat des Hochdeutschen sei, während die Niedersachsen diese Sprache vom Süden her empfangen hätten und die Mitteldeutschen Mischlinge seien.[2]

168. Schon gelegentlich der Streitigkeiten, die sich an Hemmers «Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz» knüpften, hatte ein Gegner Hemmers behauptet, daß «insgemein zu reden, die Pfälzer weit besser sprechen, als die Sachsen».[3] Den eigentlichen Kampf eröffnete aber Nast im Schwäbischen Magazin von 1775. Wohl erkennt er an, daß die Norddeutschen sich die größern Verdienste um die Grammatik erworben hätten, aber dieses Lob wird mit wohlwollender Herablassung gespendet. «Sie haben alles gethan, was man von ihnen

---

[1] Briefe die Deutsche Sprache betreffend, Teil I, S. 15 f. Manchmal stellt er freilich analogistische Erwägungen an. In *an* und *nach* sei es besser, den Vokal kurz zu sprechen, weil er in allen andern Präpositionen kurz sei, außer in *vor* und *für*. Aber von *vor* komme *vorig*, also könne es kein kurzes *o* haben, und *für* und *vor* seien einerlei. Briefe, I, S. 24 f.

[2] Die Pfälzer, Hessen und Franken sind nämlich nach Fulda Mischlinge von Hoch- und Niederdeutschen, die Meißner von Hochdeutschen, Niederdeutschen und Slaven. Vgl. Preisschrift, S. 60.

[3] Vgl. Heynatz, Briefe, V. Teil, S. 54.

erwarten konnte, und daß sie nicht noch mehr gethan haben, daran ist wohl die Trägheit der südlichen Teutschen Schuld, die es an ihren Beiträgen und Mitwürkung haben fehlen lassen. Dann ohne diese werden die nördliche Teutschen sich niemal gewiser Sprachfehler entledigen, die sie, als Mischlinge von der Platt-teutschen Sprache von Jugend an einsaugen, die sie zu Regeln machen, uns aufbürden, und wenn wir sie nicht nachahmen, uns dieser und jener Provincialfehler strafen» (S. 206). Er beschuldigt die Sachsen der Unkenntnis der Sprache: «die sächsische Weise, diß Wort *(Bauer)* zu decliniren, macht eine anomalie, und zeugt von ihrer Unkunde. Sollen wir nachbetten um mit den Sachsen zu felen? das mögen schwäbische Affen thun, die ihre Sprache höhnen, weil sie sie nicht kennen» (S. 318).

Dem sächsischen *e* ist er beinahe so gram wie Dornblüth. Statt *bös, feig, geschwind böse, feige, geschwinde* zu sagen, ist ein Provinzialfehler, der um so unstatthafter sei, als die Sachsen das *e*, «ihren Weichling», nach bloßer Willkür anhängen. «Es ist zum lachen, wenn man in den sächsischen Sprachlehren list, wie sie sich Mühe geben, ihrem Liebling, der sich unter keine Regel beugen will, Regeln vorzuschreiben» (S. 382). Herablassend weist er den Sachsen einen Ausweg aus der «Verlegenheit», wenn die Schwaben sie zur Rede stellen, warum sie vielen Wörtern der vierten (d. h. der schwachen) Deklination «ein weiblich *e*» anhängen, und «weil man den weichlichen Mäulern ihren Liebling nicht wieder nemmen kann», will er ihnen zu Gefallen eine *Declinationem Saxonicam* anhängen, wie man es in der griechischen Grammatik mit der *Declinatione Attica* mache. «Diß soll mich doch wol mit ihnen wieder aussönen, da ich sie zu den teutschen Athenern mache» (S. 316f.). Auch wo er den sächsischen Gebrauch gelten läßt, fordert er für den schwäbischen mitunter gleiches Recht[1] und ohne jede Begründung erklärt er, wie Dornblüth in ähnlichen Fällen, die umgelauteten Formen *bäkt, schläft* u. a. m. für «affectirt» (S. 211). Auch kann er sich's nicht versagen, den Märkern und Sachsen

[1] Er erklärt, man müsse den Schriftstellern völlige Freiheit lassen, *die schönen* oder *die schöne* zu schreiben, S. 383.

die freundliche Mitteilung zu machen, «daß ihre gedehnte, mit so viel dunkeln *e* durchwebte Aussprache uns schafblökend vorkommt» (S. 447).

Fulda wird in den höchsten Ausdrücken gepriesen. Er ist der gründliche Denker, «der den Schaz unsrer Sprache ganz überschaut, der aus dem ganzen Umfang derselben seine Regeln abstrahirt, der bei den Ausnahmen völlige Enumeration gibt, und nicht, wie viele Grammatiker, ein paar Exempel hinsezt, und den Leser und Lehrling dafür sorgen läßt, wie und wo er die übrige zusammen bringt» (S. 323). «Es ist hohe Zeit, daß wir ihn haben, um ihn als Damm gegen einen Strom zu stellen, der manche ihrer eigenen Schäze unkundige Schwaben mit sich fortgerissen, die, wie es allen Nachbetern geht, das Gute der Sachsen nie erreichen, mit ihren Fehlern aber sich schmüken, und neue hinzusezen» (S. 206f.).

169. Nast erfuhr Widerspruch von einer Seite, von der er sich wohl eher Beifall versprochen hatte. Aichinger teilte ihm Bemerkungen zu seinen Aufsätzen mit und Nast veröffentlichte sie im Magazin von 1775 und 1776.[1] Der alte Gegner Gottscheds gebärdete sich jetzt recht konservativ. Von orthographischen Neuerungen mochte er nichts wissen, und sehr vieles, was Nast als richtiges Deutsch hingestellt hatte, erklärte er für provinziell Schwäbisch. Er wird mitunter recht scharf. Es gehe nicht an, «die allgemeine teutsche Sprache nach eigenem Wahn und durch eine neue Erdichtung zu reformiren, in der Meinung, daß man dardurch die Sachsen demüthige» (S. 28). «Ein Sprachlehrer soll die Sprache betrachten, beschreiben und lassen, wie sie ist, und ihr nicht seine eigene Gedanken, wie sie sein sollte, aufdringen. Gleichwie es keine Verbesserung der Sprache sein würde, wenn wir darnach strebten, und es dahin brächten, daß alle Teutsche mit uns schwäbelten oder pfälzelten» (S. 164f.).[2]

[1] Aichinger hatte ursprünglich keine Veröffentlichung ins Auge gefaßt, vgl. Magazin 1776, S. 852. — Die folgenden Zitate beziehen sich alle auf den Jahrgang 1776 des Magazins.

[2] Vgl. auch S. 633: «Was also der Herr Verfasser schreibt ... das werden andere Teutsche umwenden, und z. B. sagen: uns ist unbegreiflich, daß es Teutsche geben kann, die wider alle Sprachrichtigkeit und zur Beleidigung teutscher Ohren *fras, ran,*

Nast beharrte in seinen Antworten meist auf seiner Meinung. Wohl mußte er erkennen, daß so manche sächsische «Fehler» nicht bloß sächsisch waren, aber er zog daraus nur die Folgerung, daß sein Schwäbisch um so mehr wegen seiner Richtigkeit zu loben sei.[1]

Auch Fulda beteiligte sich an der Diskussion, meist in Anmerkungen, in denen er hochmütig ex tripode Aussprüche tat. Aichinger replizierte gereizt. Fuldas Pochen auf seine altdeutschen Kenntnisse imponierte ihm nicht. Er schloß seine Bemerkungen mit einem grammatikalischen Bekenntnis, das einer vollständigen Absage an die Schwaben gleichkam.[2]

---

schlos mit dem gedehnten Ton und einfachen Konsonanten aussprechen können. Wie den Hn. Schwaben wunderlich und unleidlich vorkommt, was sie nach ihrem Dialekte nicht gewohnt sind: so ist den übrigen Teutschen hinwiederum.»

[1] Vgl. z. B. S. 634 f.: «nun, da ich zu meiner grösesten Verwunderung vernommen, daß so viele teutsche Provinzen anderst sprechen und schreiben, so habe ich für so viele auch so viel Respekt, daß ich es von nun an keine Anomalie mehr nennen, aber deswegen doch behaupten werde, daß der wirtembergische Dialekt besser als jener ist, meinethalben mögen jene das Gegenteil sagen. Je mehr ich von fremden Dialekten höre, je mehr lerne ich meinen Dialekt schäzen, der vom gekünstelten und affektirten eben so weit als vom felerhaften frei ist .... Viele dergleichen einzele Fälle, wo die Schwaben bald gegen dise, bald gegen jene Provinz sprachrichtiger befunden werden, bestärken mich immer mehr, daß bei uns die echte teutsche Sprache am reinesten aufbehalten, und mit den wenigsten Felern beflekt sei.»

[2] «Wer eine teutsche Grammatik oder grammatische Abhandlung schreibet, der schreibet für die gegenwärtige Welt. In einer lateinischen Grammatik thut es gute Dienste, wenn bisweilen etwas aus der uralten lateinischen Sprache zur Erläuterung angeführet wird. Wenn aber einer die Archaismos zu lauter Regeln machen, und die lateinischen Declinationen und Conjugationen aus den Gesezen der 12. Tafeln zusammen klauben wollte: so würde niemand von ihm lateinisch lernen können. Eben dieses gilt auch im Teutschen. Ich meines Theils halte die Art, teutsch zu schreiben, welche vor 30. und 40. Jahren durchgehends für die richtigste und reineste geachtet worden ist, noch immer für die beste. Die Etlichen, welche seit selbiger Zeit die teutsche Schrift ... zu verbessern gesucht haben, sind

Diese Streitigkeiten der Süddeutschen untereinander blieben den norddeutschen Grammatikern wohl unbekannt. Die Ansichten der Schwaben fanden erst durch den Teutschen Sprachforscher Verbreitung. Inzwischen waren Hemmers Sprachlehre und «Grundris», sowie Mäzkes Grammatische Abhandlungen erschienen.

170. Hemmer schließt sich in seinen Ausführungen über das Wesen des Hochdeutschen enge, teilweise wörtlich an Gottsched an. Es gehe in Deutschland eine gewisse Art zu reden im Schwange, die sich an keine besondere Mundart binde, sondern das Gewöhnlichste und Beste aus allen herausnehme; diese ausgesuchte, auserlesene Mundart führe billig den erhabenen Namen der hochdeutschen. Diesen Kern der Sprache, das echte Hochdeutsch, könnten nur die Gelehrten bestimmen.[1] Bestimmen, aber nicht erfinden. Die Sprachrichtigkeit werde bestimmt durch den durchgängigen Gebrauch, demnächst durch die Analogie, die in schwankenden Fällen zu entscheiden habe. Auch das ist noch ganz Gottschedisch. Ja, selbst wenn Hemmer lehrt, daß manchmal, wie z. B. bezüglich des Genus der Substantiva, die Analogie nichts bestimme und jeder sich nach dem Gebrauch seines Vaterlandes richten könne, so widerspricht dies nicht geradezu den Äußerungen Gottscheds (S. 203 der 5. Aufl.), er habe die Geschlechtsregeln nach der «hier zu Lande herrschenden hochdeutschen, oder meißnischen Mundart» eingerichtet und lasse den übrigen «Landsleuten» die Wahl, ob sie sich derselben bequemen, oder bei ihrer alten Art bleiben wollten. Aber freilich, ganz ernst war es Gottsched mit dieser Toleranz nicht gewesen. Hatte er doch auch der «besten Mundart», die für ihn das

immer nur noch Etliche. Wenn Etliche noch weiter gehen, und die teutsche Schrift mit dem verlegenen schimmlichen Gewande, welches sie vor 3. 4. und mehrern Jahrhunderten getragen hatte, aufpuzen wollen; so werden sie hoffendlich auch Etliche bleiben, und nicht Alle draus werden. Mein Wunsch ist, daß die teutsche Sprache und Orthographie so, wie sie jezt noch bey den meisten Gelehrten ist, ohne die neu- oder altmodischen Neuerungen der Etlichen, auch bei der Nachwelt die meisten Stimmen behalten möge.» S. 856 f.

[1] Deutsche Sprachlehre, S. 7. Vgl. Gottsched, S. 2, § 2 b der 5. Auflage.

Meißnische war, eine gewisse Autorität zugesprochen. Hier ist nun der Punkt, wo Hemmer von Gottsched abweicht. Die Autorität einer besten Mundart besteht für ihn nicht, auch ein Vorrang wird dem Meißnischen nicht eingeräumt. Hemmer deutet an, daß die Süddeutschen mitunter richtigere Formen gebrauchten[1] und daß, wenn Lieblichkeit und Anmut der Aussprache nicht bloß in der Einbildung existierten, das Pfälzische einen vorzüglichen Anspruch darauf machen könne; es habe dadurch, daß es die Mitte zwischen den zwei deutschen Hauptmundarten halte, eben die Eigenschaft, worin die so hoch gepriesene Anmut der obersächsischen Mundart bestehe.

Die Frage der richtigen Aussprache mußte Hemmer näher ins Auge fassen, als er seine orthographischen Reformvorschläge veröffentlichte. Er ist strenger Phonetiker. Die einzige Regel für den Schreibenden sei die Aussprache. Daraus folge, daß jeder Buchstabe einen Laut bezeichnen, kein Laut durch verschiedene Buchstaben ausgedrückt werden und jeder Buchstabe nur einen Laut anzeigen solle. Welche Aussprache soll nun geschrieben werden? Hemmer billigt nicht alle Pfälzer Eigentümlichkeiten. Schon in seiner ersten Schrift hatte er die Unterscheidung von *ö* und *e*, *ü* und *i* gefordert[2] und davon ist er nie abgegangen. Auch wäre es ihm lieber, wenn man sich entschlösse, die niedersächsische Aussprache des *sp*, *st* anzunehmen; tue man dies aber nicht, so solle man *schp*, *scht* auch schreiben. Auf den Einwurf, daß dann Deutschland in der Schreibung geteilt wäre, erwidert er: «Ist es im Sprechen getrenet, und wil dise Trenung nicht heben: warum sol es nicht

---

[1] «Hätten z. B. die Gelehrten aus denjenigen Landschaften, in welchen man *Vatter* spricht, bisher nicht so viele Nachsicht gegen die übrigen Landschaften gehabt: so stünde dieses Wort dem *Vater* schon gewiß an der Seite, oder es wäre vielleicht gar schon im Besize des Vorzuges, welchen es verdienet: denn die Sprachähnlichkeit hält dem erstern die Stange, dem leztern nicht.» S. 13 f. Auch die Bevorzugung von *fünfzehn* vor *funfzehn* gehört hierher.

[2] Abhandlung über die deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz, S. 89 f. Hemmer lehrt, daß *ö* wie frz. *eu*, *ü* wie frz. *u* zu sprechen sei. S. 83 f. 85 f. werden die pfälzischen *b*, *d* statt *p*, *t* getadelt.

auch im Schreiben getrenet sein dörfen? Warum solte man sich weigern oder schämen, seine Sprache so auf das Papir zu malen, wi si im Munde ist? Erfodert das nicht di Natur der Schrift?» (Grundris, S. 58f.) Ebenso müsse der Pfälzer, wenn er seine Aussprache nicht ändern wolle, *ch* für inlautendes *g* schreiben, und in sehr vielen Wörtern *b, d* statt *p, t* setzen.

171. «Eine lebendige Sprache kann und muß verbeßert werden; und also auch die deutsche», beginnt Mäzke seine Abhandlung über die allgemeinen Grundsätze der Rechtschreibung einzelner Wörter (Grammatische Abhandlungen, S. 25). «Eine Sprache verbeßern heißt weniger Abweichungen von den Regeln der selben machen.» Die allgemeinen Gesetze einer Sprache folgen aus den Gesetzen der Grammatik, die besonderen beruhen auf dem Gebrauch der einzelnen Sprache. Die Verbesserung besteht nun darin, daß man von widerstreitenden Regeln diejenige allgemein macht, welche die meisten Fälle unter sich begreift und den allgemeinen Sprachgesetzen gemäß ist. Diese Verbesserung geht eher an bezüglich des Schreibens als des Redens, weil man beim Schreiben die allgemeine, gute, hochdeutsche Sprache besser beobachtet, weil die Verbesserung allgemeiner gemacht werden kann, und endlich, weil der Schreibgebrauch noch vielfach schwankt. Am Sprachgebrauch kann man höchstens Kleinigkeiten ändern, wie man einem mächtigen Nachbar, der ein Stück von unserm Acker usurpiert, nur nach und nach eine Linie abfurchen kann. Solcher Kleinigkeiten macht Mäzke S. 30ff. einige namhaft.[1] Hauptsache ist für ihn die Verbesserung der Schreibung.

---

[1] Man sollte *Vernumft, Ankummft, Zumft, samft* sprechen, nicht bloß wegen der Stammwörter *vernemen* usw., sondern «weil es ein so allgemeines Gesez aller Sprachen ist, daß das *n* vor den Lippenbuchstaben schwer auszusprechen und also übellautend ist, daß so gar in andern Sprachen dieses *n* . . in *m* verwandelt wird, wenn es vor einem Lippenbuchstaben zu stehen kömmt». Ferner *entfangen, entfelen, entfinden* statt *empfangen* usw., weil *ent-* sonst nie, auch nicht vor Labialen, zu *emp-* werde. Dann *Unger, Ahern, Eichern,* weil sonst die Ableitungssilben *-ar, -orn* nicht vorkommen. Endlich *Horning* statt *Hornung,* da alle Wörter auf *ung* Feminina sind.

Prinzipien der Rechtschreibung sind: 1. die Aussprache, 2. die Etymologie und die Analogie. «Nämlich, daß man eben so, (wie der Schreibgebrauch die Aussprache bezeichnet, oder auch zugleich die Etymologie, wenn dadurch keine falsche Lesart entsteht,) stets und in allen den Fällen schreibe, die die nämliche Bestimmung und Beschaffenheit haben» (S. 64). Das Resultat seiner Untersuchungen faßt er in die Regel zusammen: «Schreib (analogisch nach dem herrschenden und richtigern Gebrauch) die Wörter nach ihrer Etymologie, und bezeichne diese so lange, als es nur nicht wider die allgemeine und bäßere Aussprache ist» (S. 108).

Der Schreibgebrauch ist kein besonderes Prinzip, aber die beiden von Mäzke anerkannten (Aussprache und Etymologie) laufen ihm eigentlich nicht zuwider, sondern machen ihn nur folgerichtig. Der Schreibgebrauch wird in den allgemeinen Regeln, aber nicht in allen einzelnen Fällen befolgt. Denn im großen und ganzen ist der Schreibgebrauch schon etymologisch-phonetisch. In sehr gründlicher Weise zeigt Mäzke, welches die Erfordernisse einer die Aussprache folgerichtig und zweckmäßig bezeichnenden Schreibung seien und worin der deutsche Schreibgebrauch von dem Ideal abweicht, weist aber dann nach, daß eine ganze Reihe dieser Abweichungen sich durch das etymologische Prinzip erklären.

Daß die Schrift die Aussprache bezeichnen solle, folgt für Mäzke aus ihrem Wesen: sie ist eben Buchstabenschrift, nicht Wortschrift oder Hieroglyphik. Daß sie auch die Etymologie bezeichnen solle, glaubt er bewiesen durch einen Satz seiner «Charakteristik», d. h. der Lehre von den vollkommenen Zeichen. Danach gehören hergeleitete Zeichen zur Vollkommenheit, weil sie die Bedeutung leicht erkennen lassen. Wer da weiß, was *Mensch* bedeutet, und die Kraft der Silbe *lich* kennt, verstehe leicht auch den Sinn von *menschlich*. Daher sei die Etymologie ein wichtiges Prinzipium in den Sprachen; ihre Regel laute: «Ein jedes abstammende Wort sei seinem Stammwort so ähnlich als möglich» (S. 40).

Damit ist ein richtiger und fruchtbarer Gedanke ausgesprochen. Aber die treibenden Motive sind für Mäzke doch nur die Tradition und schulmeisterlicher Dünkel, der

ihn die Zwecke der Schrift verkennen läßt. Erst durch die Etymologie werde die Rechtschreibung zur Wissenschaft, sagt er S. 58 und wiederholt es später noch oft.[1] Durch die Etymologie werde die Einsicht in die Sprache ungemein erleichtert (S. 59). Sogar der Patriotismus wird angerufen: «Billig schreiben wir *sehen, gehst, steht;* um jedem Anfänger, Jünglinge und Frömden durch diesen einzigen Buchstaben, das *h,* die Natur unsrer Sprache zu eröffnen und aller Welt den Ruhm ihrer Analogie darzulegen» (S. 86f.).

Die Schrift soll die Aussprache bezeichnen. Aber welche Aussprache? Mäzke antwortet: besondere Fälle abgerechnet, die hochdeutsche. Wenn aber diese nicht feststeht, infolge des Widerstreits der Mundarten, so entscheidet einmal die größere Allgemeinheit. Da den Niedersachsen das bei den Obersachsen Gebräuchliche größtenteils verständlich ist, aber nicht umgekehrt, so hat die Stimme der Obersachsen[2] mehr Gewicht, auch in der Aussprache. Daher z. B. *schtehen,* nicht *stehen.* Eine interessante Folgerung, die Mäzke anderwärts zieht, ist, daß die niedersächsische gerundete Aussprache von *ö* und *ü* falsch sei. Eine obersächsische Provinz von einer gewissen Größe im Verein mit dem Niedersächsischen überwiegt die übrigen Provinzen. So entscheiden die Schlesier und Niedersachsen die weiche oder harte Aussprache des *b, d, g* und *p, t, k.* Von größerer Wichtigkeit sind aber innere Kriterien, die sogar für eine einzige Provinz entscheiden können. Solche innere Kriterien oder, wie Mäzke sie nennt, Regeln der Vollkommenheit sind die Etymologie, die Analogie überhaupt und die Euphonie. So ist nach der Regel der Etymologie die schlesische Aussprache *Lōb* richtig, wegen *Lobes, Lobe,* dagegen das märkische *Lopp* unrichtig (S. 80ff., ähnlich S. 399).

Das etymologische Orthographieprinzip läßt sich so definieren: «Einerlei Silbe muß immerdar so viel als möglich, auf einerlei Weise geschrieben werden» (S. 52). Mäzke bemerkt mit Recht, daß die übliche Regel, das Abstammende

---

[1] So Versuch in Deutschen WörterFamilien, S. 91: «die Etymologie — Nun dadurch eben wirdt die Orthographie zu'r Wissenschaft; bloße Bezeichnung der Aussprache ist Handwerks Gemählde». Ähnlich S. XII.

[2] Unter Obersachsen versteht Mäzke Ostmitteldeutschland.

müsse dem Stammwort möglichst ähnlich geschrieben werden, nicht ausreiche, daß vielmehr bei der Schreibung des Stammworts die Wahl unter verschiedenen Buchstaben durch die abgeleiteten Wörter bedingt werde, z. B. *lieb*, nicht *liep*, wegen *lieben*. Den Begriff von «einerlei Silbe» nimmt er viel weiter als die übliche Orthographie; er erstreckt ihn auch auf Fälle, wo der etymologische Zusammenhang durchaus nicht für jedermann zutage tritt; so schreibt er *steihl* mit *h*, wegen *steigen*.

Das Prinzip der Etymologie ist dem Prinzip der Aussprache untergeordnet (S. 61); dies sagt ja auch der Satz aus, daß man die Etymologie bezeichnen solle, so lange, als es nur nicht wider die allgemeine und bessere Aussprache sei. Was Mäzke damit meint, macht am besten ein Beispiel klar. Da im Auslaut nur harte Laute möglich sind, würden *mag* und *mak* auf einerlei Art gelesen werden; man schreibt *mag*, weil man den Endlaut der Grundsilbe in dem zweisilbigen *mögen* nur durch *g* bezeichnen kann. Man bezeichnet also in *mag* die Etymologie ohne Schaden für die Aussprache. Dagegen darf man nicht der Etymologie zuliebe *mogte* schreiben, da dies *mokte* gelesen werden müßte.

Auf Grund seiner Anschauungen entwirft Mäzke ein höchst verwickeltes Schreibsystem, das gewiß niemand außer ihm leicht gefunden hat. Es ist charakterisiert durch die Einführung neuer Zeichen (**166**, 6), namentlich aber durch die Menge Buchstaben, die es erfordert. Man denke an die Konsonant- und Vokaldopplungen (**166**, 1, 3) und an die vielen etymologischen *h*. Dazu kommen noch andere durch das etymologische Prinzip veranlaßte stumme Zeichen. So entstehen Gebilde wie *träääffen*, *Flüüjje*, oder gar *gröößste*. Allerdings hätte diesem Übelstand die Einführung des Zirkumflexes einigermaßen abhelfen können.

172. Die orthographischen Vorschläge Hemmers und Mäzkes wurden von Fulda im ersten Band des Teutschen Sprachforschers besprochen. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, Nast, empfahl sie zur besonderen Prüfung «dem rumvollen Kleblatt Teütschlands Herrn Klopstock, einem Nidersaxen; Herrn Lessing, einem Obersaxen; Herrn Wieland, einem Schwaben.» Er beklagt in der Vorrede, daß nach der Reformation der Norden und der Süden

Deutschlands einander entfremdet wurden, er wünscht, daß die deutschen Landschaften einander brüderlich die Hände reichen, er hofft, daß ein allgemeiner Eifer Deutschlands Provinzen beleben werde. Dann werde man noch vor Ablauf des Jahrhunderts die deutsche Sprache «auf einem Grade der Verfeinerung sehen, den sich mancher nicht vermuten dörfte». Ohne Krieg und Streit werde es nicht abgehen, aber ohne Krieg gebe es keinen dauerhaften Frieden. Die Zeitschrift stehe jedem starkbewaffneten Streiter offen. «In diser Absicht haben wir auch den Anfangs verabgeredeten schwäbischen Sprachforscher zum teütschen umgetauft.»

Aber derselbe Mann, der dem Niedersachsen Klopstock und dem Obersachsen Lessing huldigte, der alle deutschen Stämme zu gemeinsamer Arbeit aufrief, gab in derselben Vorrede seinem Heimatstolz den stärksten Ausdruck. Was mußte sich ein Norddeutscher denken, wenn er las: «Einem südlichen Teütschen sinds unverdauliche Brocken, wenn er hören und lesen mus, daß nördliche Teütsche z. B. *g* mit *jh* . . . erklären[1], und *ch jot* und *sch* Gott weis wie? nennen. Ein Schwab stuzt, schüttelt den Kopf, und denkt in seinem bidern teütschen Sinn: sind das auch Teütsche? So klingt kein teütscher Buchstab! das mus wol slavische Erbschaft und zum Teil niderteütscher Ueberrest sein!» Den «Saxen» wird vorgehalten, daß sie das Hochdeutsche von den alten Schwaben erhalten hätten; sie, die ihre Regeln nur aus der «aufs höchste seit einem Jarhundert unter inen lebenden Sprache» ableiten, müßten doch selbst fühlen, daß der Grund, auf dem sie bauen, zu schlüpfrig sei, «um denselben dem entgegen zu sezen, der in der Sprache selbst ligt, und auf dem andere Mundarten wirklich ruhen». Wenn durch die Trennung zwischen Nord und Süd die Südlichen archaisch und unabgeschliffen blieben, so seien die Nördlichen von der Urquelle und dem Sitz des Hochdeutschen abgekommen, «woraus sie immer neüen Vorrat hätten schöpfen, und immer Geleise hätten behalten können, nicht von dem geraden Wege abzukommen». «Sie beleckten unter Gottscheden zwar den Vorrat, den sie schon hatten, so vil und fleissig, als der Bär seine Jungen auf Breitkopfs

[1] Geht auf Klopstocks Gelehrtenrepublik, Werke VIII, 172.

Druckerleiste, aber das tat der immer grösern Bedürfniß kein Genüge, und sezte der steigenden Gesezlosigkeit keine Schranken.» So geschrieben vier Jahre vor Lessings Tod und dem Erscheinen der «Räuber»!

In den Aufsätzen, die aus dem Schwäbischen Magazin herübergenommen sind, kehren die Ausfälle gegen die Sachsen in ungemilderter Schärfe wieder.[1] Und in der Vorrede des zweiten Teils wendet er sich heftig gegen einige Rezensenten. «Prädilection für seine Provinz ist jedem einigermassen zu verzeihen, wenn aber Sprachgründe für die Provinz sprechen, wird sie löblich und Pflicht. Wir glauben in dem Fall zu seyn». «Unsre Sprache ist wie die grichische Republikanisch; jeder grichische Dialect hatte seine vortreffliche Schriftsteller, und der Attische hat den Vorzug vor den übrigen bloß durch die Menge und die Delicatesse seiner Schriftsteller erhalten. Sachsen, so sich anmaset, Teütschlands Athen zu sein, ist noch lange nicht auf dem Punkt der Vollkommenheit der Attischen Musen.» «Sprachgrund, mit dem Gebrauch (er sei wo er wolle, nicht blos sächsischem) verbunden, mus hier entscheiden.»

Worin bestehen nun eigentlich diese Sprachgründe, auf die Nast so sehr pocht? Um eine Antwort zu erhalten, werden wir uns statt an Nast lieber an den originellern Fulda, Nasts Lehrmeister, wenden.

173. Seit Schottelius arbeitete die deutsche Grammatik mit dem Analogieprinzip. Man wollte das Gebiet der Regeln möglichst weit ausdehnen, die man durch Induktion aus

[1] Es sind sogar neue hinzugekommen. S. 73 wird gelehrt, daß das *-e* der von Adjektiven und Verben abgeleiteten Feminina nie weggelassen werden dürfe, wohl aber das *-e*, das an gewisse Wurzeln trete (z. B. *Base*, *Blume*). «Dise Gränze mögen auch unsere sächsische Herren Sprachmeister merken, die uns one Unterschid wegen des ausgelassenen *e* tadeln, one in manchem Fall zu wissen, ob sie mit Recht tadeln oder nicht.» Der Ausweg aus der «Verlegenheit», die den Sachsen das von ihnen den männlichen Wörtern wie *Affe* angehängte weibliche *e* bereitet, scheint ihm nach Aichingers Einspruch (Schwäb. Magazin 1776, S. 24) nicht mehr gangbar. Die Anhängung des *e* ist jetzt «wider die Natur der Sprache» und «eine von den bösen Gewonheiten eines Landes, das uns je und je mit dergleichen Neüerungen beschenkt» (Sprachf. I, 56).

der Sprache der Gegenwart gewonnen hatte. Von dieser Art Analogie hält Fulda nicht viel. «Die Sprachkunde ist Wissenschaft, die studirt sein will. Nicht instinktliche Einförmigkeit, nicht mechanische Leir, die nur so vile Lieder singt, als sie darzu geschlagene Stifte hat. Analogie spricht erst, wo die Etymologie nicht widerspricht, und wo man nichts sicherers hat, woran man sich halten kan.» Also Etymologie ist das Schlagwort, die historische und vergleichende Sprachbetrachtung rückt in die erste Reihe.

Fulda stellt etwa fest, daß der Stammvokal von *blies*, *fließen* und ähnlichen in der alten Sprache ein ganz anderer war als der Vokal von *Sieg*, *Spiel* usw., hier ein einfaches *i*, dort ein Diphthong. Dieselbe Trennung verlangt er fürs Nhd. Oder er erkennt, daß dem *ei* der gewöhnlichen Orthographie in einem Teil der Wörter altes *ei*, in einem andern altes *î* entspricht, dem *au* teils *ou*, teils *û*. Deshalb ist für ihn die schwäbische Trennung von *éi* = *ei* und *eí* = *î*, von *áu* = *ou* und *aú*[1] = *û* gerechtfertigt. Die moderne Sprache wird an den Zuständen einer frühern Zeit gemessen.

Etwas ganz neues war dies nicht. Wenn frühere Grammatiker bei der Erörterung der Frage, ob man *edel* oder *ädel* schreiben solle, Betrachtungen darüber anstellten, ob *edel* wirklich von *Adel* «herkomme», d. h. ob das Substantiv früher in der Sprache dagewesen sei als das Adjektiv[2], so gingen sie in ihrer Weise auch historisierend vor. Fulda begnügt sich auch nicht immer mit den überlieferten sprachlichen Tatsachen, sondern geht bis in seine erträumte Wurzelzeit zurück. Und Gottsched verfährt wirklich historisierend, wenn er etwa die Richtigkeit des *d* in *deutsch* damit erweist, daß dieses Wort früher *theotisc* gelautet habe und in einer Menge von Wörtern einem alten *th* ein *d* entspreche.[3] Aber allerdings, mit der Konsequenz wie Fulda

[1] Ich bediene mich hier der Bezeichnungen Fuldas und Nasts. Die modernen Dialektforscher analysieren die schwäbischen Diphthonge anders. Vgl. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart, § 30.

[2] Vgl. Gottsched, S. 74 der 5. Auflage.

[3] S. 677 ff. der 5. Auflage. — Vergleichend geht Gottsched vor, wenn er sich S. 187 f. für die Schreibung *chen* in Deminutiven entscheidet mit Rücksicht auf das plattdeutsche *ken*. Auch Zesen hatte andere germanische Sprachen herangezogen; s. **90**, 1.

hat niemand vor ihm die Etymologie zur Festsetzung der Sprachrichtigkeit verwendet.

Im Grunde genommen tritt dabei das Analogieprinzip nur in anderer Gestalt auf. Statt der Regel des Nebeneinander soll die Regel des Nacheinander gelten. Und manchmal wird die gewöhnliche Analogie durch einen einfachen Kunstgriff historisiert. Fulda beobachtet etwa, daß vor einer Konsonantenverbindung der Vokal meist kurz ist. Deshalb erklärt er bei schwankender Aussprache die Kürze für besser.[1] Diese Schulmeisterregel wird dadurch wissenschaftlich gemacht, daß der stammhafte Bestandteil solcher Wörter eine Wurzel dritter Ordnung mit hinterer Ankleidung genannt wird, für die von ihrer Entstehung an, die natürlich in die graue Vorzeit fällt, die Schärfung wesentlich gewesen sei. Vgl. Sprachf., I, 171. Oder: während im Norden, so wie jetzt, die Vokale der starken Präterita bald lang, bald kurz waren, in der Quantität bald zum Infinitiv und zum Partizip stimmten, bald nicht, waren sie in der schwäbischen Aussprache des Schriftdeutschen immer gedehnt. Das Schwäbische hatte also eine einfache Regel. Fulda erklärt nun, daß die Dehnung in allen germanischen Dialekten von Wulfila an gegolten habe, also die sächsische «Neuerung», *schwamm, sann* und ähnliche zu schärfen, fehlerhaft sei.[2]

[1] «Und wir denken, die hochteutsche Sprache entscheide, ob man: *Erde, Warze, Schwert, Mond,* — mit den Schwaben scharf —, oder mit andern gedent aussprechen, und im lezten Fall die Ausnamen meren solle?» Sprachf. I, 142. — Vgl. auch I, 163: «Die Schlesier sprechen: die *Ràche,* das *Tùch,* der *Flùch* . . . scharf, und sie haben recht».

[2] Vgl. Schwäb. Magazin 1777, 433, und Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur II, 449. Es ist schwer begreiflich, wie Fulda auf diesen verrückten Einfall gekommen ist. Aichinger vermutete, Schwäb. Magazin 1776, S. 633, durch die Einfachschreibung des Konsonanten im Altdeutschen. Aber Fulda hätte doch merken müssen, daß im Altdeutschen wie im Neuniederländischen die Einfachschreibung auf den Auslaut beschränkt ist, daß ein altdeutsches *san,* nl. *zon* ebenso zu beurteilen ist wie *man* «homo», und von dem Kenner Wulfilas hätte man wohl erwarten können, daß er sich an das im Codex Argenteus oft vorkommende *rann* erinnert hätte. Davon gar nicht zu reden, daß er in den Niederlanden Gelegenheit hatte, zu hören, wie man dort Formen wie *zon, zwom, won* sprach.

Manchmal tritt auch die Konsequenzmacherei ohne jedes historische Kostüm auf. Die Feminina auf *-nis* und *-sal* sollen im Plural auf *-en* ausgehen, weil alle Feminina mit *e*-Plural umlauten müssen.[1] Das Präsens der starken Verba «biegt» den Vokal der ersten Person in der 2. und 3. «Also ist die sächsische Verfeinerung *laüft, kömmt, sääft* sehr sprachrichtig.» (Sprachf., II, 210.)

Der historisierenden Methode liegt die Voraussetzung zugrunde, daß die alte Sprache besser gewesen sei als die moderne. Und daß dies seine innerste Überzeugung war, hat Fulda mehr als einmal verraten. Wie soll man folgende Worte anders deuten (Sprachf., I, 282): «Es gibt keine andere Entschuldigung für die heutige Aussprache des Doppellauters *ie*, als wenn man erweisen kan, die Alten, die Vätter, von welchen wir die Wörter mit ihren Aussprachen haben, haben diese Wörter auch mit dem Doppellauter ausgesprochen. Was also die Alten nicht diphthongisch, sondern mit einem einfachen *i* ausgesprochen haben, das hat nie kein Recht zum *ie* gehabt, was der Despot (d. i. der Usus) auch sagen mag.»[2]

Dabei mag die Meinung mitspielen, daß die ältere Sprache in sich analogischer gewesen sei. Aber Fulda rechtfertigt auch Schwankungen des Gebrauchs mit der Autorität des Altertums: nach dem Artikel dürfe man im N. A. Pl. das Adjektiv auf *-e* oder *-en* ausgehen lassen.[3]

Es ist daher eine wunderliche Selbsttäuschung, wenn er sich gegen den Vorwurf wehrt, er wolle die echte heutige Schreibart aus Otfrid und Kero, dem kindischen Altertum, beweisen (vgl. oben S. 281). Er mochte glauben, daß er seine Regeln aus der «Natur der Sprache selbst»

---

[1] Vgl. Schwäb. Magazin 1776, S. 177. Sprachf. II, 191.

[2] Vgl. auch oben S. 281 und Sprachf. I, 146: «Und endige mit dem herrlichen, leider fergeblichen Wunsch der orthographischen Rükker Winsbekischer Zeiten. . . . Billig überseufzet das mer als ältelnde achtzehende Jarhundert diese auf ewig verflossene männliche teutsche Jare.»

[3] Sprachf. II, 197. Nasts Behauptung, Sprachf. I, 94, daß Fulda in der Preisschrift gezeigt habe, daß der Gebrauch ohne *n* älter sei, ist falsch. Fulda hatte gesagt, daß im Altertum *-e* und *-en* gebräuchlich waren. Wohl aber hatte er S. 42 f. den modernen schwäbischen Gebrauch zu rechtfertigen gesucht.

ziehe, und bedachte nicht, daß diese «Natur» ja doch nichts anderes war als der Bestand an sprachlichen Tatsachen zu einer gewissen Zeit.[1]

Konsequent durchgeführt ist die historisierende Sprachnormierung freilich nicht. Eine Verfeinerung und Verbesserung der Sprache gibt ja auch Fulda zu, nur darf sie den Grundbau nicht antasten. Mit andern Worten: einen Teil der Veränderungen, die die alte Sprache erlitten hat, billigt der Grammatiker, einen andern Teil verwirft er. Das Recht des Grammatikers zu solchen Werturteilen hat Fulda nicht dargetan und seine Entscheidungen sind willkürlich. Er mußte doch erkennen, daß in der alten Sprache *uo* und *u* ebenso getrennt sind, wie *ie* und *i*. Die diphthongische Aussprache von *ie* verlangt er nun, *guot* ist ihm aber «Räühe» (Sprachf., I, 145). Der Gedanke liegt ihm nicht ferne, daß dem mhd. *z* immer ein nhd. *ss* entsprechen müsse. Aber er lehnt ihn ab. Gedehnte Wörter mit altem *z* *(stoz)* haben einfaches *s* (Sprachf., II, 148f.). Wiederum billigt er also die Vermischung zweier etymologisch verschiedener Laute. Schuld war hier seine schwäbische Aussprache, die keinen Unterschied zwischen spirantischen Lenes und Fortes kannte.

Die Gewohnheit war eben stärker als die besten Grundsätze. Denn, so sehr Fulda seine heimatliche Sprache wegen ihrer Ursprünglichkeit und Ungemischtheit schätzt, dagegen verwahrt er sich entschieden, daß er die Schrift-

---

[1] «Die Sprache selbst» tritt oft bei Fulda auf als Gegensatz zu dem tatsächlichen Gebrauch. Vgl. z. B. Sprachf. I, 259: «Bei solchen Gründen aus der Sprache selbst . . . verschieden aussprechen zu dürfen; und bei der wirklichen verschiedenen Aussprache einer Wurzel, eines Worts bei verschiedenen Sprachen, Stämmen, Geschlechten und Zungen», oder I, 275: «Hier ligt ein unlaugbarer Grund zur verschiedenen Aussprache des . . *ei* und *ai* in den verschiedenen Wurzeln der Sprache selbst. Und wer hierinn uns Schwaben straft, der straft nicht sowol die in uns noch lebende Sprache der Vätter, von denen ganz Teutschland die hohe Sprache hat, als vielmehr den innern Grund der gemeinen teutschen Sprache.» Was ist das nun aber für ein Grund? Nach Fulda kommt *ai* von *a* her, *ei* von *i*. D. h. daß man früher *a* statt *ai* gesprochen hat und *i* statt *ei*. Der Grund der Sprache selbst ist also nichts als die Aussprache einer frühern Zeit.

sprache einfach nach dem Schwäbischen modeln wolle.[1] Und diese Verwahrung ist durchaus ehrlich. Richtige und unrichtige etymologische Spekulationen lassen ihn erkennen, daß auch das Schwäbische seine «Fehler» habe. So weiß er, daß *sch* vor einem Vokal und vor *r* einem alten *sk*, vor andern Konsonanten einem alten *s* entspricht, und es wäre ihm sehr lieb, wenn man diese Unterscheidung wieder einführte (Sprachf., I, 168f.). Und er fordert gegen die schwäbische Aussprache in Präteritis wie *blieb* den Diphthong, weil er ihn mit seiner sprachlichen Algebra ausgerechnet hat.[2]

Seinem orthographischen Glaubensbekenntnis hat Fulda im Sprachforscher, II, 140, einen etwas pathetischen Ausdruck gegeben.[3] Man könnte es auch so formulieren: die

---

[1] «Die Etymologie allein kan sagen, wo ein End-*h* stehen mus; wo ein *ai*, ein *áu*, ein *aù*, ein *éi* und ein *eí*, wo ein *éi* und kein *ai*; denn Schwäbisch sein ist noch kein genugsamer Beweis. Sie kan sagen, wo ein einfaches langes *i*, wo ein *ie*, nicht blos schwäbisch, sondern gemeinhochteutsch ist.» Schwäb. Magazin 1777, 433.

[2] Nämlich: *ie* ist «eine Uebersezung von zwen eigenen alten Diphthongen, die sich beide umgekehrt versahen». Sprachf. II, 160. D. h. *ie* ist teils aus *ia*, teils aus *iu* entstanden. Wie nun statt *iu* auch *ui* erscheint (das bedeutet «sich umgekehrt versehen»), so sind *ia* und *ai* äquivalent. Ergo kann man statt des got. *ai* in *graip* ein *ia* setzen, aber beileibe nicht einfaches *i*. Und nun erfindet er flugs ein ahd. *bliab*, *gliach* (Sprachf. I, 285). — Übrigens setzt er auch in einzelnen isolierten Wörtern *ie* an, wo das Schwäbische keinen Diphthong hat, denn man muß da «keiner heutigen Aussprache, sondern allein der sich immer, durch alle Epochen und Mundarten, darinn selbstgleichen ältern teutschen Sprache trauen» (Sprachf. II, 161). Die Schreibung *Ziege* wird I, 288 mit einem Otfridschen *ziega* gestützt. Der Grund der Sprache selbst ist hier ein Schreibfehler Fuldas, vgl. Otfrid, V, 20, 58.

[3] Die Rechtschreibung, heißt es da, dürfe man nicht von bloßen Helden und Vorgängern, nicht von den besten Schriftstellern hernehmen, auch nicht von der schönsten, sanftesten Mundart, nicht von der besten Aussprache, denn wenn auch vier Fünftel des römischen Reiches darin übereingekommen wären, könne sie unrichtig sein. «Man mus freilich dem reissenden Strome folgen, aber es ist auch der sterbenden Unschuld nicht verbotten, zu sagen, dass sie Warheit ist. Denn die wahre einzige Quelle der Sprache ist die Natur und das Wesen der Sprache

Schrift soll die richtige Aussprache wiedergeben, was aber richtige Aussprache ist, wird durch etymologische Forschung bestimmt.[1] Im ganzen behandelt Fulda den Schreibgebrauch schonend.[2] Eine stärkere Abweichung ist, abgesehen von seiner Grille, *k* und *p* nicht zu verdoppeln, eigentlich nur die Trennung von *ie* und langem *i*. Daß die beiden *ei* und *au* in der Schrift unterschieden werden, verlangt er nicht, wohl aber die Unterscheidung der verschiedenen *eu* (*äü* als Umlaut von *aú* = mhd. *û*, z. B. *Häüte; aü* als Umlaut von *áu* = mhd. *ou*, z. B. *raüchern*, auch für wünschenswert erklärt bei gleicher Aussprache, wenn keine Formen mit *au* zur Seite stehen, z. B. *Haü*; sonst *eu*). Er zeigt in orthographischen Dingen sogar recht nüchterne Anschauungen. Der Buchstabe *e* sei ein glückliches Mittel, um die Verschiedenheit der Aussprache, die durch *ä* und *ö* unzweideutig bezeichnet würde, zu verbergen. «Man schreibt doch mit demselben für ganz Teutschland einförmig, wenn schon ieder für sich es ausspricht, wie es seine Mundart gibt» (Sprachf., I, 260).

174. Nast schließt sich im allgemeinen an Fulda an. Der Schüler ist mitunter radikaler als der Meister; er sieht auch da sächsische Fehler, wo Fulda durch seine historischen Kenntnisse zur Toleranz bestimmt wird.[3] Andrer-

---

selbst, so wie es die Geschichte der Wortbildung, der Wortabänderung und der Wortverbindung gibt; die Natur, die Entstehung, die Bildung, die Geschichte jedes Worts, und wo es ja nicht allenthalben selbst zugegen wäre, die Identität desselbigen mit einem andern von ganz vollkommen gleicher Natur; so wie es kein Zeitalter hat verkennen und vertilgen mögen; wie es sich durch alle Sprachepochen unverändert gleich verbleibt und offenbart. Kurz die Etymologie. Ein Schriftsteller kan sich einen Anhang machen, eine Mundart kan insgemein angenommen werden, Feler können Mode sein, aber vor dem Angesicht des ganzen Sprachkörpers alles Raums und alles Alters, wenn dieser widerspricht, können sie in die Länge, oder wenn ja, ohne Scham vor der Warheit, nicht bestehen.»

[1] Vgl. Sprachf. I, 170. Schwäb. Magazin 1777, S. 430.

[2] Er bleibt sich übrigens nicht ganz gleich, führt auch nicht alle seine Forderungen praktisch durch. Am weitesten geht er in dem Aufsatz im Sprachf. I, 137, wo er auch *f* für *v* setzt.

[3] Fulda verwirft das *-e* der Maskulina nicht unbedingt und gestattet mit Berufung auf das gemeine Altertum das *-e* in der

seits weicht er von Fulda ab, wo dieser die lebendige Sprache meistern will. Fulda spricht sich selbst mitunter so aus, als ob die etymologischen Forderungen auch im Sprachgebrauch eine gewisse Stütze haben müßten[1], aber er verlangte doch, daß in *blieb* und ähnlichen *ie* geschrieben werde, obwohl nicht nur der Norden Deutschlands, sondern auch Schwaben hier nichts von einem Diphthong wußte. Da geht Nast nicht mit.[2] Er stellt den Grundsatz auf (Sprachf., II, 104), daß die übereinstimmende Aussprache aller deutschen Provinzen den Vorrang vor der Etymologie habe. Nur wenn die Aussprache der Provinzen verschieden ist, entscheide Etymologie und Altertum, welche Aussprache die richtige sei. Aber er hat seine eigenen Gedanken nicht zu Ende gedacht und sich nicht zu der Folgerichtigkeit Hemmers erhoben. Es gibt für ihn auch Fälle, wo die Etymologie gegen die Aussprache (und zwar nicht die bloß provinzielle Aussprache) eine Unterscheidung fordert, z. B. *Häüte* und *heüte*, d. h. er behält gegen den Grundsatz «für einen Laut nur ein Zeichen» die traditionelle Doppelheit bei.

175. Fulda hatte, wie erwähnt, in seinen ersten Aufsätzen im Teutschen Sprachforscher an die Schriften von Hemmer und Mäzke angeknüpft. Mäzke erwiderte in seinem Versuch in Deutschen WörterFamilien (1779). Er hat sich von seinem «lieben Fulda» (S. XIV), den er übrigens öfters mißversteht, in einer Einzelheit, die ihm gerade paßt, belehren lassen, zieht auch sonst einige Lehren der «Grammatischen Abhandlungen» zurück, aber seine Grundanschau-

---

unflektierten Form des Adjektivs, z. B. *müde*. Vgl. Sprachf. II, 190. 196. Übrigens muß auch Nast mitunter die Berechtigung mehrerer Aussprachen anerkennen, vgl. Sprachf. II, 101.

[1] Vgl. Sprachf. I, 144: «Und wenn kleine Meilenflächen die Warheit auf irer Seite haben: so sollen unübersehbare Gegenden sie nicht überwigen, so lang als Warheit Warheit bleibt.» — II, 140: Grundlage der Rechtschreibung sei nicht die beste Aussprache, nicht die Aussprache, wie sie ist, «wenn auch vier Fünftel des römischen Reichs darinn übereingekommen wären». Also scheint doch das fünfte Fünftel da eine gewisse Rolle zu spielen.

[2] Was ihm den gravitätischen Spott Fuldas zuzog, vgl. Schwäb. Magazin 1777, S. 433.

ungen sind geblieben. Obwohl die Polemik oft Nebendinge betrifft, die mit Mäzkes Spekulationen über die Gestalt der Ursprache zusammenhängen, tritt doch der eigentliche Gegensatz zwischen ihm und Fulda klar zutage. Fulda ist Historiker, Mäzke geht von der modernen Sprache aus — trotz all seiner etymologischen Hirngespinste. Fuldas Berufung auf das Altertum läßt er nicht gelten: «Sollen wir in aller Absicht schreiben, wie die alten Alemannen und Franken geschriben haben: So haben wir ja eben damit auch die alte barbarische Sprache wider: warum nicht allso auch *sioch* für *siech* oder *süch*, *tiuf* für *tieff* oder *tüff* etc. Wir wollen und sollen doch wohl mit unserm Schreiben unsre heutige Sprache, und das heißt, unsre gegenwärtige Aussprache bezeichnen» (S. 91f.). Von größerm Gewicht als der Gebrauch unsrer Ururväter, die doch Barbaren waren, müßte der Gebrauch unsrer Väter sein, meint er, wieder im stärksten Gegensatz zu Fulda, der, Sprachf., II, 137, die Mitte des 14. Jhs. jene fatale Epoche genannt hatte, in der alle die ungeheuren Unarten und Mißgeburten begannen, die nun von der Sprachkunde beklagt und von der Tyrannei des Herkommens gehegt würden. Mäzke überzeugt sich je länger, je mehr von der Güte des modernen Schreibgebrauchs, den es nur gelte analogischer zu gestalten, und er macht «unsern Vätern» das zweifelhafte Kompliment, daß seine etymologischen Torheiten in ihren «dunkeln Idéen» gewesen seien (S. 100), ein Gesichtspunkt, den dann Adelung sich in seiner Weise zunutze machte.

Die richtige Aussprache wollte Fulda durch die Etymologie bestimmen. Mäzke läßt auch innere Gründe mitsprechen, aber sie sind durchaus der lebenden Sprache entnommen. Für beide bleibt ein irrationaler Rest zurück, und hier, wo es sich um Anknüpfung an etwas Positives handelt, tritt der landschaftliche Gegensatz und zugleich das sichere Bewußtsein des Mitteldeutschen, die richtige Aussprache zu besitzen, hervor. «Wenn dem Schwaben *Knecht* und *Gnade* (d. h. *kn* und *gn*), *Gwelle* und *Kwelle* einerlei lautet, so können wir andern Hochdeutschen nicht dafür; so muß er nachmahlen oder unsrer Schrift die rechte Aussprache ablernen» (S. 91).

176. Als Klopstock mit seinen Vorschlägen zur Verbesserung der Rechtschreibung hervortrat, wußte er nicht,

daß er Vorgänger hatte. Ganz unabhängig von Hemmer vertrat er das phonetische Prinzip. «Der Zweck der Rechtschreibung ist: Das Gehörte der guten Aussprache nach der Regel der Sparsamkeit zu schreiben» (S. 330).[1] «Kein Laut darf mehr als ein Zeichen, und kein Zeichen mehr als einen Laut haben» (S. 331). Natürlich mußte er mit Hemmer in vielen Punkten übereinstimmen. Aber er steht zu ihm in einem scharfen prinzipiellen Gegensatz. Hemmer hatte den provinziellen Verschiedenheiten den größten Spielraum gelassen; die Schrift sollte die Unterschiede der Aussprache nicht verhüllen. Für Klopstock ist dagegen die gute Aussprache bis auf wenige Einzelheiten fest bestimmt. «Deutschland gesteht, durch die allgemeine Rechtschreibung, gewissen Gegenden die richtige Aussprache zu» (S. 325). Es seien dies diejenigen Landschaften, wo man nicht Laute spreche, die niemand schreibt, wie *o^a*, *u^a*, *sg*, und wo man anderseits den von der Orthographie geforderten Buchstaben *eu*, *ö*, *ü* und *g* ihren eignen Laut gebe. Ebenda unterscheide man auch im Anfang der Silben *d* und *t*, *b* und *p*. Als das Land der guten Aussprache wird dann an anderer Stelle (S. 360) ein Teil von Niedersachsen bezeichnet.

Klopstock billigt nicht alle Eigentümlichkeiten dieser Gegend. Es gefällt ihm nicht, daß man für das *g* der Schrift im Auslaut nach Vokal *ch*, nach *n* *k* spricht. Aber im ganzen ist die niedersächsische Aussprache der Maßstab für die Rechtschreibung. Klopstock beseitigt nicht nur Schreibungen, denen die herrschende[2] Schultradition keine lautliche Bedeutung beilegte, wie z. B. *y* für *i*, oder das Dehnungs-*h*, sondern auch solche, die unzweideutig auf eine bestimmte Aussprache hinwiesen: er ersetzt *pf* im

---

[1] Ich gebe die Zitate in unserer Orthographie. Die Seitenzahlen beziehen sich auf den neunten Band der Göschenschen Ausgabe der Sämmtlichen Werke von 1855.

[2] Einige Grammatiker hatten freilich in die Dehnungszeichen einen Lautwert hineingehört, so Schottelius, Ausf. Arbeit, S. 200 ff., und Hentschel, S. 99. Auch ein Zeitgenosse Klopstocks, S. J. E. Stosch, behauptete, daß Vokale, die verdoppelt werden oder hinter denen ein *h* steht, länger seien als andere; Kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der Deutschen Sprache I (1778), S. 30. 59, II (1780), S. 152 f.

Anlaut und nach *m* durch *f (Fender, stumf)* und schreibt vor *f m* statt *n (samft)*. Ferner hebt er die Unterscheidung von *ei* und *ai* auf, die damals vielleicht auch im eigentlichen Deutschland für manche lautlichen Wert hatte.[1]

Nur auf diese Änderungen paßt der Vorwurf, daß Klopstock sich in einem Zirkel bewege. Im übrigen konnte er mit vollem Recht sagen, daß er nur auf kürzerem Wege dasselbe anstrebe, wie die gewöhnliche Rechtschreibung, die, wenn auch auf krummen und dornigen Wegen, doch ihr Ziel erreiche und in den Hauptsachen das ausdrücke, worüber man sich erklären wollte (S. 358). Konsequenter war freilich die Lehre von Brockes, in dessen Tradition ja Klopstock steht, aber sie war undurchführbar. Wie hätte man den Unterschied von *f* und *v* in der Aussprache wiedergeben sollen?

Bei dem Ansehen, das Klopstock genoß, erregte er mit seinen Vorschlägen viel größeres Aufsehen als die Grammatiker von Beruf. Er fand Nachfolger[2] und Kritiker. Gegen seine Gewohnheit ließ er sich in eine Diskussion ein. Er hatte gegen zwei Fronten zu kämpfen. Da waren einmal die Anhänger des Herkommens. Klopstocks Abwehr war scharf und treffend. Da man ihm damit kam, daß erst die Etymologie die Orthographie zur Wissenschaft mache, wies er darauf hin, was für ein klägliches Ding es mit der Etymologie sei, die durch die geltende Rechtschreibung bezeichnet werde. Diese Deklinationsetymologie, wie er sie einmal nennt, vermittle Kenntnisse, die bei jedem Schreibenden vorausgesetzt werden müßten, und

---

[1] Vgl. Gottsched, S. 47 der 5. Auflage, Heynatz, Sprachlehre, S. 5, Anm. 2, wo freilich zugegeben wird, daß der Unterschied selten beobachtet werde, Stosch, II, 207. III, 175, Adelung, UL. I, 141. II, 763. Freilich mag da Selbsttäuschung und Schulmeisterei mitspielen. — Über die heute noch bestehende Unterscheidung bei Deutschrussen vgl. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, § 80.

[2] Von diesen seien genannt Enkelmann, über den 177 gesprochen werden wird, und J. G. Richter, der in seinem Versuch einer zweckmäßigen deutschen Rechtschreibung (Berlin 1780) gute phonetische Beobachtungen vorbringt und einige Irrtümer Klopstocks berichtigt.

werde zudem nicht einmal konsequent berücksichtigt. Die eigentliche Wortgeschichte, daß also etwa *elf* aus *einlif* entstanden sei, deute man gar nicht an (vgl. S. 389ff., 402ff., 410ff.). Auch konnte er mit Recht betonen, daß viele von ihm gerügte Mängel mit der Etymologie nichts zu tun hätten (S. 413). Der beste Trumpf, den er ausspielte, war, daß er seine Gegner bat sich vorzustellen, daß seine Orthographie die herrschende wäre; ob dann wohl jemand vorschlagen würde, sie durch die jetzt übliche zu ersetzen (S. 404, 409; vgl. auch S. 396).

Aber Klopstock hatte sich auch mit Leuten auseinanderzusetzen, die ebenso wie er das phonetische Prinzip vertraten. Ein Anhänger Hemmers erhob 1780 in einer anonymen Schrift «Urschprung und Fortgang des heütichen wichtichen Ferbeserunggeschäftes der deütschen Rechtschreibung» einige Einwendungen gegen Klopstock. Daß dieser Hemmers phonetische Analysen nicht immer zu würdigen wußte, ist schon bemerkt. Aber mit vollem Recht durfte er von seinem Standpunkt den starken prinzipiellen Gegensatz zu Hemmer betonen. Der Anonymus hatte ihm Vorliebe für seine heimatliche Aussprache vorgeworfen und gesagt, die andern Provinzen glaubten auch das Recht zu haben, im hohen Rat zu sitzen und bei der Sammlung der Stimmen gehört zu werden. Klopstock erwidert, sie hätten schon im hohen Rat ihre Stimme abgegeben durch Annahme der allgemeinen Rechtschreibung, die auf die Gegend der guten Aussprache hinweise. Sie hätten auch das Recht, seine Orthographie zu verwerfen, die auf einem kürzeren Wege die von ihnen für gut erkannte Aussprache bezeichnen wolle. Aber er müsse sie anklagen, daß sie gegen die frühere Entscheidung des hohen Rates halb deutsche und halb «landschaftische» Orthographien einführen wollen; das würde dazu führen, daß dann jeder nach seiner provinziellen Aussprache schreiben könnte. Und bei dieser Gelegenheit spricht er sich scharf aus gegen die modernen Versuche, veraltete und mundartliche Wörter in die Schriftsprache einzuführen. Er macht ferner die Süddeutschen darauf aufmerksam, daß in Niederdeutschland Mundart und «Sprache» streng getrennt seien, während sie sich im Süden in jeder Beziehung vermischen. Und die achtungsvolle Erwähnung Fuldas durch den Anonymus

nimmt er zum Anlaß, um über ihn ein vernichtendes Urteil zu fällen.[1]

Das hatte Nast nicht vorausgesehen, als er Klopstock den «Sprachforscher» zur Prüfung vorlegte. Aber begreiflich war es, daß der Mann, der die deutsche Dichtersprache geschaffen hatte, der mit Liebe und Begeisterung ihren Klangwirkungen nachforschte, daß dieser Mann in Entrüstung geriet, wenn ihn die süddeutschen Grammatiker

---

[1] «Es kommt . . darauf an, ein wenig zu sehn, mit welcher Wahrscheinlichkeit wir bei Hr. Fuldan starke Gründe vorauszusetzen haben. Ich kenne und schätze seine Verdienste um unsre Sprache ; und ich habe diese durch ihn, oder vielmehr ihre ehmaligen Mundarten, denn sie war damals noch keine Sprache, hier und da in noch greiseren Haaren gesehn, als ich sie vorher kannte. Aber das blendet mich nicht, die Sachen für was anders zu halten, als sie sind: wenn er Landschaftisches mit dem Deutschen vermengt; wenn er bei Bestimmung der Umendungen .. so verfährt, daß vier Regeln mit sechs Ausnahmen herauskommen .... wenn er manchen grammatischen Knoten, der aufgelöst werden muß, zerhaut, und dann sogar nicht einmal ganz durchhaut; wenn ihn unsre uralten Sprachtrümmern, die er mehr träumt, als kennt, und auch nicht genung kennen kann, so sehr anlachen, daß er sie als ein besseres Gebäude anpreist, als das, worin wir jetzo, und zwar desto angenehmer wohnen, je mehr wir Denker sind, und dann an dem jetzigen Gebäude, welches so gewiß keine Strohhütte ist, so gewiß jenes zerfallne eine war, kaum etwas dulden will, was nicht trümmerhaft aussieht; wenn er, wie es scheinet, verlangt, denn was kann er, da man bei ihm voraussetzen muß, daß er weiß, was er will, mit allem diesen Bewundern des Alten, und Beekeln des Neuen anders meinen? verlangt, daß wir die Hütte wieder zusammenflicken, und über die wehklagen sollen, welche keine Lust haben, das Haus niederzureißen; und wenn er endlich herauszubringen meint, daß unsre Sprache, ihren Wurzeln nach, (denen niemand, welches hier doch sehr zur Sache gehört, bis zu den äußersten Fasern nachgraben kann) nicht aus willkürlichen Zeichen, sondern aus solchen bestehe, die in der Natur des Menschen liegen. Gleichwohl dank ich ihm dafür, daß er darauf gegrillt hat, hier etymologisches Gold zu machen. Denn er hat dabei, wie sonst auch wohl mancher arme Adept, Stärkungsmittel für diejenigen entdeckt, die mit saurer Arbeit die Gedankenwege suchen, welche die Nation bei Bildung der Sprache genommen hat.» (S. 378f.)

über richtige Aussprache, ja über grammatische Korrektheit und über Euphonie belehren wollten.[1]

177. Auch andere reizte der Ton der beiden Schwaben zur Abwehr. Der Schlesier J. A. F. Enkelmann begleitete in den Grammattikalien des P. Antonius Lignet (1780) den Teutschen Sprachforscher mit einem fortlaufenden kritischen Kommentar, der übrigens eine Menge wertvoller Mitteilungen über schlesische sowohl mundartliche wie gebildete Aussprache enthält. Auch Enkelmann führt eine phonetische Reformorthographie durch, aber er ist ein klarer Kopf und von einer in jener Epoche seltenen Nüchternheit des Urteils, die ihn z. B. terminologische Streitigkeiten nach ihrem wahren Wert abschätzen läßt. Mit sicherem Blick deckt er gewisse Schwächen in den mit höchster Zuversicht vorgetragenen Lehren Nasts und Fuldas auf.[2] Vor allem kommt es ihm auf die Bekämpfung der historisierenden Lehren Fuldas an, denen gegenüber er das Recht des lebendigen Sprachgebrauchs vertritt. Er trifft den schwachen Punkt jeder historisierenden Betrachtung: irgendein Zustand soll normgebend sein, obwohl auch er historisch geworden, nichts als ein Punkt auf der unendlichen Zeitlinie ist.

So sagt er S. 58ff.[3]: «Wenn der Übergang der alten Doppellauter *iu, ia* in den Doppellaut *ie* Milderung der Aussprache ge-

[1] Vgl. Sprachf. I, 94 f.: «Ein jeder Teütscher frage sein eigen Ohr, wie ihm der Vers aus Klopstocks Messias . . klinge: *Ihr Unweisen, und langsamen harten Herzen zu glauben.* Diser Vers stöst 1) wider die Grammatik an: dann da es der Vocativus ist; so gehört weder dem als Substantivum gebrauchten Adjectiv *Unweisen,* noch den beden Adjectiven *langsamen, harten,* das *n* am Ende. Gesezt aber, es wäre der Nominativ oder Accusativ, und mithin kein Sprachfeler; so hätte doch 2) den beden Adjectiven um des Wolklangs willen hier das *n* nicht sollen gegeben werden.»

[2] So bemerkt er S. 125 in einer Polemik gegen die Nastsche Lehre, daß *p t k* gleich *bh dh gh* seien und deshalb vor Konsonanten nicht gesprochen werden könnten (163), die Entstehung von *Junker* aus *jung Herr* beweise durchaus nicht die Identität von *k* und *gh*; vielmehr sei *jung* = *junk* und, als *Herr* mit *junk* zusammengesetzt ward, sei *h* nicht mehr gesprochen worden. — Vortrefflich ist auch der Widerspruch gegen Fuldas doktrinäre und verworrene Akzenttheorie S. 63 f.

[3] Ich gebe das Zitat in unserer Orthographie.

wesen, warum der Übergang des letztern in den reinen Laut *i* nicht ebenfalls? warum wird er von Unkunde der alten Aussprache (das *iu*, *ia* vor dem diphthongischen *ie* ja auch waren) oder von Masleide nachzudenken[1] hergeholt? . . . . Der Wörtergeschichtsforscher kann es ja für Liebhaber immer noch aufzeichnen, daß *flîffen* ehemals *fliusan* gelautet habe, und in Schwaben noch *fli-e-sen* laute. Wenn solches Schließen gälte, sollten wir wohl mehrere reine Selbstlaute wieder in Doppellaute, die in der bessern Aussprache nicht mehr da sind, abändern. Die schlesischen Dialekte würden dazu mehr als eine Hand bieten ..... Das *e* in *blies*, *fiel* etc., wie die alltägliche Schreibung zu lesen gibt, ist einmal wesentlich gewesen, ist es im Herren- und Bauernmunde einiger Gegenden und im Pöbelmund anderer noch, ist es aber nicht in der Art von Aussprache, die das Unglück hat, mit ihrem Namen Hochdeutsch den Schwaben zu mißfallen. Des Schwaben Aussprache *bli-eb* wäre richtiges Deutsch, wenn er mit unsern ältern Vorfahren zusammen lebte, ist es aber nicht, wenn er mit uns armen Unschwaben und Unboien zu gleicher Zeit lebt. *Fi-eng* mag sich in Schwaben selbst gegen seines Pöbels *fi-ang* vorteilhaft ausnehmen; wenn man aber *fi-eng* statt *fing*, *fi-el* statt *fîl* in einem solchen Ton aufstellt, als S. 143 u. f. des Teütschen Sprachforschers geschieht[2], so klingt es uns, wie soll ich sagen, zu hoch oder schwäbisch. Man hört in Schlesien

[1] Vgl. Sprachf. I, 143. «Die alten Hochteutschen haben ein reines gedentes *i*; einen Doppellauter *iu*, als eine Beugung von *ui*; und einen eigenen Doppellauter *ia* gehabt. Keiner dieser drei fertrat die Stelle des andern, und einer war so notwendig, und ist der Sprache so wesentlich als der andere. Die nachmalige Milderung der Aussprache hat die zwen lezten, oder die Diphthongen *iu* und *ia*, in ein *ie* —; und entweder die Unkunde der alten Aussprache, oder die Massleide nachzudenken, hat bald auch das ungemischte gedente *i*, in *ie* verwandelt.»

[2] «Jezt ärgert sich alles an dem Chaos, das in diesem *ie* ligt, und will es gar fertilgen. Weg mit etymologischen Gründen. Unsere Aussprache ist das erste Prinzip. Rauhe Schwaben haben wer weist was für unartige Aussprachen. Sie sind die einzigen Sonderlinge. Selbst unter sich nicht einig, denn die meisten betten dem grosen Haufen nach. Hinausvotirt! Ist es aber unserer heutigen Rechtschreibung nicht gleichgiltig, wo sie *i*, und wo sie *ú* schreiben soll: o! so steht es eben so wenig in irer Macht, aus dem reinen *i* in: *Sig*, *Frid*, — ein *ie* zu machen; oder aus dem alten *iu*, womit man formals die Beugung des *u* fersehen hat: *fliusan*, fluere, welches in *ie* übergegangen ist, *fluist*, fluit, *fliesen*, *er fliest*,, das *u* wegzuwerfen, welches gleichwol der wesentliche Buchstab ist, und vom *e* fersehen wird.»

tausend und aber tausend Wörter aussprechen, wie sie das Deutsche nach alten Schriften zu urteilen, vor mehrern hundert Jahren ausgesprochen hat; sollen wir etwa solche Aussprache der jenigen vorziehen, die wir die Hochdeutsche zu nennen in hiesigen Gegenden im Gebrauche haben? Eine Sprachlehre, welche die itzige bessere Aussprache mit Füßen tritt, sobald eine solche Provinz ihr nicht zustimmt, welche die natürlichen Kinder der höhern oder obern Mundart einzuschließen meint, oder sobald die itzige Aussprache von dem abgeht, was in der Sprache der Alten wesentlich war, ist eine Sprachgeschichte einer solchen Provinz, kann dem Geschichtsforscher unserer Sprache nutzen, lehrt aber nicht unser itziges hohes, ich meine besseres Deutsch, sofern es auch dem alten Deutsch und den mancherlei provinziellen Mundarten entgegensteht.» Und er hebt treffend die praktische Zwecklosigkeit etymologisierender Schreibung hervor, wenn er fortfährt: «*Die* statt *di* kann an *thiu* erinnern, aber wen erinnert es daran? etwa alle, die es vor Augen bekommen? und wenn das auch wäre, wer erinnert im Sprechen dran, oder mag daran erinnert sein? wozu sollte jeder, für den geschrieben wird, daran erinnert werden? aber die itzige bessere Aussprache zu wissen, kann jedem, für den geschrieben wird, nützlich, wenn nicht nötig sein».

Ebenso weist er auf die Inkonsequenz Fuldas hin, der willkürlich die eine Veränderung als Verfeinerung der Sprache gelten ließ, die andere als gegen die Natur der Sprache laufend verwarf. Und wenn die Schwaben sich auf die Regelmäßigkeit ihrer Sprache beriefen, so durfte er darauf hinweisen, daß auch in den schlesischen Mundarten Regeln walteten, ohne daß doch die Schlesier daran dächten, diese Regelmäßigkeiten dem Hochdeutschen aufzudrängen.[1]

Dem Hochdeutschen, das ist für Enkelmann die gebildete Sprache Mittel- und Norddeutschlands. Er spottet über den Zorn Nasts und Fuldas, die den Namen Hochdeutsch für das Alemannische und Bairische in Anspruch nahmen und gegen die Bezeichnung «Oberdeutsch» mit Entrüstung protestierten. Freilich, bewiesen hat er die Güte seiner Aussprache nicht[2], aber das wollte er auch gar

[1] Vgl. z. B. S. 139f. — Enkelmann hatte gezeigt, daß die schwäbische Unterscheidung zweier *ei*- und *au*-Diphthonge in schlesischen Mundarten ihr Seitenstück habe.

[2] Was ihm Fulda im Göttingischen Magazin II, 452 zu verübeln scheint.

nicht. Für ihn stand die Tatsache fest; wollten die Schwaben nicht mittun, so mochte er sie nicht zwingen.

178. Ein Jahr vor dem Erscheinen der Grammatikalien hatte Enkelmann in einem Schreiben an Mäzke einige Bedenken gegen dessen Wurzelsystem und Orthographie erhoben. Mäzke veröffentlichte 1780 in seiner Schrift Über Deutsche WörterFamilien und Rechtschreibung den Brief samt seiner Antwort. Er benutzte die Gelegenheit, um seine Meinung über die Klopstocksche Reform zu äußern. Es ist richtig, wenn er sagt, daß Klopstock einige lautliche Unterschiede, die er hätte bezeichnen können, nicht bezeichne, anderseits etymologische Elemente belasse, so insbesondere die Trennung der Wörter. Aber er weiß es nicht zu würdigen, daß Klopstock manches Etymologische mit vollem Bewußtsein beibehielt mit Rücksicht auf den Schreibgebrauch, da es ihm eben mehr um die Durchführbarkeit seiner Reform als um Konsequenzmacherei zu tun war; er hängt sich auch an solche Vorschläge, die Klopstock ausdrücklich als unwesentlich bezeichnet hatte, er entstellt gelegentlich Klopstocks Meinung[1] und wirft ihm «Aussprecherei»[2] vor, weil er *ö* und *ü* von *e* und *i* unterschied. Dabei muß er zugeben, daß Klopstocks Orthographie sehr einfach und leicht sei, aber er wendet auf sie einen Satz an, den Klopstock selbst ausgesprochen hatte: es liege nichts an der Leichtigkeit eines Weges, wenn er das Ziel verfehle. Das Ziel ist natürlich, wie er mit unermüdlicher Geschwätzigkeit immer und immer wiederholt, neben der Aussprache auch die Etymologie zu bezeichnen. Er redet wieder davon, daß seine Orthographie «Wissenschaft» sei, und merkt nicht, daß er sich selbst ad absurdum führt, wenn er hinzufügt, daß sie für den Sprachlehrer gehöre. Er rühmt es als «Nebenvorteil» des

[1] S. 91, Note 20 sagt er, daß *Sig* nach Klopstock *Sich* lauten solle. Klopstock hatte einfach konstatiert, daß in den Gegenden der guten Aussprache so gesprochen werde, dies aber nicht gebilligt. Klopstock wollte, daß *g* im Auslaut wie im Inlaut gesprochen werde, s. **176.** Deshalb ist es auch nicht wahr, daß Klopstock *Tax* für *Tags* hätte schreiben müssen.

[2] Dieser Ausdruck ist von Klopstock geprägt, um die schlechte Aussprache von der guten, der Aussprache schlechtweg, zu unterscheiden.

etymologischen Prinzips, daß der gelehrte Schreiber dadurch angetrieben werde, sich eine wissenschaftliche Erkenntnis der Muttersprache zu erwerben. «Denn nun siht er, wozu sie nützt und wo sie anzuwenden ist; was er sonst bei'm Sprechen nicht so sehr gewahr ward; in Absicht dessen er sie für bloße müssige und theoretische Speculation hielt» (S. 103, Fußnote). Er macht sich wiederum das kindische Vergnügen, dem Tyrannen Sprachgebrauch verstohlen eine Furche wegzuackern, indem er das Gottschedsche *dreizig* und *Misstaht, Nachtgall, Bräutgam* empfiehlt (S. 108f., Fußnote), kurzum, er zeigt sich als vollendeter Querkopf.

In der «Najręde» nimmt er einen seiner wichtigsten etymologischen Sätze zurück und folgt in bezug auf die Schreibung des stummen *h* jetzt beinahe ganz Fulda.[1] Er entwickelt ein System der Bezeichnung des Akzents, d. h. der Vokalquantität, das überaus verwickelt und in technischen Einzelheiten recht unpraktisch ist. Das Vernünftigste ist wohl der Ausspruch, daß die wahre Rechtschreibung sich vielleicht erst im Jahre 4441 durchsetzen werde.

179. Hatte Mäzke gegen Klopstocks phonetische Orthographie den Grundsatz «Aussprache und Etymologie» verfochten, so behauptete Fulda in einem offenen Schreiben an ihn «Daß die Aussprache kein Princip der Rechtschreibung sey» (Göttingisches Magazin der Wissenschaften und Litteratur, II [1781], 438ff.). Der Aufsatz, einer der bestgeschriebenen Fuldas, beginnt höchst vernünftig. Es sei richtig, daß ursprünglich der einzige Grund der Rechtschreibung die Aussprache gewesen und nur durch sie die Etymologie mit eingeflossen sei. Die Etymologie beruhe auch einzig und allein auf dem Sprachgebrauch oder der einmal angenommenen Aussprache. Insofern habe ein Autor[2] mit Recht gesagt, Sprachgründe seien der Gebrauch, es gäbe keine Regeln, die eher als die Sprache wären, und der Grund der Sprache sei nichts als ihr Anfang. Aber

[1] Wodurch nebenbei die «Väter» um den Ruhm kommen, die Mäzkeschen Theorien von 1778 oder 1779 in ihren dunklen Ideen gehabt zu haben.

[2] «Jener Thüringer (Sprache der Menschen)». Der Verfasser hieß Constantin Dinkler, vgl. Rüdiger, Neuester Zuwachs IV, 182 Nr. 17.

das gelte nur für die Schreibung in ihrem Werden und für reine ungemischte Mundarten, wie es die alten hochdeutschen waren. Unser jetziger Schreibgebrauch sei dagegen im allgemeinen so regelmäßig und bestimmt, daß er das Elementarprinzip der Aussprache oder des Vorsprechens schon längst ersetze. Wer ein hochdeutsches Buch zur Hand nehme, lese; er höre nicht und brauche auch nicht zu hören. «Also Schreibgebrauch, nicht mehr Aussprache; und Achtsamkeit wie verstanden — nicht wie gesprochen werden solle.» Übrigens sprächen nicht zwei Menschen auf deutschem Sprachgebiet, die ein wenig entfernt voneinander wohnen, gleich, und kein Schriftsteller könne erwarten, daß er von irgendeinem entfernten Leser so gelesen werde, wie er selbst sich vorliest, ja er selbst lese anders vor, als er geschrieben hat, wenn er dem Schreibgebrauch treu bleiben und sich zu Hause nicht lächerlich machen wolle. «Die Hochteutsche Schriftsprache ergießt sich in und über alle ihre Länder- und Provinz-Sprachen, und wird nicht von einer Provinz gesprochen, also öffentlich oder insgemein, und eigentlich gar nicht gesprochen.» Soweit ist alles gut. Aber nun kommt, wie aus der Pistole geschossen, die Folgerung: «Also ist ihr Grund, aus welchem ihr Schreibgebrauch im erforderlichen Falle beurtheilet und entschieden werden muß, schlechterdings nichts anders, als Etymologie, oder mit andern Worten — Herkunft, Sprachwesen, Bildung, Bildungsform und Gleichförmigkeit.»

Immerhin ließe sich auch das verstehen, wenn Fulda daran festhielte, daß Aussprache Privatsache sei, und es mit einer rein graphischen oder optischen Etymologie versuchte. So war Schottelius vorgegangen bei der Durchführung des Satzes, daß die Stammwörter ganz und unzerbrochen bleiben müßten: er schrieb *Mann* mit *nn* wegen *Mannes*, nicht weil er das *a* kurz sprach, denn in *Glas* sprach er es auch kurz und setzte doch nur ein *s*. Aber mit welchem Recht beschuldigt Fulda Mäzke, wenn er das *f* und *s* in *traff*, *Maaß* verdopple, der «Schreibsünde», daß er die Regel des einfachen Mitlauts bei der Dehnung übertrete? Wie darf er es ein etymologisches Prinzip nennen, daß das Imperfekt der zweiten Konjugation ohne alle Ausnahme gedehnt sei? Dehnung und Schärfung sind phone-

tische Begriffe; ohne Beziehung auf die Aussprache sind sie sinnlos. Einem Präteritum *drang* kann man nicht ansehen, daß sein *a* etwas anderes ist als das *a* von *Drang*, und ein *gewan* gegenüber *gewinnen* fällt aus der durchstehenden optischen Analogie des Schreibgebrauchs heraus. Wollte man diese Analogie noch einförmiger machen, so konnte man *fiell* wegen *fallen* schreiben; das wäre die wahre Konsequenz der Lehre gewesen, daß die Aussprache Privatsache sei. Und wenn Fulda gegen Mäzke sagt, die Etymologie, um die es sich handle, betreffe nicht die bloße Herleitung (z. B. *elf* aus *einlif*), sondern die Wortbildung, Wortwandlung, Analogie, so ist nicht abzusehen, wie er dann z. B. die Unterscheidung von *ie* und *i* durch den ganzen Sprachschatz durchführen wollte, was doch dem Anschein nach noch immer für ihn orthographische Forderung war.[1]

Der Aufsatz ist lehrreich. Einerseits verrät er eine gewisse Kampfmüdigkeit[2], anderseits enthüllt er noch einmal den tiefen Gegensatz zwischen Nord und Süd in der Frage einer gemeingültigen hochdeutschen Aussprache und, was damit zusammenhängt, in der Wertung der positiven und der rationalen Elemente der Sprachlehre.

C. Herder.

180. Von einer Analyse der Fragmente über die neuere deutsche Literatur kann hier abgesehen werden. Denn, so stark und nachhaltig die Wirkung dieses genialen Jugendwerks gewesen ist, für die bescheidenen Geister, denen die Pflege der nhd. Grammatik anvertraut war, kommen

[1] Vgl. S. 451: «Aber ich hoffe, Sie werden selbst noch bedauren, daß durch die sogenannte gute Aussprache, und durch die darauf sich berufende sächsisch hochdeutsche Sprache so viele von den Minnesängern her wesentliche Selbst- und Doppel-Lauterarten .... und mit diesen, und ungleich mehrern andern, viel Reichthum, Vollständigkeit, und Regelhaftigkeit, und bald alle Etymologie und alles wissenschaftliche unserer hochdeutschen Schriftsprache verlohren gehen.» Im Vorhergehenden war speziell von dem «allenthalben verstossenen *ie*» die Rede, das Mäzke durch *ü* ersetzen wollte.

[2] Vgl. S. 450: «Sehen Sie, Fulda opfert sein „*Gelt*" und alles, was er der Etymologie wegen zu ändern übereilt vorgeschlagen hatte, nicht der nichts bedeutenden Aussprache, sondern dem Schreibgebrauch auf.»

doch nur Einzelheiten in Betracht, namentlich die Ausführungen über die Inversionen. Von dem größten Einfluß auf den Grammatiker, mit dem unsere Geschichte schließen wird, war dagegen Herders Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772).[1]

In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. war das Interesse für das alte Problem der Entstehung der menschlichen Sprache[2] besonders lebhaft. Französische Denker wie Condillac, Diderot, Maupertuis, Rousseau, de Brosses, Engländer wie Adam Smith beschäftigten sich mit ihm. Man diskutierte die Frage, ob die Sprache natürlicher oder übernatürlicher Herkunft sei; den göttlichen Ursprung verfocht in Deutschland eine Schrift von Süßmilch (1766). Die unmittelbare Veranlassung zu Herders Abhandlung war eine Preisfrage der Berliner Akademie: «En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention?» Herders Schrift erhielt den Preis.

Für die Geschichte der Grammatik ist das Ergebnis, daß die Sprache menschlichen Ursprungs sei, nicht so wichtig wie die damit notwendig verbundene, von Herder kräftig hervorgehobene Anschauung von der Beschaffenheit der menschlichen Sprache. «Bau und Grundriß, ja selbst der erste Grundstein dieses Pallasts verräth Menschheit!» Herder zeigt, wie die historische Entwicklung der ontologischen Rangordnung zuwiderläuft. Nach dieser müßten die Subjekte vor den Prädikaten da sein, das Handelnde vor der Handlung, das Wesentliche vor dem Zufälligen; in der wirklichen Sprache ist das ganz anders: «Tönende Verba sind die ersten Machtelemente. Tönende Verba? Handlungen, und noch nichts, was da handelt? Prädikate und noch kein Subjekt? Der himmlische Genius mag sich dessen zu schämen haben, aber nicht das sinnliche mensch-

[1] In Suphans Ausgabe von Herders Sämtlichen Werken V, 1ff. Ich zitiere nach den Seiten des Originaldrucks. — Vgl. Haym, Herder I, 400ff. Euphorion I, 747ff. Modern Philology V, 109ff.

[2] Vgl. Rotta, La filosofia del linguaggio nella Patristica e nella Scolastica, wo gezeigt wird, daß auch im Mittelalter die Annahme göttlichen Ursprungs durchaus nicht allgemein war.

liche Geschöpf: denn was rührte dies inniger, als diese tönenden Handlungen?»[1] Mit diesem Argument gegen den göttlichen Ursprung ist zugleich die herkömmliche philosophische Grammatik getroffen. Diese führte ja so gerne scholastische Gemeinplätze ins Treffen wie *esse prius est quam operari*; und wenn man auch grundsätzlich das begrifflich Frühere und das zeitlich Frühere schied, in der Praxis rannen sie immer wieder zusammen.[2]

Schon als Tier hat der Mensch Sprache, beginnt Herder seine Untersuchung, denn alle seine Empfindungen und Leidenschaften äußern sich in Tönen. Aber diese Sprache der Empfindung ist nicht die menschliche Sprache und kann sie nie aus sich entwickeln. Vom Tier unterscheidet sich der Mensch der Art nach; was bei jenem der Instinkt, ist bei ihm eine eigentümliche Disposition seiner Natur, die man Besonnenheit nennen mag. Kraft dieser Besonnenheit kann der Mensch sich orientieren, die Dinge begreifen, oder, wie Herder sich ausdrückt, er kann in dem Ozean der Empfindungen éine Welle absondern, die Aufmerksamkeit auf sie richten und sich seiner Aufmerksamkeit bewußt sein. Er beweist Reflexion, wenn er nicht bloß alle Eigenschaften klar erkennen, sondern eine oder mehrere als unterscheidende Eigenschaften bei sich anerkennen kann. «Wodurch geschahe die Anerkennung? Durch ein Merkmal, was er absondern muste, und was als Merkmal der Besinnung deutlich in ihn fiel. Wohlan! lasset uns ihm das εὕρηκα zuruffen! Dies Erste Merkmal der Besinnung war Wort der Seele! Mit ihm ist die mensch-

[1] S. 80ff. Vgl. auch S. 18. 111. 117ff.

[2] Der Unterschied der historisch-psychologischen Betrachtungsweise Herders und der ältern logischen tritt am deutlichsten hervor, wenn dieselbe Annahme begründet wird. Herder lehrt S. 132 unter dem Einfluß der hebräischen Schultradition: «Praeterita sind die Wurzeln der Verborum». Für ihn ergibt sich dies daraus, daß das Wort, das unmittelbar auf den Schall der Natur nachahmend folgte, schon einem Vergangenen folgte. A priori wäre das Faktum, daß die Verbalwurzeln Praeterita seien, sonderbar und unerklärlich, nach der Geschichte der Sprachenerfindung konnte es nicht anders sein. «Die Gegenwart zeigt man; aber das Vergangene muß man erzählen.» Und nun vergleiche man damit die oben S. 181, Fußn. 2, angeführte Begründung Zesens.

liche Sprache erfunden» (S. 53). «Der Schall des Blöckens von einer menschlichen Seele, als Kennzeichen des Schaafs, wahrgenommen, ward, kraft dieser Bestimmung, Name des Schaafs, und wenn ihn nie seine Zunge zu stammeln versucht hätte» (S. 55). In dieser, den scholastischen Begriff des *verbum mentis* erneuernden Betonung der innern, geistigen Seite der Sprache liegt der wesentliche Unterschied der Herderschen Auffassung von den Theorien derjenigen französischen Philosophen, die, ebenso wie er, die Sprache auf natürliche Weise entstehen ließen.

Herder führt dann aus, wie vor allem die Töne der Dinge sich zu Merkmalen eigneten, und sucht dies aus der Beschaffenheit der ältesten Sprachen zu erweisen. Aber wie kommt der Mensch dazu, auch das, was nicht tönt, zu bezeichnen? Indem Herder diese Schwierigkeit zu lösen versucht, spricht er einen Gedanken aus, der die Brücke schlägt zwischen der spezifisch menschlichen und der tierischen Sprache und zu Ende gedacht über die Annahme der Entstehung von Wörtern durch Schallnachahmung hinausführen muß. «Da alle Sinne, insonderheit im Zustande der menschlichen Kindheit nichts als Gefühlsarten einer Seele sind: alles Gefühl aber nach einem Empfindungsgesetz der thierischen Natur unmittelbar seinen Laut hat; so werde dies Gefühl nur zum Deutlichen eines Merkmals erhöht: so ist das Wort zur äußern Sprache da» (S. 99). Man erkennt leicht, wie nahe Herder gewissen Hypothesen über den Ursprung der Sprache ist, die im 19. Jh. aufgestellt worden sind.

Entsprechend der Doppelfrage der Akademie zerfällt die Abhandlung in zwei Teile. Aber schon der erste hatte beide Fragen beantwortet. An die Stelle der historischen Kausalität hatte Herder die logische gesetzt, die Sprache aus dem Begriff des Menschen als eines besonnenen Wesens hergeleitet. Dabei faßte er vornehmlich das Individuum ins Auge: sobald der einzelne durch die deutliche Erfassung eines Merkmals ein inneres Merkwort gefunden hat, ist die Sprache erfunden, auch wenn er nie in die Lage kommt, einem andern seinen Begriff mitzuteilen. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den sozialen Faktoren der Sprache, auf denen ihre Entwicklung und Differenzierung beruht, und schließt mit der Ausführung des echt Herderschen

Gedankens: «So wie das menschliche Geschlecht Ein progressives Ganze von Einem Ursprunge in Einer großen Haushaltung ausmacht: so auch alle Sprachen, und mit ihnen die ganze Kette der Bildung» (S. 203).

Die bloße Schilderung des Gedankengangs kann den Ideenreichtum dieser Schrift nicht erschöpfen. Wie stark namentlich die Charakteristik primitiver Sprachzustände auf Adelung gewirkt hat, wird uns das folgende Kapitel lehren.

Achtes Kapitel.

Adelung.

I. Allgemeines.

181. Literatur: Ebert in Ersch und Gruber, Allgemeine Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste I, 404—406. W. Scherer, Allg. Deutsche Biographie I, 80—84 = Kleine Schriften 1, 213—217 *(treffliche Charakteristik)*. Max Müller, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch. (Palaestra XIV.) Berlin 1903.

Johann Christoph Adelung wurde am 8. August 1732 oder am 30. August 1734[1] als Sohn des Pfarrers von Spantekow bei Anklam in Pommern geboren. Er studierte in Halle und wurde 1759 Professor am evangelischen Gymnasium in Erfurt. Aber schon zwei Jahre später verlor er seine Stelle. Er hatte in einem Konflikt der protestantischen Gemeinde mit der Regierung die Rechte seiner Glaubensgenossen verteidigt und mußte aus Erfurt fliehen. Er ging nach Leipzig. Dort brachte er sich lange Zeit als Schriftsteller, Übersetzer und Korrektor mühselig fort. Erst 1787 erlangte er eine gesicherte Lebensstellung. Er wurde als Hofrat und Oberbibliothekar nach Dresden berufen. Dort starb er am 10. September 1806.

Adelung, von Hause aus Historiker, hat auf sehr verschiedenen Gebieten eine ausgebreitete literarische Tätigkeit entfaltet. Zu den Studien, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen sollten, wurde er durch eine Buchhändlerunternehmung geführt. Gottsched hatte ein deutsches grammatisches Wörterbuch angekündigt; erschienen war nichts als ein Probebogen. Zur Ausführung des Planes wurde Adelung nach Gottscheds Tode von dessen Verleger Breitkopf aufgefordert. Nach sechsjähriger Arbeit veröffentlichte er 1774 den ersten Teil seines Werkes. Es

[1] Die Angaben schwanken.

trug den Titel: Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches Der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Der zweite Teil (F—K) erschien 1775, der dritte (L—Scha) 1777, der vierte (Sche—V) 1780, der fünfte und letzte (W—Z)[1] erst 1786.

Bald nach der Veröffentlichung des vierten Teils trat Adelung als Grammatiker hervor. Im Auftrag des preußischen Staatsministers Freiherrn von Zedlitz schrieb er seine Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen (Berlin 1781). Während der Ausarbeitung faßte er den Plan, seine Lehren in einem größern Werke darzulegen und zu begründen. Zwei Proben veröffentlichte er etwa gleichzeitig mit der Sprachlehre[2]: die Einleitung unter dem Titel: Über die Geschichte der Deutschen Sprache, über Deutsche Mundarten und Deutsche Sprachlehre und das zweite Kapitel des ersten Abschnitts des ersten Teils unter dem Titel: Über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, besonders der Deutschen. Ein Versuch. Das vollständige Werk kam 1782 in zwei Bänden heraus. Es hieß: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen.[3] Der zweite Teil wurde auch besonders ausgegeben unter dem Titel Grundsätze der Deutschen Orthographie. Schon im Herbst 1781 war ein Auszug aus der Deutschen Sprachlehre erschienen. Die zweite Auflage der Sprachlehre kam 1792 heraus. Abgesehen von Zusätzen und Änderungen ordnet sie den Stoff etwas anders an. Die Lehre von der

[1] Auf dem Titelblatt steht: «Fünften und letzten Theils Erste Hälfte». Die zweite, die Verbesserungen und Zusätze bringen sollte, ist nicht erschienen.

[2] Die Vorrede des Sonderdrucks der Einleitung ist vom 6. Dezember 1780 datiert, der Vorbericht des Versuchs «Über den Ursprung der Sprache» vom 1. Februar 1781, die Vorrede zur Sprachlehre vom 1. Mai 1781. In dieser Vorrede bezieht sich Adelung bereits auf die beiden Sonderdrucke.

[3] Die Sprachlehre hat gesonderte Paragraphenzählung für die Einleitung und für jeden der beiden Teile (I. Von der Fertigkeit richtig zu reden. II. Von der Orthographie oder Fertigkeit richtig zu schreiben). Die Paragraphen des Umständlichen Lehrgebäudes stimmen mit denen der Sprachlehre überein. Die Periodenlehre I, §§ 833—841 ist im U. L. weggeblieben. Der Sonderdruck des Kapitels «Über den Ursprung der Sprache» zählt die Paragraphen von 1—29. Im U. L. entspricht I, §§ 50—78.

Zusammensetzung, die in der ersten Auflage den dritten Abschnitt des ersten Teils bildete, ist jetzt dem ersten Abschnitt, der Lehre von der Bildung der Wörter, eingegliedert und im zweiten Abschnitt ist die Reihenfolge der Redeteile geändert. Die Lehre vom Ursprung der Sprache und der Bildung der Wurzelwörter ist weggelassen. Im Jahre 1806 erschien die fünfte Ausgabe, und auch nach Adelungs Tod wurde das Buch neu aufgelegt. Ebenso der Auszug.

Zwischen die beiden ersten Ausgaben der Sprachlehre fallen einige andere sprachwissenschaftliche Publikationen Adelungs. Seit dem Herbst 1782 gab er das Magazin für die Deutsche Sprache heraus, eine Vierteljahrsschrift, die es auf zwei Jahrgänge brachte. Sie enthielt beinahe nur Abhandlungen und Rezensionen des Herausgebers, der hier die Lehren des Umständlichen Lehrgebäudes wiederholte, verteidigte und näher ausführte. 1785—86 erschien Adelungs Buch Ueber den Deutschen Styl (4. Auflage 1800), 1788 die Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie, die zwei Jahre später und nach Adelungs Tod öfters neu aufgelegt wurde.

In den Jahren 1793—1801 kam das Grammatisch-kritische Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart heraus, die zweite Auflage des Versuchs eines grammatisch-kritischen Wörterbuchs. Ein Auszug aus diesem Werk erschien 1793—1802.

Das letzte größere Werk Adelungs, dessen Vollendung er nicht erleben sollte, war Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Der erste Band erschien 1806. Adelung starb, während am zweiten gedruckt wurde. Vollendet wurde das Werk von Johann Severin Vater, und W. von Humboldt lieferte Beiträge.

182. Adelung ist ein Markstein in der Geschichte der deutschen Grammatik. In seinen Arbeiten strömen beinahe alle Anregungen und Erkenntnisse der nachgottschedischen Zeit zusammen. Dadurch machte er die Schriften seiner Vorgänger überflüssig und ihre Namen gerieten in Vergessenheit. Was die Spätern an Errungenschaften der ältern nhd. Grammatik übernahmen — und das ist nicht ganz wenig —, empfingen sie durch das Mittel der Adelungschen Schriften. Aber nicht nur den Abschluß einer Periode bezeichnet sein Werk: es weist in die Zukunft. Eine neue Sprachbetrachtung dringt in die deutsche Grammatik ein. Adelungs Schriften sind durchtränkt von Sprachphilosophie, aber nicht in der Art der logizistisch gerichteten allgemeinen Grammatik; seine Theorie will psychologisch

sein, dem wirklichen, nicht einem idealen Menschen die Geheimnisse seiner Sprechtätigkeit ablauschen.

Wer unmittelbar von Gottsched her an das Studium Adelungs herantritt, wird ihn notwendig überschätzen; so groß scheint der Fortschritt. Die Bewunderung schwindet, je mehr man sich in die Schriften der nachgottschedischen Zeit vertieft. Adelung ist seinen Vorgängern, namentlich den süddeutschen, gar sehr zu Danke verpflichtet, weit mehr, als es seine zur Schau getragene Geringschätzung der früheren Leistungen und die meisterhafte Technik verschweigenden Zitierens verraten will. Auch seine Sprachphilosophie ist nichts Neues; ohne Herder namentlich ist sie nicht denkbar. So gerät man in die Gefahr, ihn zu unterschätzen. Aber, wer ein zusammenfassendes Werk schreibt, hat ja doch die Pflicht, die vorhandene Literatur zu verarbeiten; daß er dies nicht getan habe, war einer der schwersten Vorwürfe, der gegen Gottsched erhoben werden mußte. Daß Adelung die durchaus nicht leichte Aufgabe des Zusammenfassens im ganzen gut gelöst hat, beweist der Erfolg seiner Werke. Zudem brachte er selbst etwas mit, was für den deskriptiven Grammatiker noch wichtiger ist als die Kunst der Disposition und der Blick für das Typische; an Kenntnis der sprachlichen Tatsachen hatte der Verfasser des Grammatisch-kritischen Wörterbuchs nicht seinesgleichen unter den Früheren. Und endlich besaß Adelung grammatischen Instinkt, das richtige Gefühl für das, was der Zeit not tat. Mögen ihn die Grammatiker der siebziger Jahre an Beobachtungsgabe und Scharfsinn übertreffen: beinahe alle brachten sie sich um den Erfolg, da sie ihre Erkenntnisse mit undurchführbaren Schrullen verquickten. Man denke an Hemmers, Nasts und Fuldas mundartliche oder historisierende Velleitäten und an Mäzkes oder Klopstocks rationalistischen Verbesserungseifer. Die durch diese Bestrebungen bedrohte Einheit der Schriftsprache siegreich verteidigt zu haben, bleibt das Verdienst Adelungs. Seine Entscheidungen haben sich bewährt, so weit sie die Elemente der Sprache, Orthographie und Flexion, betreffen; nur allmählich, d. h. ganz so, wie er sich die Entwicklung dachte, hat man sich von seinen Vorschriften entfernt. Und eine Tat war es auch, Herders glänzende Aperçus mit zäher Beharrlichkeit auf alle Teile

der Sprachkunst anzuwenden. Es hätte mit mehr Geist und weniger verworrener Pedanterie geschehen können; daß aber Adelung auch hier seine Sache nicht so übel gemacht hat, zeigt wiederum der große Einfluß, den auch in dieser Hinsicht seine Schriften geübt haben. Man wird ihn vollständig erst ermessen können, wenn wir eine Geschichte der modernen Sprachphilosophie haben werden.

Das freilich bleibt bestehen: ein origineller Kopf oder überhaupt eine bedeutende Persönlichkeit war Adelung nicht. Solche untergeordnete Geister zu charakterisieren ist schwierig. Die Versuchung liegt nahe, sie gewissermaßen als qualitätslose Punkte zu betrachten, in denen die Linien der Zeittendenzen sich schneiden, und doch müssen auch sie einen inneren Kern haben, dessen Artung die Auswahl unter den Anregungen bestimmt, welche die Umgebung ihnen bietet. Den Kern des Adelungschen Wesens möchte ich als Konservativismus bezeichnen[1]; ich denke da nicht an bloßes träges Beharren, sondern an die innerliche Zustimmung zu dem Bestehenden. Adelung ist Realist im Schillerschen Sinn.

Gewöhnlich hält man wohl Adelung für einen typischen Vertreter der «platten Aufklärung und des seichten Rationalismus», wie die Formel lautet. Und so viel ist wahr: Adelung ist innerlich durch seine prosaische, dem Nützlichen zugewandte Nüchternheit mit der Aufklärung verbunden, er steckt auch tief in ihren Anschauungen und vor allem, er redet ihre Sprache. Aber man bedenke, daß die Aufklärung eben die herrschende Geistesrichtung war, über deren Ausdrucksweise der am Bestehenden haftende, in der Formung der Gedanken höchst unbehilfliche Mann aus eigenen Mitteln nicht hinwegkommen konnte. Wäre er fünfzig Jahre später geboren worden, so würde er sich romantischer Phrasen bedient und mit ihnen in mancher Hinsicht seine Meinung besser ausgedrückt haben.

Daß Adelung weit mehr zum Empirismus als zu dem strengen Rationalismus von Leibniz und Wolff hinneigt, hat schon R. v. Raumer, Geschichte der Germanischen

---

[1] Schon Scherer hat ihn einen gemäßigten Konservativen in Politik, Religion, Literatur und Sprache genannt. Allg. D. Biogr. I, 82.

Philologie, S. 213ff., gezeigt. Aber wichtiger als etwa die Stellung zu der praktisch bedeutungslosen Frage der angebornen Ideen ist etwas anderes. Der Rationalismus ist nicht bloß eine theoretische Philosophie, sondern auch eine eigentümliche Wertung der menschlichen Dinge. Der Rationalist des 18. Jhs. ist Individualist. Überzeugt von dem Vorzug der klaren und deutlichen Erkenntnis vor dem dunklen Gefühl, ist er geneigt, die menschliche Kultur auf zweckbewußte Erfindungen der Individuen zurückzuführen, und hält die zweckbewußte Tätigkeit des Einzelnen für fähig und berechtigt, auch weiterhin in den Gang der Kultur einzugreifen. Denn an das Gegebene legt er den Maßstab der individuellen Vernunft an, dem unvernünftig Befundenen spricht er das Recht der Existenz ab, er ist seinem innersten Wesen nach revolutionär. Die utilitarisch gerichtete Aufklärung hat den Rationalismus als ein Element in sich aufgenommen, insofern sie die Erfüllung des Verstandes mit deutlichen Begriffen für ein wichtiges Mittel zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit hält. Deshalb trachtet sie, das Gut der Verstandesbildung möglichst vielen zuteil werden zu lassen, sie ist popularisierend.

Kann man nun den Mann einen richtigen Aufklärer nennen, der sich also vernehmen läßt: «Aufklärung des Volks ist ein anderes Steckenpferd der neuern Zeiten, welches eben so schädlich werden kann, als Überfüllung an Volksmenge. Vermehrte Erkenntniß vermehret die Begierden; mehr Begierden, als man in seinem Stande bequem befriedigen kann, veranlasset Mißvergnügen mit seinem Schicksale, Drang nach den höhern Classen, Übertretung der Gesetze, Laster und Zügellosigkeit der Sitten. . . . Man gebe einer jeden Classe nur gerade so viel Aufklärung, als sie zu ihrem Stande gebraucht, und lasse ihr in allem übrigen ihre Vorurtheile, weil sie ihr wohlthätig sind.» (Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, Bl. 8 der Vorrede.)? Oder, dem die Angriffe einiger Neuerer auf das *th* folgende Klage auspressen: «In unschädlichen Dingen ist die allgemeine Übereinstimmung des Volkes ein Heiligthum, welches jedem einzelen Mitgliede ehrwürdig seyn muß. Aber es gehet unserer Sprache heut zu Tage wie der Religion. So viele arbeiten öffentlich und insgeheim daran, sie uns aus den

Händen zu winden, ohne etwas bessers dafür versprechen zu können.» (Versuch eines grammatisch-kritischen Wörterbuches, IV, 944.)? Trotz des fortwährenden Geredes von klaren und deutlichen Begriffen, auf denen die Kultur beruhe, ist Adelungs Grundstimmung nicht rationalistisch. Seine Sprachbetrachtung ruht auf dem Grundsatz, daß die Sprache nicht das Werk einer willkürlichen Verabredung sei, und ebensowenig glaubt er, daß der Einzelne, sei er Schriftsteller oder Sprachlehrer, an dem Gange der Sprachentwicklung etwas Wesentliches ändern könne. Und je länger, desto mehr befestigt sich bei ihm die Überzeugung, daß die wirkliche, nicht im vollen Licht des Bewußtseins sich vollziehende Sprachentwicklung den Zweck der Sprache weit besser erreicht als das klügelnde Individuum. Trotz seiner Verachtung der Vergangenheit, namentlich des Mittelalters, ist dieser Sohn des Aufklärungszeitalters nicht mehr weit entfernt von jener ehrfürchtigen Bestaunung der Wunder des Sprachgeistes, die für die historische Sprachforschung der ersten Hälfte des 19. Jhs. so charakteristisch ist.

Und man möchte glauben, daß ein Zusammenhang besteht zwischen jener Abkehr von revolutionärem Rationalismus und Adelungs intellektueller Beschaffenheit. Seine eigentümlichen Vorzüge liegen in der gefühlsmäßigen Erfassung der Tatsachen, nicht in ihrer gedanklichen Bearbeitung. R. v. Raumer rühmt (a. a. O., S. 223) seinen klaren Verstand und sein nüchternes Urteil: nüchtern war Adelung allerdings, aber nicht klar. Mangel an Tiefe macht noch nicht den scharfen Denker. Adelungs Schriften gleichen einem seichten und trüben Gewässer; aber der Schlamm birgt Goldkörner.

Es ist nur eine Seite der Verworrenheit Adelungs, daß es ihm nicht gelingt, für seine Anschauungen den eigenen Ausdruck zu finden. Er ist weder ein deduktiver Kopf, noch verdichten sich ihm die Einzelerkenntnisse zur Theorie. Er verkündet seine Meinung in der Sprache der Vorgänger. Für uns ergibt sich daraus die Aufgabe, den wahren Kern herauszuschälen aus der Hülle des erborgten Ausdrucks.

II. Adelungs Ansichten über Sprache und Grammatik.

183. Ähnlich wie später J. Grimm hat Adelung das Bewußtsein, aus der Reihe der bisherigen Grammatiker herauszutreten. Es gebe zwei Arten, Grammatik zu lehren, erklärt er in der Vorrede zu seiner Sprachlehre: entweder bringe man seine Beobachtungen einfach unter die Rubriken älterer Grammatiken, ohne sich weiter um die Beschaffenheit und die Gründe der sprachlichen Tatsachen zu kümmern, oder man suche das Wesen der Sprache in ihr selbst auf, bemühe sich um deutliche Begriffe von den sprachlichen Erscheinungen und forsche ihren Ursachen nach. Diesen zweiten Weg habe er im Gegensatz zu fast allen seinen Vorgängern eingeschlagen.

Um aber die Ursachen der sprachlichen Phänomene zu ermitteln, müsse man sie bis zu ihrem Ursprung verfolgen. «Eine gründliche Sprachlehre ist gewisser Maßen eine pragmatische Geschichte der Sprache; soll sie eine wahre Geschichte und kein Roman seyn, so muß sie die Sachen nicht so vortragen, wie sie seyn könnten oder seyn sollten, sondern wie sie wirklich sind; sie muß bey Aufsuchung der Gründe, welche hier das Pragmatische ausmachen, der Sprache keine Gründe unterschieben, welche der ganz rohen und sinnlichen Vorstellungsart ihrer Erfinder nicht angemessen sind. Alle als Sprachgründe angegebene Ursachen, welche auf spitzfindige Unterschiede, auf abstracte tiefsinnige Betrachtungen, und auf Endzwecke, welche dem sinnlichen Menschen unbekannt oder unnütz sind, hinaus laufen, sind schon um deßwillen verwerflich, weil sie der Denkungsart des Volkes, welches Sprache schafft und nach dunkel erkannten Ähnlichkeiten ausbildet, nicht angemessen sind.» (U. L., I, Vf.)

Diese Worte enthalten eine Absage an die herkömmliche philosophische Grammatik. Diese macht die Voraussetzung, daß alle Sprachen die sich überall gleich bleibende Natur des menschlichen Verstandes widerspiegeln müßten. Die eine Sprache könne dies vollkommener tun als die andere, immer aber sei es möglich, die grammatischen Einrichtungen einer Sprache mit einem allgemeingültigen, a priori aufstellbaren Begriffsschema in Beziehung zu setzen. Die Problemstellung dieser philosophischen Gram-

matik ist: wie drückt eine bestimmte Sprache dies oder jenes aus? Für Adelung lautet dagegen die Frage: was drückt diese bestimmte Sprache aus? Denn, statt von einem aprioristischen Schema auszugehen, will er empirisch, aus der Untersuchung der einzelnen Sprache, ihre Einrichtung erkennen. Daß in der Durchführung die philosophische Grammatik meist nur die überlieferten Kategorien der griechischen und lateinischen Grammatik ins Absolute erhob und Adelung gleichfalls gar oft in der Tradition der Schulgrammatik stecken blieb, benimmt dem prinzipiellen Gegensatz nichts von seiner Schärfe.

Und ferner: nicht mit einem allgemeingültigen Begriffssystem soll die Sprache in Beziehung gesetzt werden, sondern mit den Vorstellungen, die ihre Schöpfer wirklich gehabt haben. Damit ist eine Wendung von logizistischer zu psychologischer Sprachbetrachtung und, da die Vorstellungen der Menschen sich ändern, zur Sprachgeschichte gegeben.

Zur Sprachgeschichte freilich nicht in unserm Sinn, denn, was Adelung vorbringt, ist eitel Spekulation. Aber wichtig ist für uns die Absicht; das theoretische Interesse zeigt sich so mächtig, daß hier, in den einleitenden Bemerkungen, die Richtung der Grammatik auf das Praktische ganz zurücktritt.

184. Die Aufgabe, die Adelung lösen will, ist den Sprachforschern von Herder gestellt worden: «der erste Kopf, der an eine wahre Philosophie der Grammatik, an die Kunst zu reden denkt, muß gewiß erst die Geschichte derselben durch Völker und Stuffen hinab überdacht haben». (Abhandlung über den Ursprung der Sprache, S. 134.)

Und ebenfalls von Herder, freilich nicht von ihm allein, ist der Satz ausgesprochen worden, der die Grundsäule der Adelungschen Sprachphilosophie ist, daß nämlich Sprache und Vernunft miteinander fortschreiten.[1] Adelung wird nicht müde zu wiederholen, daß der jeweilige Stand der Kultur sich in der Sprache widerspiegle. Der Fortschritt der Kultur besteht aber für ihn zum guten Teil in der Abnahme der dunkeln und der Zunahme der

[1] Vgl. z. B. Abh. üb. den Ursprung der Sprache S. 127. 138. 217f.

deutlichen Begriffe.[1] Dieselbe Erscheinung soll sich nun auch in der Sprachentwicklung zeigen. Fast auf jeder Seite des Umständlichen Lehrgebäudes spricht Adelung von dunkeln Empfindungen, Vorstellungen, Begriffen, zur Qual seiner Leser, die oft die größte Mühe haben, dabei etwas Bestimmtes zu denken. Und Adelung selbst ist es nicht anders ergangen.

Zunächst muß betont werden, daß er sich nicht an die Begriffsbestimmungen hält, die Leibniz in den Meditationes de Cognitione, Veritate et Ideis[2] aufgestellt und Wolff von ihm übernommen hatte. Nach Leibniz unterscheidet sich die klare *(clara)* Vorstellung und die dunkle *(obscura)* dadurch, daß jene zur Erkennung des vorgestellten Dings ausreicht, diese nicht, oder, was dasselbe ist, daß jene uns den Gegenstand der Vorstellung von andern unterscheiden läßt, diese nicht. Die klare Vorstellung ist entweder *distincta* oder *confusa* (was Wolff mit deutlich, bzw. undeutlich übersetzt[3]), je nachdem wir ihre einzelnen Merkmale voneinander unterscheiden können oder nicht. Ein Beispiel für klare, aber undeutliche Vorstellungen sind die Vorstellungen der Farben, denn diese sind nach Leibniz zusammengesetzt, aber wir durchschauen die Zusammensetzung nicht. Klare, aber undeutliche Erkenntnis liegt auch vor, wenn Maler oder andere Künstler mit voller Sicherheit die Vorzüge und Fehler eines Kunstwerks angeben, ihr Urteil aber nicht begründen können. Nur von einem deutlichen Begriff läßt sich eine Nominaldefinition geben durch Aufzählung der zur Unterscheidung einer Sache von andern ausreichenden Merkmale. Nach Adelung, U. L., I, 191, entsteht dagegen eine klare Vorstellung aus einer dunkeln, «wenn die Seele bey wiederhohlter Empfindung der letztern bey derselben verweilet, und sich ein Merkmahl von dem empfundenen Dinge absondert, an welchem sie es wieder erkennen kann». «Gelingt es ihr nach und nach, dieses Merkmahl noch genauer

---

[1] Vgl. Adelungs (anonym erschienenen) Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts, Vorrede Bl. 3[b] f.

[2] Die philosophischen Schriften, hg. von Gerhardt, IV, 422 ff.

[3] Andere sagen «verworren» statt «undeutlich».

zu bestimmen, oder an demselben neue Merkmahle auszudrucken, so wird ihre Vorstellung davon deutlich.» Man sieht, das sind ganz andere Definitionen.[1] In der Praxis bindet sich Adelung auch an sie nicht. Man kann sagen, daß er «dunkel» auch im Sinne des Wolffschen «undeutlich», und «klar» auch im Sinne von «deutlich» gebraucht.

Wenn Adelung sagt, daß alles in der Sprache auf dunklen Empfindungen, Vorstellungen oder Begriffen beruhe, so meint er zweierlei. Erstens denkt er daran, daß man beim Sprechen im allgemeinen nicht über die Sprechtätigkeit selbst reflektiert. Man ist sich der grammatischen Gesetze, die man tatsächlich befolgt, beim Sprechen nicht bewußt. Das gilt nicht nur für die große Menge, die von Grammatik überhaupt nichts weiß, sondern auch von den Gelehrten bei den meisten Gelegenheiten, wo sie sprechen.[2]

Zweitens aber bezeichnet Adelung als dunkel eine irgendwie mangelhafte seelische Zuständlichkeit, die einer grammatischen Kategorie zugrunde liegt. So meint er, derselbe Kasus bezeichne oft sehr verschiedene Verhältnisse, «weil die Erfinder und Ausbilder der Sprache von ihnen nur sehr dunkele Begriffe hatten, und daher die Arten der Verhältnisse so oft mit einander verwechselten» (U. L., I, 392). Hier bezieht sich also die Dunkelheit auf die realen Beziehungen: diese wurden von den sprachschöpfenden Menschen ungenau erfaßt; in der ersten Bedeutung da-

[1] Adelungs Definition der klaren und der deutlichen Vorstellung erinnert vielmehr an Wolffs Unterscheidung zwischen *notio incompleta* und *completa* (ausführlichem und unausführlichem Begriff). Vgl. Logica §§ 91. 92: *Fieri potest, ut rem oblatam agnoscentes vel notas omnes distinguamus easque enumerare valeamus, vel saltem aliquas. Notio completa est, quae notas sufficientes exhibet ad rem in statu quolibet agnoscendam et ab aliis distinguendam: incompleta vero, quae notas insufficientes continet.* Ähnlich in der deutschen Logik § 15.

[2] Vgl. U. L., S. X: «Da eine ganze Nation, folglich der ungelehrteste Theil so gut als der gelehrteste, diese Gründe dunkel und ohne deutliches Bewußtseyn befolgt». — Vgl. dagegen die richtige Anwendung der Wolffschen Terminologie bei J. B. Michaelis, der in seiner Hebräischen Grammatik (1745), Anhang S. 12, die gewöhnliche Kenntnis der Muttersprache eine verworrene (confusam) nennt.

gegen traf die Dunkelheit die grammatische Kategorie oder Regel, die in ihrer Abstraktheit nicht ins Bewußtsein tritt.

Man kann die zwiefache Bedeutung von «Dunkelheit» durch folgende Analogie erläutern. Beim Denken sind wir uns der logischen Regel, die wir befolgen, nicht bewußt. Diese Regel wird also, wie Adelung sagen würde, nur dunkel empfunden[1], ebenso wie die grammatische Regel. Die dunklen Begriffe im zweiten Sinn würden dagegen ihr Analogon in den Fehlschlüssen haben.

Adelung hat die Amphibolie seiner Ausdrucksweise, die durch die Leibnizische Unterscheidung von «undeutlich» und «dunkel» vermieden werden konnte, niemals klar durchschaut. Und doch war er nahe daran. U. L., I, 788, sagt er, daß die Umbildung der irregulären Verba zu regelmäßigen, «nach der dunkeln Empfindung des klaren Begriffes des Verhältnisses» geschieht, und S. VII heißt es, daß der Mensch anfing, «die Sprache immer mehr nach dunkel empfundenen klärern Vorstellungen» auszubilden. Adelung meint, daß die Vorstellung von den realen Beziehungen, die in der grammatischen Kategorie zum Ausdruck kommt, klar ist, dunkel dagegen die Vorstellung von dieser klaren Vorstellung. Aber er versteht sich selbst nicht; er fährt S. VII fort: «Man wird mir diesen Ausdruck leicht vergeben, wenn man nur bedenkt, daß es unter dem, was man klare Vorstellungen nennet, unzählige Grade gibt, welche sich nicht anders als nach und nach . . . von dem untersten Grade der Klarheit bis zu dem höchsten möglichen entwickeln können.»[2] Das ist echt Adelungsche

---

[1] Wolff drückt sich genauer aus. Die sogenannte natürliche Logik beruht nicht auf dunklen, sondern auf undeutlichen Begriffen. Vgl. Logica § 7: *Qui Logica naturali utitur, confusam quandam ideam habet regularum, per quas mentis operationes dirigit in cognoscenda veritate.*

[2] Vgl. dagegen die klaren Auseinandersetzungen Wolffs, Psychologia empirica § 34, deren polemischer Teil auf Leute vom Schlag Adelungs paßt: *Si mens sibi conscia est, se objectum aliquod obscure percipere, perceptionem suam obscuram clare percipit. Propositionem hanc praetermittere non debuimus, propterea quod nobis compertum est perceptionem claram perceptionis obscurae cum perceptione objecti, quae obscura est, confundi. Percipit anima ea, quae in se sunt, adeoque suas*

Verworrenheit. Es handelt sich ja nicht um Abstufungen der Klarheit innerhalb einer Vorstellung, sondern um zwei Vorstellungen, von denen die eine klar, die andere dunkel ist.

Aufgabe des Sprachlehrers ist es, die tatsächlich von der Sprache befolgten Regeln zum Bewußtsein zu bringen. Diese Umsetzung in die Sprache der deutlichen Begriffe wird auf Widerstand stoßen, sobald sie es mit jenen seelischen Zuständlichkeiten zu tun bekommt, die dunkel im zweiten Sinn sind. Die grammatische Kategorie des Genitivs z. B. weist auf eine ihr zugrunde liegende Vorstellung hin. Aber diese Vorstellung läßt sich nicht deutlich machen, weil von der Funktion des Genitivs keine einfache Definition gegeben werden kann. Es bleibt dem Grammatiker nichts übrig, als die einzelnen Fälle der Anwendung des Genitivs aufzuzählen. Die Ursache liegt, wie früher bemerkt, in der Dunkelheit der Vorstellung, die verschiedene reale Beziehungen miteinander vermengte. Aber auch solche Vorstellungen nennt Adelung dunkel, die Gleichartiges trennen. In diesem Sinn gebraucht er das Wort «dunkel» etwa bei Erörterung der Konjugation von *seyn* mit seinen verschiedenen Wurzeln. Das ist ein offenbarer Mißbrauch des Wortes. Wenn jemand, der eine Raupe recht gut von einem Tausendfüßer und einen Schmetterling von einem Käfer unterscheiden kann, nicht weiß, daß der Schmetterling aus der Raupe entsteht, so kann man nicht sagen, daß er einen dunklen Begriff von der Metamorphose des Schmetterlings hat: er hat gar keinen. Adelung aber spricht in einem Atem von der Nichtexistenz des Begriffs und seiner Dunkelheit, die doch die Existenz voraussetzt.[1]

185. Entsprechend der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, die sprachlichen Tatsachen auf deutliche Begriffe zu bringen, unterscheidet Adelung, U. L., S. VIIIff., zwei

---

quoque, quas habet, perceptiones vel clare vel obscure. Etenim perceptiones ejus non minus sunt objectum facultatis percipiendi quam res aliae, quas percipit.

[1] «Da man sich den Grundbegriff dieses Zeitwortes in allen den Nebenumständen, die man sonst an den Verbis zu bezeichnen pflegt, nur sehr dunkel denken konnte, so hielt man ihn auch in jedem derselben für einen andern Begriff, und druckte ihn daher auf verschiedene Art aus». U. L. I, 774. Vgl. auch I, 204.

Perioden der Sprachbildung, die beide ihre Spuren in der heutigen Sprache zurückgelassen hätten. Die Einrichtungen, die aus der ersten Periode, der Kindheit der Sprache, stammen, gründen sich ganz auf «die dunkele Empfindung des Hörbaren», die Einrichtungen der spätern Zeit geschehen «mehr nach klaren Vorstellungen, oder vielmehr nach der dunkeln Empfindung des Ähnlichen». Zu den Einrichtungen der ersten Periode rechnet Adelung 1. die Bildung aller Wurzelwörter und Wurzellaute in ihrer ursprünglichen Bedeutung, 2. das Geschlecht der Substantive, 3. die Bildung des Plurals, 4. die ursprüngliche Einrichtung der Deklinationen, 5. die erste Einrichtung der irregulären Konjugationen, 6. die persönlichen Pronomina ihrem ersten rohen Zustand nach. Diese Einrichtungen kann der Sprachlehrer nur konstatieren, aber nicht weiter erklären, als höchstens so, daß er im allgemeinen auf ihren Ursprung aus der dunklen Empfindung des Hörbaren verweist. Warum diese dunkle Empfindung gerade so oder so beschaffen war, das unmittelbar nachzufühlen, ist uns Kulturmenschen nicht mehr möglich, da unsere Sprache auf die dunkle Empfindung des Ähnlichen gegründet ist. Dagegen sind die Einrichtungen der zweiten Periode das eigentliche Feld des Grammatikers; seine Pflicht ist es, «die klaren Gründe, welche die Nation dunkel befolgt, aufzusuchen und zur Deutlichkeit zu bringen». In diese zweite Periode fällt die Sonderung der Redeteile, die Entstehung abgeleiteter Wörter, die reguläre Bildung neuer Verben, die partielle Umformung der unregelmäßigen Verben zu regulären.

In diesen Auseinandersetzungen treten Adelungs Vorzüge wie seine Schwächen klar zutage. Er hat richtig herausgefühlt, daß es in der Sprache lebendige Analogien gibt und anderseits abgestorbene, isolierte Reste aus früheren Zeiten. Aber die begriffliche Darstellung dieses Tatbestandes ist verworren, widerspruchsvoll, von fremden Theorien abhängig.

Um dies zu zeigen, sind wir genötigt, auf Adelungs Ansichten über die Entstehung der Sprache einzugehen. Er schließt sich da zunächst ganz an Herder an: der Mensch habe sich von den Dingen ein hörbares Merkmal abgesondert und es nachgeahmt. Dann sucht Adelung zu

zeigen, wie es im einzelnen bei dieser Nachahmung zuging; hierbei macht er sich Fuldas Wurzelanalyse zunutze. Das Nähere siehe Kap. 13. Die ältesten Wörter waren einsilbig und bezeichneten einzelne unverbundene Vorstellungen. Um die notwendige Verbindung herzustellen, gebrauchte der Naturmensch zunächst Gebärden. Erst allmählich lernte er die Nebenbegriffe durch Laute auszudrücken, «welche mit seiner dunkel gedachten Vorstellung einige Ähnlichkeit hatten» (U. L., I, 213). Es entstehen die Ableitungs- und Flexionslaute. Diese sind aber ihrem Ursprung nach auch nichts anderes als Schallnachahmungen. So bezeichneten etwa die Pluralendungen von Haus aus das Geräusch, das eine bewegte Menge hervorbringt. Je nach dem Eindruck, den dieses Geräusch machte, wurde es durch *e*, durch *en* oder durch *er* nachgeahmt.[1]

Es entsteht nun die Frage: wenn alle Flexions- und Ableitungskategorien durch Schallnachahmung entstanden sind, wie darf dann Adelung behaupten, daß erst in der zweiten Periode die Sprache nach dunkel empfundenen Ähnlichkeiten ausgebildet worden sei? Adelung ist sich dieser Schwierigkeit nie recht bewußt geworden, geschweige, daß er sie gelöst hat. Was ihm etwa vorschwebte, war folgendes. Entstanden sind allerdings die Analogien durch Schallnachahmung, also in der ersten Periode, aber sie sind später, in der zweiten Periode, umgewertet worden. Die Endung *-er* in *Lämmer* z. B. bezeichnete ursprünglich nicht die Mehrheit, sondern das Geräusch der sich bewegenden Lämmerherde und erst durch Übertragung die Ursache des Geräusches, die Lämmerherde selbst. Für uns wird aber die Pluralvorstellung nicht mehr durch die Schallvorstellung vermittelt, wir verknüpfen die Kategorie der Mehrheit unmittelbar mit der Endung. Darum ist für uns die Vielheit der Pluralendungen *(-e, -en, -er)* etwas Irrationelles, während die Sprachschöpfer ihren guten Grund hatten, warum sie das eine Mal diese, das andere Mal jene Endung anwandten. Aber auch so kommen wir nicht darüber hinweg, daß schon in der ersten Periode Analogien, d. h. grammatische Kategorien da waren, wenn auch von anderer

[1] Vgl. U. L. I, 94f. 372. 416.

Bedeutung als die unsern.[1] Da springt nun ein anderer Gedanke helfend ein, den Adelung aber nicht festzuhalten und klar zu entwickeln weiß. Danach hätten jene Analogien ihre Wurzel in der Natur des zu Bezeichnenden, nicht im Geist des Sprache schaffenden Menschen. Es konnte nicht ausbleiben, daß ähnliche Schälle durch dieselben Sprachlaute nachgebildet wurden. Klangen etwa die Geräusche ähnlich, die eine Lämmer- und eine Rinderherde verursachten, so konnten beide durch *-er* wiedergegeben werden, ohne daß die Wörter *Lamm* und *Rind* sich in der Seele des Menschen zu einer Gruppe zusammengeschlossen hätten. Dies wäre vielmehr erst später geschehen als Folge jener gewissermaßen von selbst entstandenen Gleichheit der Endungen.[2]

Aber, wie man die Sache auch wenden mag, ungerechtfertigt bleibt, daß im Gegensatz zu den andern Flexionen die reguläre Konjugation in die zweite Periode geschoben wird. Denn seiner Entstehung nach bezeichnet das *t* des Präteritums die Vergangenheit ebenso figürlich wie das *-er* die Mehrheit; denn eigentlich ist *t* der Ausdruck der Härte, des Nachdrucks (U. L., I, 764). Für das moderne Sprachgefühl wieder bezeichnet *er* ebenso direkt die Mehrzahl wie *te* die Vergangenheit. Der Unterschied besteht nur darin, daß für den Plural mehrere Endungen mit ungefähr gleichen Gebieten zur Verfügung stehen, so daß man im einzelnen Fall schwanken kann, welche anzuwenden sei

[1] Vgl. U. L. I, 94 am Ende des § 35 und I, 100: «Man nehme nur die beyden Fälle, die Declination der Hauptwörter und ihr Geschlecht. Zu Einrichtung beyder hatten die Spracherfinder gewiß ihren guten Grund, ob wir gleich jetzt in den wenigsten Fällen mehr etwas davon wittern können, weil die dunkle Empfindung der Ähnlichkeit, welcher sie dabey folgten, verlohren gegangen ist.»

[2] Noch am klarsten ist der von mir mit meinen eigenen Worten entwickelte Gedanke angedeutet U. L. I, 232f.: «Es ist uns jetzt nicht erlaubt, die Ableitungslaute und Sylben nach eigenem Gefallen zu gebrauchen, und vermittelst derselben neue Wörter zu bilden, wenn und wie wir wollen; ein Beweis, daß der Gebrauch jeder dieser Laute, in jedem einzelnen Falle bloß individuell war, und man dabey kein allgemeines Sprachgesetz vor Augen hatte, oder doch dasselbe nur sehr dunkel dachte». Vgl. ferner I, 202 § 61. 223. 276.

(vgl. U. L., I, 95f.), während die regulären Verba in so erdrückender Überzahl sind, daß man neugebildete Verba nur regulär abwandelt.

In der Lehre vom Verbum spricht es denn Adelung ohne Umschweife aus, daß alle Flexionsendungen klare Begriffe voraussetzen (U. L., I, 784). In der Kindheit der Sprache bezeichnete man dagegen die Verhältnisse und Nebenbegriffe an dem Worte selbst. Dabei seien zwei Fälle zu unterscheiden. Entweder schienen die verschiedenen Verhältnisse ebensoviele verschiedene Begriffe zu sein: dann drückte man sie durch verschiedene Wurzeln aus. So beim Verbum substantivum und den persönlichen Pronomina. Oder der Hauptbegriff stach unter allen Verhältnissen hörbar hervor, dann wurde nur ein Laut, gewöhnlich der Vokal, geändert. Adelung zielt auf die starken Verba. Das Verhältnis des Vollbrachten, Vergangenen wurde gemeiniglich durch einen tiefern Vokal ausgedrückt *(bund, fund)*, oft aber durch einen höhern *(fiel, blies)*, «je nachdem die dunkele Empfindung des Hörbaren beschaffen war» (U. L., I, 785). Immer aber wurde diese Empfindung durch den einzelnen Fall bestimmt; daher sträubt sich Adelung gegen die Anerkennung von Regeln; was so aussehe (die Ablautklassen), beruhe auf Zufall (U. L., I, 801). Man kann Adelungs Meinung etwa durch folgende Vergleiche erläutern. Wenn mehrere starke Verba denselben Präteritalvokal zeigen, so hat dies sein Gegenstück in der Ähnlichkeit mehrerer Photographien von ähnlichen Gegenständen; die Einförmigkeit der schwachen Präteritalbildung hat dagegen ihre Parallele in der Gleichheit der Abdrücke eines Stempels. Noch näher liegt folgende Analogie. Die Bezeichnungen *Laufkäfer, Maikäfer, Mistkäfer* setzen voraus, daß die also genannten Tiere unter den Begriff «Käfer» gebracht wurden; wenn dagegen die Namen *Kibitz* und *Kuckuck* beide mit *k* anlauten, so hat dies seinen Grund einfach in der Ähnlichkeit der nachgeahmten Naturschälle, nicht aber in der Subsumierung der beiden Tiere unter den Begriff «Vogel». Wiederum aber erhebt sich der Einwand, daß auch die schwache Präteritalbildung in ihrem Ursprung rein individuell war und auf Schallnachahmung beruhte.

Ihre letzte Ursache haben diese Unklarheiten in der

Kontamination zweier Anschauungen, deren Unverträglichkeit für Adelung durch scheinbare Übereinstimmungen verschleiert wurde. Herder wie Fulda nahmen an, daß die Sonderung der Redeteile und überhaupt alle Grammatik der ältesten Sprache fehlte. Aber der Grund lag für Herder in der höchst individuellen, inhaltsreichen Bedeutung der Wörter, für Fulda in der abstrakten Allgemeinheit ihres Sinnes.[1] Nach Herder wollten die alten Erfinder alles auf einmal sagen, ihre Wörter waren sehr lautreich, erst allmählich kam eine gewisse Klassifikation zustande[2] und Formwörter entstanden aus Teilen der Urwörter. Nach Fulda wird dagegen die einsilbige Wurzel durch Zusätze nach und nach in ihrer Bedeutung differenziert.

Adelung entlehnte nun von Herder die Lehre von dem individualistischen, nicht klassifizierenden Charakter der ältesten Sprache — Herder hatte dafür den Ausdruck gefunden, daß diese Sprache ganz Wörterbuch war. So geht auf Herder auch die Meinung zurück, daß die Naturmenschen dieselbe Sache verschieden benannten, weil sie sie von verschiedenen Seiten ansahen und die Identität der Erscheinungen verkannten.[3] Aber die Entstehung der

---

[1] Vgl. Abhandlung über den Ursprung der Sprache S. 129ff. Über Fuldas Versuch, die individuelle Entstehung der Wörter mit der Allgemeinheit ihrer Bedeutung zu vereinigen, vgl. 162 und Kap. 13. Herders wie Fuldas Anschauungen haben bis in unsere Zeit nachgewirkt. Fuldas Methode der etymologischen Zergliederung war im 19. Jh. die herrschende, mit Herder berührt sich sehr genau O. Jespersen in seinem Buch «Progress in language». Wie die beiden Theorien auf ganz verschiedenen Wegen zu demselben Ziel führen, läßt sich am besten durch ein Beispiel klar machen. Wenn die Vielstämmigkeit, die wir an den Personalpronomina beobachten *(ich — mich)*, früher allgemein war — vgl. Osthoff, Vom Suppletivwesen der idg. Sprachen, Anmerkung 99 —, also etwa «der Mann» *nār*, «den Mann» *viro* hieß, so kann von Grammatik in unserm Sinn ebensowenig die Rede sein, wie wenn der «Stamm» *viro* ebensowohl den Casus activus wie den Casus passivus bezeichnete.

[2] Wie die Urwörter mit ihrem komplexen Bedeutungsgehalt sich in Gruppen ordnen konnten, hat Herder S. 134 freilich ebensowenig gezeigt wie sein Nachfahr Jespersen.

[3] Vgl. Abh. üb. den Ursprung der Sprache S. 119 und U. L. I, 204.

Flexion faßt Adelung so auf wie Fulda, ja er führt den Gedanken von ihrer zeitlichen Posteriorität noch schärfer durch. Seine Theorie hat etwas Mechanistisches. Erst war die Wurzel da, ohne Bezeichnung der Nebenbegriffe. Diese wurden erst später, als man auf sie aufmerksam wurde, ausgedrückt durch Beigesellung von Wurzellauten, die mit der Urwurzel zunächst nicht verbunden waren. Das setzt natürlich eine Analyse der zu bezeichnenden Vorstellung voraus, eine Analyse, die der Gegensatz zur individuellen Bezeichnungsart durch verschiedene Wurzeln ist. Mit diesem Gegensatz zwischen lexikalischer und grammatischer Bezeichnung vermischt sich aber in Adelungs Kopf ein anderer. Die Ähnlichkeit mit Naturschällen vermittelt für uns nicht mehr das Verständnis der Wörter. So ergibt sich der Gegensatz Nachahmung des Hörbaren und — irgend etwas anderes. Adelung identifiziert nun die Glieder der beiden Disjunktionen. Die Einrichtungen, die durch Nachahmung des Hörbaren entstanden, setzt er gleich den lexikalischen Bezeichnungen, für das zweite Glied bleibt dann nur die grammatische Einrichtung, d. h. die Befolgung von Analogien übrig. Nun kann sich aber Adelung Wurzellaute nur durch Nachahmung des Hörbaren entstanden denken, und so fallen die Flexions- und Ableitungselemente ihrem Ursprung nach doch wieder in die erste Periode, während ihr Bedeutungsgehalt gerade für die zweite Periode charakteristisch sein sollte. Ein Ausweg bot sich hier nur, wenn Adelung Adaptierung schon vorhandener bedeutungsloser Elemente an neue Zwecke angenommen hätte; das wäre die sinngemäße Fortbildung der Herderschen Andeutungen gewesen. Dieser Ausweg war aber versperrt durch die mechanistische Theorie, die den Flexionselementen von Haus aus ihre eigentümlichen Bedeutungen zusprach. So geriet die ganze Lehre in Schwankungen und Widersprüche.[1]

[1] Reine Gedankenlosigkeit ist es, wenn Adelung auch das grammatische Geschlecht zu den Einrichtungen rechnet, die sich auf die dunkle Empfindung des Hörbaren gründen. Die Veranlassung dazu war, daß das Genus zu den für uns irrationellen Bestandteilen der Grammatik gehört und alles Irrationelle in die erste Periode geschoben werden sollte. Herder bringt allerdings die Personifikation des Unbelebten mit dem Tönen der Natur in Zusammenhang (a. a. O. S. 82f.), aber diesen Gedanken hat Adelung nicht weiter verfolgt.

186. Die Qualität der Vorstellungen soll sich nach Adelung in ihrem lautlichen Ausdruck widerspiegeln. Dunkle Vorstellungen oder Empfindungen würden durch unbestimmt tönende Laute oder Silben bezeichnet.[1] Um diese wieder höchst verworrene Lehre verständlich zu machen, muß man von den Stellen ausgehen, wo Adelung sich über seine Gedanken einigermaßen klar geworden ist. Vgl. U. L., I, 233, und namentlich 341, ferner II, 211ff. und Magazin, I, 4, Nr. 3. In richtiger Erkenntnis des Unterschieds zwischen produktiven und nicht produktiven Suffixen bemerkt er, U. L., I, 341f., daß man etwa mit *chen, lein, er, inn, ey, ung* neue Wörter bilden könne, «weil die Bedeutung dieser Ableitungssylben . . . bestimmt und bekannt ist, daher sie die Absicht des Sprechenden erfüllen und den Begriff erwecken, welchen er mit ihnen verbunden hat». Andere Ableitungselemente (z. B. *d, de, e, el* usw.) seien dessen unfähig, «weil ihre Bedeutung schwankend und ungewiß ist», d. h. weil sie in einem Teil der Wörter, in denen sie vorkommen, dieses, in andern jenes bedeuten. Adelung beobachtet ferner richtig, daß lautarme Suffixe in der Regel unproduktiv sind (vgl. die schon erwähnten *d, de, e, el*). Die wahre Ursache dieser Erscheinung ist, daß solche lautarme Endungen den zerstörenden Einfluß der Lautgesetze erfahren haben, über dessen Bedeutung für die Produktivität man Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, S. 197f., vergleiche. Das konnte Adelung natürlich nicht wissen. Aber der Gedanke war ihm nicht fremd, daß die Unbestimmtheit der Bedeutung etwas Gewordenes sei, vgl. U. L., I, 341 oben. Allein, daneben drängt sich die Meinung vor, daß jene Unbestimmtheit schon von Haus aus vorhanden war, vgl. U. L., I, 233; II, 214, und an andern Stellen fehlt jeder Hinweis auf ihre Ursprünglichkeit. Die Lautarmut schien ihm ihrem Wesen nach mit Unbestimmtheit der Bedeutung verknüpft, und dann ist natürlich der unbestimmt tönende Wurzellaut der angemessene Ausdruck einer Empfindung, die dunkel ist, d. h. Verschiedenartiges nicht unterscheidet.[2]

Dabei spielt, wie es scheint, ein anderer Gedanke herein. Adelung verband Fuldas Wurzeltheorie mit Herders Lehre

[1] Vgl. z. B. U. L. I, 213. 217. 230. 283. 321.

[2] Vgl. namentlich Magazin I, 2, 13f.; I, 4, 23. 46.

von der Schallnachahmung. Er faßt Fuldas Ordnungen streng historisch; die lautärmere Ordnung ist zeitlich früher entstanden. Die geringere oder größere Lautmenge soll in der geringeren oder größeren Genauigkeit der Schallnachahmung begründet sein und diese Genauigkeit mit der Klarheit der Empfindung zusammenhängen. Daraus ergibt sich, daß etwa *ra* ursprünglich all das bedeutete, was später in *rab*, *rach*, *rad* usw. geschieden wurde, d. h. der lautarme Komplex *ra* war vieldeutig oder unbestimmt, und diese Vieldeutigkeit war die Folge der dunkeln Empfindung, die verschiedene Geräusche miteinander vermengte. Wie also bei der Bildung der Wurzelwörter die zunehmende Klarheit der Empfindung in einem Mehr an Lautmenge sich spiegelt, sollte gleiches, das schwebte Adelung «dunkel» vor, bei den Ableitungselementen der Fall sein, obwohl er ihre Entstehung in eine Zeit rückt, in der man die Naturschälle mit aller möglichen Genauigkeit wiederzugeben verstand.[1]

Und noch ein Moment kommt hinzu. Adelung schwankt hin und her zwischen der reinen Agglutinationstheorie und der Annahme, daß die Flexionselemente von Haus aus für die dienende Rolle bestimmt waren, die sie jetzt spielen. Nach dieser zweiten Auffassung hat die Flexionsendung keine selbständige Bedeutung. Das Wort *Gold* ist an sich verständlich, ebenso *Ring*, der Sinn des Kompositums *Goldring* ergibt sich gleichsam von selbst aus der Bedeutung der Teile. Nicht in derselben Weise kann man Flexionsformen, z. B. *Mannes*, analysieren. *Mann* bedeutet etwas für sich, *-es* dagegen nichts, und aus dieser Verbindung von

---

[1] Auch die Qualität des Sprachlauts schien Adelung Einfluß auf die Bestimmtheit der Bedeutung zu haben. Vgl. die Bemerkungen über den bestimmten Laut des *r*, U. L. I, 321. 416. Ferner wird gelegentlich die Beschaffenheit der nachgeahmten Naturschälle für die Dunkelheit der Vorstellungen verantwortlich gemacht; nach U. L. I, 784 schienen die verschiedenen Verhältnisse, in die ein Wort in dem Zusammenhang der Rede kommen kann, ebenso viele ganz verschiedene Begriffe zu sein, «wenn das, was man ausdrucken will, gar nicht, oder sehr unbestimmt tönet, und daher auch nur sehr schwankend und dunkel hörbar empfunden oder wenigstens gedacht werden kann».

Etwas und Nichts sollte eine eigentümliche, bestimmte Bedeutung hervorgehen? Da es aber nun einmal eine Tatsache ist, daß *Mannes* etwas anderes heißt als *Mann*, so muß der durch die Flexionssilbe bezeichnete Begriff sich wenigstens unklar schelten lassen. Vgl. Magazin, I, 2, 16.

187. Ein Aufsatz im Magazin, I, 2, Nr. 1 «Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern» stellt Adelungs Ansichten übersichtlich dar. Charakteristisch ist die kräftige Betonung des utilitarischen Gesichtspunktes.[1] Das höchste Ziel der Sprache ist die möglichst leichte Verständlichkeit; eine Sprache ist um so vollkommener, je weniger Dunkelheit und Zweideutigkeit ihre Einrichtung übrig läßt. Isolierung, Flexion, analytischer Ausdruck, um moderne Kunstwörter anzuwenden, bezeichnen den Stufengang, der die Sprache ihrem Ziel näher bringt. Denn Adelung ist alles Ernstes der Meinung, daß die flektierenden Sprachen hinter den analytischen an Verständlichkeit zurückstehen.[2] Und dies ist eine Folge der «Dunkelheit» der Begriffe, die der Flexion zugrunde liegen. «Wenn der älteste Lateiner *amavi, amor, amabor* sagte, so hatte er von den Modificationen, welche er dem Hauptbegriffe *am* oder *lieb* gab, gewiß nur sehr dunkle Begriffe, daher er sie auch eben so dunkel durch Biegungssylben ausdruckte. Der Deutsche und mit ihm der neuere Europäer überhaupt, der sich bey Einrichtung seiner Sprache diese Verhältnisse schon klärer dachte, hielt es für Pflicht, sie eben so klar auszudrucken, und sagte daher, *ich habe geliebt, ich werde geliebt, ich werde geliebt werden*» (S. 15f.).

Das klingt ziemlich wunderlich. Und doch geht Adelung von richtigen Beobachtungen aus, die er nur vorschnell verallgemeinert und nicht ganz richtig deutet. Er hat bemerkt, daß mit dem Ersatz der bloßen Kasus durch Präpositionalformeln eine Einschränkung der Vieldeutigkeit der Kasus verbunden ist. Der Genitiv z. B. hat viele Funktionen. Welche in einem bestimmten Fall gemeint ist,

---

[1] Er war schon in der Vorrede zur Sprachlehre ** 2b nachdrücklich hervorgehoben worden. Vgl. auch U. L. I, 98 und namentlich die Orthographie.

[2] S. 23.

ergibt sich nur aus dem Zusammenhang. Dagegen ist das Bedeutungsgebiet der Präpositionen beschränkter. Wenn Adelung sagt (S. 16): «dunkel (sagt) der Lateiner, *furti aliquem accusare;* dunkel der Altdeutsche, *jemand des Diebstahles verklagen,* verständlicher der heutige Deutsche, *ihn wegen eines Diebstahles verklagen*», so meint er, daß der lateinische und «altdeutsche» Ausdruck die kausale Bedeutung des Genitivs nur erraten läßt, während sie durch die Präposition *wegen* sprachlich bezeichnet ist. Aber er verallgemeinert unrichtig nach zwei Seiten. Erstens ist ihm der analytische Ausdruck schlechthin der eindeutige, was nicht immer zutrifft. In seinem Beispiel *er ist ein Mann von großem Verstande* ergibt sich die Bedeutung der Präpositionalformel auch nur aus dem Zusammenhang, genau so wie die Bedeutung des Genitivs in *homo est magni ingenii,* denn diese Formel kann auch in ganz andern Verbindungen auftreten, z. B. «es zeugt nicht von großem Verstande». Zweitens glaubt er fälschlich, daß die synthetische Form immer vieldeutig sei, was doch auf Fälle wie *amor* oder *amabor* nicht zutrifft.[1]

Ferner treibt die Dunkelheit der Begriffe wieder ihr Unwesen. In ihr erblickt Adelung die Ursache der Ungenauigkeit der Bezeichnung, während sie oft nur ihre Folge ist. Entstehen doch Mißverständnisse meistens dadurch, daß der Redende mit Unrecht glaubt, die psychische Lage, aus der heraus er spricht, sei auch die des Hörenden, auch diesem stünden die Voraussetzungen der Äußerung ebenso deutlich vor Augen wie ihm selbst.

Durch eben diese Unklarheit über die Grundlagen des Verstehens und Mißverstehens kommt Adelung zu einer Theorie, die die Tatsachen geradezu auf den Kopf stellt.

---

[1] Wenn Adelung die Umschreibungen solcher Formen durch Hilfsverba für einen Beweis klarer Vorstellungen hielt, so ließ er sich dadurch täuschen, daß die Bezeichnung eines zusammengesetzten Begriffs durch eine Wortgruppe in der Regel eine Analyse des Begriffs voraussetzt und zugleich dem Hörenden unmittelbar verständlich ist, wenn er nämlich die Bedeutung der Glieder der Wortgruppe kennt. Aber gerade für jene Umschreibungen der lateinischen Tempora gilt dies nicht. Aus der Bedeutung von *haben* und von *verloren* ergibt sich durchaus nicht von selbst, daß *verloren haben* soviel ist wie *amisisse.*

Die Ursache des Fortschritts in der Sprachgeschichte findet er in der Zunahme der Bevölkerungsdichte. «Wo die gesellschaftliche Verbindung nur schwach ist, da ist das Bedürfniß zu sprechen und leicht verstanden zu werden, nicht so dringend, als in engern Verbindungen, wo die Menschen näher zusammen rücken, wo der gesellschaftlichen Angelegenheiten sehr viele sind, und wo es folglich immer nothwendiger wird, nicht allein richtig, sondern auch ohne Mühe verstanden zu werden» (S. 28). Ganz im Gegenteil: gerade je enger der Kreis ist, desto weniger ist Genauigkeit des Ausdrucks notwendig, da Sprechenden und Hörenden viele Voraussetzungen gemeinsam sind. Aber vielleicht meint Adelung wieder etwas anderes, als er eigentlich sagt. Bei größerer Dichtigkeit der Bevölkerung mehren sich die Gelegenheiten zu vorübergehendem Verkehr mit Fremden, und da ist freilich Unzweideutigkeit der sprachlichen Mitteilung erwünscht.

188. Ähnliche Gedanken wie in unserer Abhandlung vertritt Adelung auch in andern Artikeln des Magazins. Daß der Zweck der Sprache die höchste mögliche Verständlichkeit sei, wird in fast formelhafter Weise immer und immer wiederholt.[1] Und die Klärung der Begriffe ist neben dem «Geschmack» die Hauptquelle der Sprachveränderung. Der Aufsatz «Von veralteten Wörtern» (I, 2, Nr. 4) enthält eine Menge guter Bemerkungen, die in unserer Zeit mit Recht wieder zu Ehren gekommen sind.[2] Aber Adelungs Denken ist so ungelenk, daß man über der Mangelhaftigkeit des Ausdrucks leicht die Richtigkeit der Beobachtung übersieht. So erkennt er, daß die Schriftsprache die Verdunklung des etymologischen Baus nicht liebt, und daß isolierte Wörter und Bildungen gerne ausgeschieden werden. Er spricht sich aber so aus, als ob ihnen eine innere Dunkelheit und Unbestimmtheit zukomme, während in Wahrheit der Grund ihres Aussterbens ist, daß sie leichter dem Gedächtnis entschwinden und, wenn sie einmal vergessen sind, nicht mehr verstanden werden können, während

[1] Vgl. I, 1, 49. 56. 57. 60. 81. 137; I, 2, 64. 65. 95; I, 3, 5. 7. 9. 10. 46.

[2] Vgl. Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 95ff. der 4. Auflage. Kluge, Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins VI, 10f.

Wörter, die durch etymologisch Verwandte gestützt sind, leichter gemerkt oder wiedererkannt werden. Das meint auch Adelung eigentlich[1], aber er bleibt im Schlamm seiner Theorie stecken, die ihn zu der anscheinend ungeheuerlichen Behauptung verführt, daß durch die Verdunklung des Baus in Kurzformen wie *Heinz* für *Heinrich* die möglichst leichte Verständlichkeit gehindert werde.[2]

---

[1] S. 77 sagt er über *Minne*: «Die Dunkelheit des Stammes macht, daß es den Begriff nur äußerst dunkel und schwankend ausdrücken kann, die verkleinernde intensive Form aber gibt demselben einen kleinlichen und gewisser Maßen kindischen Nebenbegriff, der hier der herrschende ist, weil bey der Dunkelheit des Stammes gar kein Grundbegriff vorhanden ist. Ganz anders verhält es sich mit *Liebe*, . . . dessen Grundbegriff in einer Menge abgeleiteter Wörter lebt, der daher nicht verfehlet werden kann.» Dazu vergleiche man Behaghel a. a. O., S. 102. — Daß Durchsichtigkeit des grammatischen Baus und Zugehörigkeit zu einer Wortsippe das Gedächtnis entlastet und dadurch zur Verständlichkeit beiträgt, ist schon im 18. Jh. ganz klar ausgesprochen worden. So in einem Aufsatz in «Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten», IV. Stück, S. 618ff. Es heißt da u. a. S. 620, man könne keinen Grund angeben, warum eine bestimmte Sache auf Lateinisch *fulvus* und nicht *flavus* genannt werde; «und also geht es an, daß wenn man sie nicht genau im Gedächtnisse behält, man sie mit einander verwechsele». Kein Deutscher werde dagegen *blaßrot* mit *hochrot* oder *ziegelrot* mit *blutrot* verwechseln. — J. H. Schlegel bemerkt in seiner Adelung bekannten «Abhandlung über die Vortheile und Mängel des Dänischen» S. 13: «In einer Originalsprache findet man eine angenehme Ordnung zwischen den Stammworten und den davon abgeleiteten, woraus wieder eine gründlichere Bestimmung der eigentlichen Bedeutung der Wörter und eine große Erleichterung für das Gedächtniß fließt». Wer einmal wisse, was *bauen* und *Kunst* bedeute, mache sich leicht eine richtige Vorstellung von dem Worte *Baukunst*, oder aus dem Begriff von dänisch *Ret* ergebe sich von selbst die Bedeutung von *rette, retskaffen, retsindig, retfærdig* usw. In Mischsprachen, wie dem Französischen, fehle dagegen ein solcher etymologischer Zusammenhang, vgl. mit den genannten dänischen Wörtern *droit, corriger, juste, équitable* usw. oder *architecture* mit *Baukunst*. Ähnliches auch bei Mäzke, Gramm. Abhandlungen, S. 40.

[2] S. 65. Wenn Adelung sagt, solche Kurznamen seien im Hochdeutschen veraltet, «es sey denn, daß ein solcher Nahme unter seiner vollständigen Gestalt nicht mehr üblich wäre», so

An andern Stellen zeigt übrigens Adelung, daß er recht gut weiß, daß etymologische Undurchsichtigkeit nicht immer mit Undeutlichkeit gepaart ist, vgl. II, 2, 105 unten, ja er erkennt, daß die Verdunklung der Etymologie ihr Gutes haben könne. So schon in dem Aufsatz «Von Deutschen Monathsnahmen», der unmittelbar auf die Abhandlung «Von veralteten Wörtern» folgt. Er sagt da S. 81, daß *Hornung* eben wegen der (etymologischen) Unverständlichkeit der gebräuchlichste deutsche Monatsname sei, denn er passe am besten für einen individuellen Namen. «Wenn der Nahme eines individuellen Dinges dessen unterscheidende individuelle Merkmahle nicht bestimmt ausdrucken kann, welches denn immer nur selten der Fall ist, so ist ein dunkeler, unverständlicher Nahme immer bequemer als ein verständlicher, weil dieser einen falschen Begriff gibt, jener aber ein wahrer eigener Nahme ist, bey welchem wir uns das dadurch bezeichnete Ding anschauend vorstellen.»[1] Namentlich der Aufsatz über «Gebrauch und Mißbrauch der Etymologie» (Magazin, II, 2, Nr. 4) hebt den Nutzen der etymologischen Verdunklung kräftig hervor. Für die große Menge der Sprechenden und Schreibenden hätte es gar keinen Zweck, wenn man statt *Amt* und *Beicht* wieder *Ambacht* und *Begicht* schriebe. «Wird ihr Begriff von der Sache klärer? Ich zweifle sehr, wenn sie auch die einzelen Theile, woraus diese Wörter bestehen, kennen sollten: denn durch den Aufschluß würde nur ein sehr mangelhafter Ausdruck für den heutigen Begriff herauskommen. Man würde bey *Begicht* zwar den dunkelen Begriff eines Bekenntnisses bekommen, aber wo bleibt denn nun der

---

führt dieser Zusatz auf seine wahre Meinung. Er glaubte, daß, wenn *Heinz* neben *Heinrich* vorkomme, man Gefahr laufe, die Identität beider Namen zu verkennen.

[1] Der Ausdruck «anschauend» vorstellen oder denken kommt dann noch öfters vor, vgl. I, 3, 7; I, 4, 45; II, 2, 99. 112. — Adelung meint mit diesem Terminus offenbar die Auffassung eines Gegenstands als Einheit ohne Reflexion auf die einzelnen Merkmale. Damit entfernt er sich wieder vom Sprachgebrauch Leibnizens. Dieser verstand unter *cognitio intuitiva* das gleichzeitige Denken aller Merkmale. Adelungs anschauender Vorstellung entspricht vielmehr in Leibnizens und Wolffs Terminologie die klare, aber undeutliche.

Begriff des kirchlichen Bekenntnisses, in welchem *Beicht* nur allein gebraucht wird?» (S. 107). Vgl. auch S. 111 über *hindern* und *hinter*. Die Sprache habe wahrscheinlich in Wörtern wie *Amt* und *Beicht* «aus einem dunkelen Gefühle der Nothwendigkeit» die Wurzeln absichtlich verdunkelt, «um den mangelhaften Begriff zu vertilgen, welcher nur der Verständlichkeit schaden würde» (S. 112).

189. Erfindung und Ausbildung der Sprache ist nicht das Werk eines reifen und aufgeklärten Verstandes, sondern der dunklen Empfindung — das ist ein Satz, den Adelung nicht müde wird, seinen Lesern einzuschärfen.[1] Und wohl gemerkt: dieser Satz gilt nicht etwa nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Zukunft. Die bewußte Tat des Einzelnen bleibt erfolglos, Urheber der Sprachentwicklung ist das Volk in seiner Gesamtheit, das ganz allmählich entsprechend dem wechselnden Zustand seiner Kultur die Sprache verändert. Von der Ohnmacht des Individuums ist Adelung so fest überzeugt, daß er es nicht nur für unmöglich hält, einer neuen selbsterfundenen Sprache oder einem neuen Wurzelwort, sondern auch einem neuen Schriftzeichen Eingang zu verschaffen.[2]

---

[1] Nur Ungeschicklichkeit im Ausdruck ist es, wenn er mitunter in gegenteiligem Sinn sich auszusprechen scheint, so Mag. I, 1, 58: «Erst die neuere Hochdeutsche Mundart ging .... mit deutlichem Bewußtseyn auf diesem .... Wege fort» (ähnlich I, 3, 19), oder I, 2, 10: «ehe man dieses Mittel (die Wortbildung durch Suffixe) mit Bewußtseyn und Allgemeinheit anwenden lernete, mußte die Sprache nothwendig sehr dunkel und zweydeutig seyn» (vgl. dagegen U. L. I, 227), I, 2, 73: «eine Sprache, wenn sie sich mit Geschmack und Bewußtseyn ausbildet», I, 3, 44: «Als die Deutsche Schriftsprache .... mit Geschmacke und Verstande ausgebildet ward, ließ man diese alte Form veralten, theils weil der Dualis .... im Deutschen längst veraltet war, theils aus dem klaren Bewußtseyn, daß kein Bestimmungswort im Plural ein Geschlecht bezeichnen darf».

[2] U. L. I, 201; II, 628; Magazin I, 1, 135. Die Ursache sieht Adelung in der natürlichen Abneigung des Menschen vor allem Willkürlichen. Der Begriff des Willkürlichen, der bei Adelung eine große Rolle spielt, verschwimmt für ihn mitunter mit dem des Ursachlosen. Vgl. Magazin I, 3, 7: «Die Sprache haßt nichts so sehr als Wirkungen ohne Ursachen, oder mit andern Worten, nichts so sehr als willkührliche Veränderungen und Vor-

Dieselbe Überzeugung kann von verschiedenen Gefühlen begleitet sein. Daß der Erfolg nur der instinktiv handelnden Menge zufällt und die freie Tat des Einzelnen nichts vermag, diese Meinung kann sich auch dem Idealisten (im Schillerschen Sinn) aufdrängen; ihn wird sie mit Wehmut oder Erbitterung erfüllen. Anders den Realisten Adelung. Wohl spricht er mitunter in aufklärerischem Dünkel geringschätzig von den rohen Sprachschöpfern, die in der Dunkelheit ihrer Begriffe etwas recht Unvollkommenes zustande gebracht hätten.[1] Aber schließlich trägt die Überzeugung den Sieg davon, daß die dunkle Erkenntnis den Zweck der Sprache recht gut erreicht hat. Die Sprachen, heißt es U. L., I, 287, hätten gleichsam im Wetteifer miteinander das Verbum zu einem der künstlichsten Redeteile gemacht, «dessen Bau dem größten Verstande Ehre machen würde, ungeachtet er überall nur ein Werk dunkel empfundener Ähnlichkeiten und Begriffe ist». Namentlich im Magazin wird die instinktive Zielstrebigkeit der Geschichte von Sprache und Schrift gepriesen. Die Aufsätze I, 1, Nr. 4 (Grundgesetz der Deutschen Orthographie), I, 2, Nr. 1 (Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern), Nr. 4 (Von veralteten Wörtern), I, 3, Nr. 2 (Von dem mildernden *e* der Deutschen), Nr. 7 (Von der Ableitungssylbe *ig*) sind da vor allem zu nennen. In der Behandlung des Adjektivs hat die deutsche Sprache «überaus vielen philosophischen Scharfsinn an den Tag gelegt» (I, 1, 46). Der Kunstgriff, ein Umstandswort durch Anhängung von *-ig* zum Beschaffenheitswort zu erhöhen und so zur Konkretion (d. h. zu attributivem Gebrauch) geschickt zu machen, erregt Adelungs höchste Bewunderung. Er findet hier einen Scharfsinn, der einem Philosophen erster Größe

---

schriften». So glaubt er denn auch den Sprachgebrauch von dem Vorwurf, ein Tyrann, d. h. ein willkürlicher Despot oder ein unrechtmäßiger Herrscher zu sein, reinigen zu können durch den Hinweis, daß er doch immer einen Grund haben mußte, warum er eine Analogie der andern vorzog. Magazin I, 2, 88, vgl. auch U. L. I, 97ff.

[1] Vgl. z. B. U. L. I, 216. 227f. 256f. 346f. Dabei spielt die doppelte Bedeutung von «dunkel» eine große Rolle. Vgl. z. B. U. L. I, XLVI, Anm. 46; 94, § 36.

Ehre machen würde (I, 3, 88f.). Pathetisch ruft er I, 1, 29f. aus: «So wenig ein Stäubchen Materie sich aus dem Bezirke der Welt verlieren kann, so wenig eine einmal erworbene nützliche Kenntniß aus dem ganzen Zusammenhange der Dinge verloren gehen kann, so wenig wird sich auch ein nothwendiges, nützliches, und dem Ganzen angemessenes Wort aus einer Sprache und Mundart verlieren können.» Und wenn er I, 1, 28 sagt: «da jede Schriftsprache ein Werk des Geschmackes ist, dieser aber in allen seinen Werken ein übereinstimmiges Ganzes ausmacht, so können auch die Eigenheiten anderer Mundarten nicht zu dem Ganzen der Schriftsprache passen», so ist er nicht mehr weit von der Auffassung der Sprache als eines Organismus.

Gegenüber der immanenten Weisheit der nach dunklen Empfindungen sich vollziehenden Sprachentwicklung erscheint das Eingreifen des Individuums als vermessene Überhebung. Die Sprache wird nicht durch die Bemühungen einzelner Glieder der Nation verbessert, «deren Einsichten und Einfälle immer nicht das Verhältniß zum Ganzen haben, daß sie die verlangte Wirkung hervor bringen könnten» (U. L., I, 101). Gewisse orthographische Neuerungen wollen «der fortschreitenden Cultur um ein Paar Jahrhunderte vorgreiffen, ihr den Weg vorschreiben, welchen sie gehen soll, da man doch nicht weiß, welchen Weg sie gehen wird und gehen kann, indem derselbe von tausend zufälligen Umständen abhängt» (U. L., I, 102).

190. Welche Rolle kommt denn nun aber dem Einzelnen zu, insbesondere dem Schriftsteller und dem Sprachlehrer? «Alles, was einzele Glieder der Nation zur Verbesserung und Verfeinerung der Sprache beytragen können, bestehet darin, daß sie nach dem Maße ihrer Kräfte die Verbreitung der Kenntniß und des wahren und richtigen Geschmackes zu befördern suchen; alles übrige hat von je her nicht allein seine Absicht verfehlet, sondern auch Verwirrung und Zerrüttung des Ganzen hervor gebracht» (U. L., I, 103). Die guten Schriftsteller bilden die Sprache nicht eigentlich, «sie sammeln nur das allgemein Gute und Schöne, was schon in der Sprache ausgebildet da liegt, heben es heraus, und stellen es der Nation in einem schön verbundenen Ganzen dar». Auch wo sie Neuerungen wagen, folgen sie allemal

einer schon bestehenden Analogie. Ihr Einfluß auf die Bildung der Sprache beruht auf ihrer auswählenden Tätigkeit: sie lehren, «nur das Gute und Schöne, was schon in der Sprache wirklich da ist, anzuwenden und nachzuahmen» (U. L., I, 108f.).

Und der Sprachlehrer? «Er ist nicht Gesetzgeber der Nation, sondern nur der Sammler und Herausgeber der von ihr gemachten Gesetze, ihr Sprecher und der Dollmetscher ihrer Gesinnungen. Er entscheidet nie, sondern sammelt nur die entscheidenden Stimmen der meisten. Nie läßt er sich durch Vorurtheil oder Eigenliebe verleiten, die Gesetze der Nation zu verfälschen, oder ihr seine Meinungen unterzuschieben. Er stellet die Sprache so dar, wie sie wirklich ist, nicht wie sie seyn könnte, oder seiner Einbildung nach seyn sollte» (U. L., I, 113f.). Man könnte meinen, daß Adelung vollständig mit der normierenden Grammatik gebrochen habe, aber gleich der folgende Satz zeigt, daß er doch nicht ganz über seine Zeit hinausgekommen ist. «Er ehret den Sprachgebrauch in allen seinen Theilen, verwechselt ihn aber nicht mit Sprachfehlern, so gemein sie auch seyn mögen, besonders, wenn zu vermuthen ist, daß die Nation bloß aus Unkunde, Mangel der Aufmerksamkeit oder Übereilung ihr eigenes Gesetz übertritt.» Somit wird dem Grammatiker doch die Befugnis gegeben, Entscheidungen zu fällen. Ob er nun aber entscheidet oder bloß die Gesetze auslegt, wodurch wird er bestimmt, worauf beruht die Sprachrichtigkeit? Adelung erkennt vier «gesetzgebende Theile in der Sprache» an (U. L., I, 109ff.). Höchste Autorität hat der Sprachgebrauch. Nur wo er schwankt, tritt die Analogie in ihre Rechte. Wenn auch sie nichts entscheidet, muß auf die Etymologie, und wo auch diese versagt, auf den Wohllaut gesehen werden. Manche Fälle können überhaupt nicht entschieden werden: dann bleibt die Wahl der Willkür des Einzelnen überlassen.

Das Verhältnis der Analogie zum Sprachgebrauch festzustellen liegt Adelung sehr am Herzen. Vgl. namentlich Magazin, I, 2, Nr. 6. Im Gegensatz zu vielen Theoretikern, die beide Prinzipien einander koordinierten oder gar den Sprachgebrauch der Analogie unterordneten, zeigt er sehr klar, daß die Analogie ganz vom Sprachgebrauch abhängt. Analogie ist das übereinstimmige Verfahren in ähnlichen

Fällen. Gäbe es für alle gleichartigen Fälle nur eine Analogie, so gäbe es auch nur eine einzige Sprache. So unterscheiden sich aber die Sprachen und Mundarten durch die Wahl, die sie aus den an sich möglichen Analogien treffen. Die Gewohnheit eines Volkes, sich eben dieser und nicht einer andern Analogie zu bedienen, macht aber seinen Sprachgebrauch aus. In der einzelnen Sprache gibt es ferner auch für gleichartige Fälle mehrere Analogien. Je nachdem diese viele oder wenige Fälle umfassen, spricht man von Regeln oder von Ausnahmen. Zu welcher Regel oder Ausnahme der einzelne Fall gehört, bestimmt aber wieder der Sprachgebrauch. Mit andern Worten, die einzelne Analogie ist nur ein Teil des Sprachgebrauchs. Es ist dies im wesentlichen der Standpunkt Quintilians, der denn auch von Adelung in der Schrift Über den Deutschen Styl, I, S. 67, zitiert wird.

Bei dieser Auffassung des Begriffs Analogie kann man nun freilich nicht mehr sagen, daß die Analogie in ihre Rechte tritt, wenn der Sprachgebrauch schwankend ist. Vielmehr ist das Schwanken des Gebrauchs identisch mit der Konkurrenz zweier Analogien. Sie erklärt sich oft so, daß die Sprache im Verlauf ihrer Entwicklung eine neue Analogie ausbildet. Dabei werden die einmal gangbaren Wortformen zunächst beibehalten und nur die neu aufkommenden nach der jüngern Analogie behandelt. Nach und nach werden aber auch die alten Formen umgebildet. Da dies nicht auf einmal geschieht, müssen notwendig alte und neue Formen eine Zeitlang nebeneinander vorkommen. Wenn der Sprachlehrer hier überhaupt eine Entscheidung treffen soll, so muß er sie wieder aus dem Sprachgebrauch selbst schöpfen. Er muß der Sprache da nachhelfen, wohin sie sich zu neigen scheint, d. h. der neuern Analogie recht geben.

Auch den Wert der Etymologie schränkt Adelung ein. Nur die nächste und erweisliche, d. h. jedermann fühlbare Ableitung darf bei der Entscheidung strittiger Fälle herangezogen werden. Vgl. U. L., II, 688ff. und namentlich Magazin, II, 2, Nr. 4.

Adelungs Ehrfurcht vor dem instinktmäßigen Walten des Volksgeistes, die Herabsetzung der Bedeutung des Individuums, sein Kampf gegen die Überschätzung von Ana-

logie und Etymologie, all das ist hervorgerufen durch die Neuerungsbestrebungen seiner Zeitgenossen und hängt innig zusammen mit seinen Ansichten über die deutsche Schriftsprache. Wir werden daher auch in dem Abschnitt, zu dem wir uns jetzt wenden, auf jene Anschauungen und Wertungen Bezug nehmen müssen.

III. Was ist Hochdeutsch?

191. Die ersten Äußerungen über das Wesen der deutschen Schriftsprache bringt die Vorrede zum ersten Band des Wörterbuchs von 1774. Den Anschauungen, die Adelung hier ausspricht, ist er in den Grundzügen immer treu geblieben, soweit sie für die Praxis des normgebenden Grammatikers von Bedeutung sind. Aber in Einzelheiten und namentlich in der historischen Deduktion zeigen sich während der Jahre, die zwischen jener Vorrede und dem Buch über den deutschen Stil liegen, mannigfache Schwankungen und Verschiebungen, teilweise hervorgerufen durch die Unklarheit des Mannes, vor allem aber durch die Angriffe, die er erfuhr und die ihn zu immer schrofferer Betonung seines Standpunkts drängten.

Als festen Punkt, von dem der Blick sich rückwärts und vorwärts wenden mag, wähle ich die Vorrede zum Umständlichen Lehrgebäude.

Adelung bekämpft hier die Besprechung seiner Sprachlehre in der Berliner Bibliothek. Der Rezensent hatte den uns wohlbekannten Satz ausgesprochen, daß der Sprachgebrauch dann die oberste Instanz sei, wenn er allen Provinzen gemeinsam ist. Sonst müsse Analogie und Etymologie entscheiden, welche Provinz recht habe und welches der gute Gebrauch sei. Dagegen wendet sich Adelung scharf in der Note 5. Was er hier sagt, kommt dann noch in mehreren Anmerkungen zur Sprache und wird in der Schlußnote 62 in folgenden Sätzen, die ich mit einigen Kürzungen wiedergebe, rekapituliert.

1. Es gibt keine allgemeine Deutsche Sprache, welche etwa aus dem besten Sprachgebrauche aller Provinzen zusammengesetzt ist, und zu deren Berichtigung jede Provinz, und jedes Deutsches Individuum das ihrige beytragen könnten.

2. Diejenige, welche in einem jeden großen Lande die Stelle einer solchen allgemeinen Sprache vertritt, ist allemahl nur die

Mundart einer Provinz, aber der blühendsten, cultiviertesten und durch Geschmack und Wohlstand am meisten ausgebildeten Provinz.

3. In Deutschland ist es seit der Reformation die Mundart der südlichern Chursächsischen Lande, welche damahls und noch lange hernach die blühendste und cultivierteste Provinz in dem ganzen Deutschlande war, und in Ansehung des in ihr so allgemein verbreiteten Geschmackes noch jetzt vor allen andern den Vorzug behauptet, obgleich manche ihr in den Wissenschaften glücklich nachgeeifert haben. Diese unter dem Nahmen des Hochdeutschen bekannte Mundart wird in den südlichen Chursächsischen Provinzen am allgemeinsten und zugleich am reinsten gesprochen, und hat sich aus ihrer Mitte durch Geschmack, Künste und Wissenschaften über einen großen Theil des übrigen Deutschlandes verbreitet, wo sie die Schrift- und Gesellschafts-Sprache des gesittetsten Theiles der Nation geworden ist, nur daß sich immer mehr gemeine Landessprache mit ihr vermenget, je weiter sie sich von ihrer Quelle entfernet, die noch jetzt eben so rein und lauter fließet als je.

4. So wenig es nun eine allgemeine Sprache gibt und geben kann, so wenig gibt es auch allgemeine Regeln und Grundsätze, so wenig für mehrere Sprachen, als für mehrere Mundarten einer und eben derselben Sprache. . . . Was sind Grundsätze und Regeln anders, als bemerkte Analogien? . . . Ein Volk, ein Stamm, befolgt diese, ein anderer eine andere, und aus diesen verschiedenen befolgten Analogien entstehen verschiedene Sprachen und Mundarten. Jede dieser verschiedenen und oft einander entgegen gesetzten Analogien ist in ihrer Art gut und richtig.

5. Was also in jeder Sprache, und in jeder Mundart gut und richtig ist, läßt sich weder aus allgemeinen Grundsätzen, noch aus andern Sprachen und Mundarten bestimmen, sondern muß aus dem Sprachgebrauche jeder Mundart entschieden werden, weil nur der die Analogie bestimmt, welcher ich folgen muß, oder vielmehr mir zeiget, welche Art von Analogie von meinem Volke in jedem Falle am lebhaftesten empfunden worden. Die Analogie muß ihm also schlechterdings untergeordnet seyn, noch mehr die Etymologie, welche außer der nächsten Abstammung wenig mehr in Betrachtung kommen kann.

6. Was also gut und richtig Hochdeutsch ist, kann so wenig aus allgemeinen Grundsätzen, als aus den befolgten Analogien einer andern Mundart bestimmt werden, weil sonst aller Unterschied unter Sprachen und Mundarten aufhören müßte; sondern allein aus dem Hochdeutschen Sprachgebrauche, d. i. aus dem Sprachgebrauche der südlichen Chursächsischen Lande, welche das Vaterland der Hochdeutschen Mundart sind, wo sie

(verstehet sich von selbst unter den obern Classen) noch so rein gesprochen wird, als sie von den besten Schriftstellern nur geschrieben werden kann.

Diese Sätze behaupten im wesentlichen zweierlei: die Autonomie des Hochdeutschen und seine Identität mit der Sprache der höheren Stände Obersachsens.

192. Durch die Betonung der Autonomie schüttelt Adelung mit einem Ruck alle Erörterungen ab, welche die Sprachrichtigkeit durch Vergleichung der Mundarten nach innern Gründen feststellen wollten. Das war der Standpunkt der Süddeutschen, und einen von ihnen, Hemmer, holt sich Adelung in dem das «Magazin» eröffnenden Aufsatz «Was ist Hochdeutsch?» heraus als Vertreter der irrigen Ansicht, daß das Hochdeutsche eine ausgesuchte Mundart sei, die sich an keine besondere Mundart binde, sondern aus allen das Gewöhnlichste und Beste heraushebe.[1] Und der Artikel «Der Sprachgebrauch gilt mehr, als Analogie und Regeln» (Magazin, I, 2, Nr. 6) hat den ausgesprochenen Zweck, die süddeutschen Theoretiker zu bekämpfen. Insofern die Analogie oder die Etymologie überhaupt eine Stimme hat, kann sie nur strittige Fälle innerhalb der hochdeutschen Mundart selbst entscheiden, nicht aber eine Auswahl unter den von allen deutschen Mundarten dargebotenen Formen und Wendungen treffen.[2]

Nicht von allem Anfang an hat Adelung die Autonomie des Hochdeutschen so scharf erfaßt. Wohl sagte er schon in der Vorrede zum Wörterbuch, S. XII, der Sprachlehrer müsse sich genau an die Mundart halten, deren Regeln er entwerfen wolle, daher könnten streitige Fälle der hochdeutschen Mundart nicht wohl durch das Zeugnis oberdeutscher Schriftsteller entschieden werden. Aber S. VI definiert er Hochdeutsch im engern Sinne als «die meißnische oder obersächsische Mundart, so fern sie seit der Reformation die Hofsprache der Gelehrsamkeit geworden ist, und durch die Schriftsteller aller Mundarten theils viele Erweiterungen, theils aber auch manche Einschränkungen erfahren hat». Ja noch in der Einleitung zum U. L., die,

[1] Hemmer muß hier dafür büßen, daß Adelung ihn U. L. I, 113f. benützt hat in der Auseinandersetzung über die Befugnisse des Sprachlehrers (190).

[2] Vgl. U. L. I, LVI, Note 58 u. 59.

wie **181** erwähnt wurde, schon 1781 erschien, findet sich eine Stelle, wo Adelung eigentlich die Ansicht vertritt, die er später in dem ersten Artikel des Magazins bekämpfte. Er führt nämlich im § 40 aus, daß trotz der individuellen Verschiedenheiten alle an einem Ort lebenden Menschen mit Weglassung der Eigenheiten eines jeden eine verständliche Sprache haben könnten, ebenso könnten tausend solcher Orte in einer ihnen allen verständlichen Provinzial-Sprache oder Mundart und hundert solcher Mundarten mit Weglassung ihrer Eigenheiten wieder in einer allgemeinen Landessprache übereinkommen. «Diese allgemeine Landessprache ist für Deutschland die Hochdeutsche Mundart, welche, mit Übergehung aller Eigenheiten der Provinzen, bloß das Allgemeinste enthält, und daher in Süden und Norden gleich verständlich ist.»[1] Damit vergleiche man den Satz in der Vorrede: «Eine allgemeine Deutsche Sprache, welche aus dem übereinstimmigen Sprachgebrauche aller Provinzen bestände, gibt es nicht, hat es nie gegeben und kann es nie geben» (S. XXII, Note 5).

Auch den Namen Hochdeutsche Mundart, der ihm später freilich als terminologischer Ausdruck seiner Überzeugungen willkommen war, hat Adelung ursprünglich gar nicht in der Absicht gewählt, die Schriftsprache auf eine Stufe mit den Mundarten im engern Sinne zu stellen. Er fand die Bezeichnung in der grammatischen Kunstsprache schon vor und sie war da von Männern angewandt worden, die auf einem ganz andern Standpunkt standen als Adelung.[2]

Die Autonomie des Hochdeutschen gilt nicht nur für die Grammatik, sondern auch für den Wortschatz. Adelung bekämpft die Aufnahme provinzieller und veralteter Wörter. Auch in diesem Punkt war er ursprünglich toleranter. In der Vorrede zum Wörterbuch, S. XI, bemerkt er, daß die höhere Schreibart im Falle der Not ihre Zuflucht zu der

[1] Vgl. auch U. L. I, 85.

[2] S. Schottelius, Ausf. Arb., S. 175f.; Gottsched, Sprachkunst [5], S. a_3^b; 19, § 11; 203, vgl. auch den Brief an Amon bei Schachinger, Programm von Melk 1888, S. 44; Popowitsch, Untersuchungen vom Meere, S. 298; Reichard, Die Lehre von den deutschen Vorwörtern, §§ 71. 104. Noch Hemmer gebraucht Sprachlehre S. 7f. ohne Arg diesen Ausdruck.

oberdeutschen Mundart nehme und daß es ein Glück wäre, wenn sie auf diesem Wege behutsam fortginge. «Die oberdeutsche Mundart hat noch einen so großen Reichthum an unerkannten erhabenen Ausdrücken und Wortfügungen, daß sie die hochdeutschen Dichter und Redner noch Jahrhunderte damit versehen kann, ohne erschöpfet zu werden.» Und noch in der Einleitung zum U. L., I, 90 wahrt er der höhern Schreibart das Recht, von der «volltönigen und prächtigen Oberdeutschen Sprache» zu borgen. Freilich erklärt er hier, das sei keine Provinzialsprache, sondern die ehemalige allgemeine Schriftsprache. Aber, wenn er zugibt, daß sie für den höhern Ausdruck noch manche ungenützte Schätze habe, «sollten sie ihren Werth auch nur dem so lange unterlassenen Gebrauche zu danken haben, der ihnen den Reitz der Neuheit mittheilet», so waltet hier noch eine andere Anschauung als später, wo er behauptet, daß die Sprache Wörter nie ohne triftige Ursache ausscheide, veraltete Wörter daher als Auswurf anzusehen seien, die nicht mehr in das Ganze paßten.[1]

Dieser Wandel der Ansichten steht in genauestem Zusammenhang mit einer veränderten Wertschätzung der Schriftsprache. So bequem nämlich der Begriff der Autonomie des Hochdeutschen war, um alle Ansprüche der Mundarten abzuweisen, so blieb doch eine Schwierigkeit übrig. Wenn das Hochdeutsche eine Mundart ist wie das Schwäbische oder das Pommersche, worauf beruht sein Anspruch, die deutsche Schriftsprache, die Hofsprache der Gelehrsamkeit zu sein? Die richtige Antwort hatte Heynatz gegeben: auf der Macht der historischen Tatsachen, vgl. **167.** Auch Adelung hatte sich ein Jahr vor Heynatz ebenso ausgesprochen in der Vorrede zum Wörterbuch (S. VIII).[2] Er findet hier, daß die hochdeutsche Mundart

[1] Vgl. Magazin I, 1, 29; I, 2, Nr. 4.

[2] Diese Vorrede steht unter dem Einfluß der «Oratio de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur» von J. B. Michaelis (1750, auch in seinem Syntagma dissertationum, Goettingae 1759, S. 171ff.). Der Grundgedanke dieser akademischen Rede ist, daß der meißnische Dialekt seine Erhebung zur deutschen Gemeinsprache nicht innern Vorzügen zu verdanken habe, sondern dem zufälligen Umstand, daß er Luthers Mundart war. Gottscheds Rezension der Rede

neben Vorzügen allerlei Mängel habe. Sie sei als Mischsprache unregelmäßiger als das Oberdeutsche und das Niederdeutsche. Sie sei ferner «arm an Wörtern, arm an Bedeutungen der vorhandenen Wörter, arm an Wortfügungen, Beugungen und Verbindungen, einen Begriff nach allen seinen Schattierungen geschickt auszudrücken». In allen diesen Stücken werde sie von der oberdeutschen Mundart, von der sie ein bloßes Fragment sei, übertroffen. Viele Wortbedeutungen, die im Oberdeutschen ganz geläufig seien, habe man im Hochdeutschen aus Nachlässigkeit und Unwissenheit veralten lassen (S. Xf.). So dachte Adelung im Jahre 1774. Bald darauf begannen die Angriffe Nasts und Fuldas auf das Sächsische. Nun fühlte sich Adelung gedrängt, das Süddeutsche herabzusetzen und sein Hochdeutsch zu erheben. Während er in der Vorrede zum Wörterbuch, S. XII, erklärt hatte, daß die Hochdeutsche Mundart ihren Vorzug «durch einen bloßen Zufall und nicht durch ihr eigenes Verdienst» erhalten habe, behauptete er schon in der Einleitung zum U. L., I, 83, sie habe ihre Herrschaft ihrer inneren Güte und Ausbildung zu danken. Und in den Artikeln des Magazins kommt er immer wieder darauf zurück, daß sich in der Entwicklung des Hochdeutschen zu immer größerer Vollkommenheit der Fortschritt der Kultur widerspiegele. Die Kriterien für die Güte der Sprache, Verständlichkeit und Geschmack, kennen wir bereits.

193. Mit der Autonomie der Schriftsprache ist noch nicht ihre Bindung an eine Provinz gegeben. Klopstock wollte ebenso wie Adelung die Schriftsprache gegen Dialektisches und Veraltetes abschließen, und doch verübelte er es Adelung, daß er das Hochdeutsche eine Mundart nannte, nicht als Sprache den Mundarten gegenüberstellte. Aber freilich, setzte man das Hochdeutsche der Mundart Obersachsens gleich, so folgte daraus unmittelbar seine Autonomie.

Wie das Obersächsische zu seinem Vorrang gekommen ist, hat Adelung wiederholt zu zeigen versucht. Seine

---

im ersten Band des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit scheint Adelung erst später kennen gelernt zu haben, vgl. Magazin II, 1, S. 27.

Schwankungen und Widersprüche beweisen, daß er niemals eine wirkliche historische Untersuchung angestellt hatte, sondern einige wenige Gedanken immer wieder in seinem Kopf hin- und herwendete, wobei sich der Einfluß bald dieses, bald jenes Vorgängers geltend machte. Zwei Dinge kommen da vornehmlich in Betracht: die angebliche Mittelstellung des Hochdeutschen zwischen Ober- und Niederdeutsch und das Verhältnis der modernen Schriftsprache zu der des Mittelalters.

Nach der Vorrede zum Wörterbuch, S. IX, ist die obersächsische Mundart eine Tochter der fränkischen und thüringischen, die in dem Kolonistenland durch Einwirkung der Sprache der ursprünglichen wendischen Bewohner verändert wurde. Ähnlich in der Einleitung zum U. L., I, 81, nur daß hier bloß vom Fränkischen, nicht vom Thüringischen die Rede ist.[1] Aus der geographischen Stellung des Fränkischen und Thüringischen wird im Wörterbuch, S. IX, die Erscheinung hergeleitet, daß in diesen Dialekten die beiden Hauptmundarten, das Oberdeutsche und das Niederdeutsche, zusammenfließen, «oder vielmehr[2], daß eine durch die andere gemildert worden». Aber schon S. XIV, Fußnote nimmt Adelung die Vermischungshypothese zurück, da sie zu seinen Ansichten über das Alter der deutschen Dialekte nicht paßt, doch die Tatsache der Mittelstellung läßt er bestehen. U. L., I, 73 findet er einen Ausweg. Die ursprünglich niederdeutschen Franken hätten ein südlicheres Volk unterworfen und aus der Vermischung der Sprachen der Sieger und der Besiegten sei die heutige fränkische Mundart entstanden, die schon zur Zeit der fränkischen Monarchen das Mittel zwischen der ganz hohen und der völlig niedern Sprache ausmachte.

---

[1] Auch wird hier schon der wendische Einfluß als vorteilhaft bezeichnet. Durch ihn sei die fränkische Mundart in der Aussprache verfeinert worden. So wird der von den Schwaben abschätzig hervorgehobene slavische Einschlag des Obersächsischen in Adelungs Mund zum Lob. Übrigens hatte schon Michaelis den angenehmen Klang des Slavischen hervorgehoben und von einem *barbari sermonis non molesto quidem contagio* gesprochen.

[2] In diesem «oder vielmehr», einer Lieblingswendung Adelungs, tritt so recht seine Unklarheit und Verworrenheit hervor.

Diese untereinander abweichenden Ansichten haben das Gemeinsame, daß sie die deutschen Kolonisten ihre Mittelsprache in das spätere Kursachsen mitbringen lassen. Dagegen wird im U. L., II, 682 angedeutet, daß diese Mittelsprache erst im Kolonistenland sich ausbildete, dessen Bewohner, abgesehen von den einheimischen Wenden, aus Ober- und Niederdeutschen bestanden. Diese neue Anschauung liegt den Ausführungen im Magazin, II, 2, 33, Note 15 zugrunde und wird dann im Buch über den Stil I, 50f. dahin formuliert, daß die Mundarten der niedersächsischen, fränkischen und oberdeutschen Kolonisten «gewisser Maßen zusammen flossen und durch die feine Wendische Aussprache gemildert und erhöhet wurden», wodurch schon frühe eine gewisse Mittelsprache entstand, «welche am wenigsten von den rauhen Eigenheiten der übrigen Mundarten an sich hatte».[1]

194. Die Erhebung des Obersächsischen zur Schriftsprache führt Adelung, wie erwähnt, in der Vorrede zum Wörterbuch auf einen bloßen Zufall zurück. Hätte nämlich Luther eine niederdeutsche statt eine obersächsische Universitätsstadt zum Aufenthalt gewählt, so wäre das Niedersächsische Schriftsprache geworden.[2] Einen Zusammenhang mit der älteren Schriftsprache nimmt Adelung nicht an.

---

[1] So kommt Adelung doch wieder zu der Vorstellung von einer «ausgehobenen» Sprache, über die er im ersten Artikel des Magazins gespottet hatte. Noch deutlicher tritt dieser Gedanke im Magazin II, 2, 34, Note, zutage: Die Zusammenschmelzung des Ober- und Niederdeutschen sei geschehen «mit Aushebung des allgemeinsten, anständigsten, schicklichsten und würdigsten, mit Weglassung alles dessen, was ein provinzielles Ansehen hatte, d. i. den Geist und Ausdruck des niedrigen Volkes in der und jenen Provinz athmete». Gleich darauf wird die Wendung «diese ausgehobene Schriftsprache» gebraucht. Ähnliche Gedanken im Buch über den Stil I, 102. Und trotzdem leugnet Adelung ebenda S. 71, daß die Schriftsprache durch Aushebung des Besten und Allgemeinsten aus allen Mundarten entstanden sei!

[2] Hier weicht Adelung von Michaelis ab, von dem er den Grundgedanken geborgt hat. Michaelis bemerkt nämlich, daß, wenn Wittenberg zur Zeit Luthers noch niederdeutsch gewesen sein sollte, der meißnische Dialekt mit ihm eingewandert sei. Vgl. Syntagma, S. 184**; ob diese Note schon in der Fassung von 1750 steht, die Adelung vorlag, kann ich nicht sagen.

Er sagt, daß immer eine oder die andere Mundart in Deutschland herrschte, je nachdem die Kaiser aus dieser oder jener Provinz gebürtig waren oder auch, nachdem die Künste und Wissenschaften in einem Teile Deutschlands mehr blühten als in dem andern (S. VIII).

Anders in der Einleitung zum U. L. Hier tritt unter dem Einflusse Bodmers (**156**) der Gedanke der Kontinuität der Schriftsprache deutlich hervor. Zur Zeit der Hohenstaufen sei das Schwäbische Hof- und Büchersprache gewesen. Luther habe ursprünglich diese oberdeutsche Mundart als die herrschende beibehalten, sie aber mehr und mehr durch die obersächsische zu verfeinern gesucht, die schon vorher «durch Handlung, Wohlstand und verfeinerte Sitten» beträchtlich ausgebildet worden war und es nun, da in Obersachsen Künste und Wissenschaften ihren Sitz nahmen, noch mehr wurde. «Die alte Oberdeutsche Mundart ward als die Leibtracht der Unwissenheit nach und nach verabschiedet oder vielmehr nach dem Muster der Meißnischen ausgebildet» und da alle Lehrer «der gereinigten Religion» diese Mundart in Wittenberg oder aus den Schriften der ersten Reformatoren erlernten, so wurde «die durch Sitten und Wissenschaften ausgebildete und bereicherte Meißnische Mundart oder vielmehr die durch die Meißnische verfeinerte alte Oberdeutsche Mundart» die herrschende Sprache des gelehrtesten und gesittetsten Teiles der Nation (I, 62ff.).

Wie es mit dieser Verfeinerung des Oberdeutschen durch das Meißnische zugegangen sein soll, ist nicht recht klar. Das einzige Faßbare ist die auf Bodmer zurückgehende Bemerkung, S. 64, daß Luther die in der Umgangssprache ungebräuchlich gewordenen Wörter und Ausdrücke durch allgemein verständliche ersetzte. Denn, was Adelung S. 65 über die Anpassung der Schreibung an die sanfte obersächsische Aussprache sagt, ist gedankenloses Gerede.[1]

[1] Er führt da Schreibungen an, wie *eyner*, *yhn*, *yn*, *lewth*, *bawen*, *vnd*, *vns*. Sollte er wirklich geglaubt haben, daß man je das *v* in *vnd* wie *f* sprach? Und als ob Luther je anders geschrieben hätte! Daß Überfüllungen der Schrift wie *czu*, *Crafft* nicht der mhd. Blütezeit angehörten, hätte er von Fulda lernen können. Aber freilich, Adelung hatte sich's einmal vorgenommen, Bodmers Behauptungen in majorem Saxoniae gloriam umzu-

Übrigens nimmt er an, daß der Grund der Luthersprache immer oberdeutsch geblieben und deshalb veraltet sei. Den eigentlichen Aufschwung der Literatursprache datiert Adelung vom 18. Jahrhundert.

Ähnliche Ansichten bringt der folgende Abschnitt der Einleitung zum U. L., I, 82. Aber eine Abweichung erscheint S. 84. Man sollte eigentlich drei Hauptmundarten annehmen, die südliche, höchste oder oberdeutsche, die hohe, mitteldeutsche oder mittelländische, und die nördliche oder niederdeutsche; «alsdann könnte man die Hochdeutsche oder herrschende Schriftsprache durch die verfeinerte mittelländische erklären».

Wieder anders in dem ersten Aufsatz des Magazins. Während nach dem U. L., I, 62ff., 82 die oberdeutsche Mundart durch die meißnische verfeinert wurde, also eine Mischsprache entstand, lehrt Adelung jetzt S. 19, daß mit der Zunahme von Kultur und Geschmack im südlichen Obersachsen die Provinzialmundart sich nach und nach aus dem gesellschaftlichen Umgang der obern Klassen verlor und durch die ältere hochdeutsche Schriftsprache ersetzt wurde. Diese sei dann in Obersachsen noch mehr verfeinert worden. Also keine Vermischung, sondern geradlinige Weiterentwicklung.

In diesem Aufsatz hat der Gedanke der schriftsprachlichen Kontinuität den klarsten Ausdruck gewonnen. Adelung stellt es geradezu als allgemeines Gesetz hin, daß der Geschmack, dessen Werk die Verfeinerung und Ausbildung einer Sprache sei, immer, wenngleich er seinen Sitz ändere, von der einmal vorhandenen Schriftsprache ausgehe, weil sie unter allen Mundarten bereits die am meisten verfeinerte sei.

Aber klare Gedanken festzuhalten ist nicht die Sache Adelungs. Im Magazin, I, 3, 43 behauptet er, die Geschlechtsunterscheidung beim Zahlwort *zwei* sei dem Hochdeutschen ganz fremd, nur einzelne Schriftsteller hätten sie aus Nachahmungssucht eingeführt. Auch die älteren

---

biegen. Bodmer spricht auch von der Veränderung der Lutherschen Orthographie, die eine Verminderung der *y*, *h* und *w* mit sich führte; also muß auch dies der sanften obersächsischen Aussprache zuliebe geschehen sein.

könnten nicht als Regel dienen, da sie die Formen *zween, zwo* in der älteren Schriftsprache fanden und beibehielten. Daher finde man sie hin und wieder bei Luther; ebenso oft gebrauche er aber *zwey* für alle Geschlechter[1]: «je nachdem die ältere Schriftsprache, oder die Obersächsische Mundart, in welcher er lebte, stärker auf ihn wirkten.» Das ist doch offenbar wieder der Standpunkt des U. L.

Im Magazin, I, 3, 47 und ähnlich I, 4, 83 sagt er, er habe im ersten Stück zu beweisen gesucht, daß die deutsche Schriftsprache die gewöhnliche Mundart Obersachsens in ihrer größten Feinheit und Reinigkeit sei und erst von hier zu den Schriftstellern ausgegangen wäre. Das hatte er in Wahrheit nicht zu beweisen gesucht, vielmehr behauptet, daß die höhern Stände Obersachsens ihre Mundart aus der ältern Schriftsprache bezogen hätten. In der abschließenden Formulierung endlich, die Adelung seinen Ansichten im Buche über den Stil gegeben hat, heißt es I, 51 von der Obersächsischen Mundart, die, wie wir gehört haben, aus einer Mischung von Niedersächsisch, Fränkisch und Oberdeutsch entstanden war, sie habe fortgefahren, sich immer mehr auszubilden und zu verfeinern, «bis sie zur Zeit der Reformation . . . unter dem Nahmen der neuern Hochdeutschen Sprache ihrer ältern Schwester beherzt zur Seite treten konnte». Sie ist also wieder die Schwester der ältern Schriftsprache wie im U. L., I, 82; nach den Ausführungen des ersten Magazinaufsatzes könnte sie nur ihre Tochter heißen, wird freilich auch da, S. 23, gedankenlos ihre Schwester genannt. Der Kontinuitätsgedanke ist verschwunden.

195. So verschieden aber auch Adelung die Geschichte der Schriftsprache darstellt, die Behauptung kehrt immer wieder, daß das Hochdeutsch seiner Zeit nichts sei als die Mundart der höhern Klassen Obersachsens. Diesem Satz gibt aber Adelung durchaus nicht die Bedeutung, daß der Verfasser einer deutschen Sprachlehre keine andere Aufgabe habe als der Darsteller irgendeines nicht literarischen Idioms. Die Umgangssprache der höhern Stände Obersachsens ist nur mittelbar das Substrat der deutschen Gram-

[1] Das ist nicht wahr; vgl. Franke, Grundzüge der Schriftsprache Luthers, S. 187, § 205.

matik. Wir haben **190** gesehen, daß Adelung an die Spitze der «gesetzgebenden Teile in der Sprache» den allgemeinen Sprachgebrauch stellt. Dieser besteht nun nach U. L., I, 107 in einer ausgebildeten Schriftsprache wie dem Hochdeutschen in der Übereinstimmung der besten und weisesten Schriftsteller. Und noch im Buch über den Stil I, 74 wird gelehrt, daß der gute hochdeutsche Sprachgebrauch am zuverlässigsten aus Schriften erkannt werde, und I, 61, daß die Schriftsteller die einzigen und sichersten Muster und Richter der Sprache seien. Aber dagegen wendet sich Adelung energisch, daß die Schriftsteller die Sprache machten oder nur fortbildeten. Schon im U. L., I, 108, dann in einem besondern Artikel des Magazins (I, 3, Nr. 4) und später an vielen Stellen. Der Schriftsteller sei an die Umgangssprache gebunden, seine Tätigkeit sei im wesentlichen eine auswählende, und das ganze Verdienst der guten Schriftsteller bestehe darin, daß sie die Auswahl aus dem von der Umgangssprache dargebotenen Material mit Kunst und Geschmack treffen. Selbst die Dichtersprache sei nichts anderes als eine Auswahl aus der natürlichen Sprache der Einbildungskraft und Leidenschaft. Allerdings bereichern die Schriftsteller die Sprache mit neuen Wörtern, aber das gebe ihnen keinen Vorrang vor andern Sprachgenossen. «Ich getraue mir behaupten zu können, daß noch kein Schriftsteller irgend etwas in der Sprache mit Erfolg erfunden hat, d. i. so, daß es wirklich in derselben, oder nur in den höhern Classen allgemein geworden wäre, was nicht auf so leichten und richtigen Analogien beruhet, daß es jedes anderes Glied der Gesellschaft eben so leicht, und mit eben dem Erfolge hätte erfinden können» (Magazin, I, 3, 55).

Man sieht, daß Adelung, ebenso wie früher Gottsched (**138**), die Art der Fortpflanzung der Schriftsprache außer acht läßt. Selbst wenn der schriftsprachliche Ausdruck auch der Umgangssprache angehört, hat ihn der Schreibende keineswegs immer der Umgangssprache entnommen; sehr oft gebraucht er ihn einfach, weil er ihn bei andern gelesen hat. Dazu kommen die archaischen Bestandteile und Wendungen, die niemals der Umgangssprache eigen waren. Adelung sah sich denn auch wohl oder übel genötigt, den traditionellen Charakter der Schriftsprache zuzugeben. Als

ihm Blankenburg im Magazin, II, 2, 47f. seinen Ausspruch in Erinnerung brachte, daß die höhere Schreibart statt der alltäglichen Wendungen von der volltönigen und prächtigen oberdeutschen Sprache borgen dürfe, da leugnete er recht sophistisch, daß ein Widerspruch mit seinen späteren Äußerungen bestehe. «Wenn der Schriftsteller in der höhern Schreibart um der Kürze und Neuheit willen den Genitiv von der ältern Schriftsprache entlehnet, *des Kummers lachen, der Thränen anderer spotten* u. s. f., so macht er keine neue Analogien, sondern er wendet nur alte längst vorhandene, die aber die gesellschaftliche Sprache um der Deutlichkeit willen durch Präpositionen aufgelöset hat, *(über etwas lachen* oder *spotten)* von neuem an.» Und im Stil, I, 97 sagt er, man möge mit den zu verwerfenden veralteten Wörtern nicht diejenigen verwechseln, «welche die Sprache nur zu gewissen besondern Arten des Gebrauches aufgesparet hat, dahin z. B. viele der Dichtkunst eigene Ausdrücke und Formen gehören, welche um deswillen noch nicht für veraltet ausgegeben werden können». Daß damit der Satz umgestoßen war, daß die Schriftsprache nur eine Auswahl aus der Umgangssprache darstelle, war Adelung freilich nicht ehrlich genug, sich und seinen Lesern einzugestehen.

Mag sich nun aber die Schriftsprache zur Umgangssprache verhalten wie immer: wenn Adelung erklärt, daß man sie am sichersten aus dem übereinstimmenden Gebrauch der guten Schriftsteller erkenne, so ist das praktisch nichts anderes, als was Klopstock und viele andere behauptet hatten. Es wird nur darauf ankommen, welche Schriftsteller in sprachlichen Dingen maßgebend sind. Die Antwort gibt der Artikel «Auch etwas von dem Zustande der Deutschen Litteratur», Magazin, I, 1, Nr. 5. In diesem Aufsatz, in dem seine materialistische Geschichtsauffassung in der abgeschmacktesten Weise zutage tritt, erklärt Adelung die Jahre von 1740 bis zum Siebenjährigen Krieg für das goldene Zeitalter der deutschen Literatur und des deutschen Geschmacks überhaupt. «Deutschland verkannte sein Athen damahls nicht; alle Provinzen ärnteten hier Geschmack und Künste, die wirklich classischen Schriftsteller, welche wir haben, sind insgesammt solche, welche sich in Obersachsen oder doch nach Obersächsischen Mustern

gebildet haben, und es fiel damahls in ganz Deutschland niemand ein, zu sagen, daß der Deutsche Geschmack keine Stütze habe, wie man wohl jetzt klagen höret» (S. 94). Schon im folgenden Stück des Magazins, Nr. 7, sah sich Adelung veranlaßt, diese Behauptung, wie er sagt, zu erläutern, das heißt einzuschränken. Es sei ihm nicht in den Sinn gekommen zu behaupten, «daß alle Schriftsteller in den Provinzen den Obersächsischen sowohl in der Sprachrichtigkeit als in dem Geschmacke schlechterdings nachstehen müßten». Von Obersachsen habe sich der gute Geschmack nach allen Seiten verbreitet, und unter seiner Leitung hätten in den Provinzen Männer von hervorragenden Fähigkeiten nicht selten ihre Muster übertroffen. Auch nach 1760 hätten Deutschlands Provinzen gute und vortreffliche Schriftsteller aufzuweisen, die sogar in mancher Beziehung ihre Vorgänger weit hinter sich ließen. Aber ihre Zahl sei nicht so groß, daß man von ihnen aufs Ganze schließen dürfte. Die Verirrungen in der Literatur würden in der Zeit nach 1760, namentlich um 1770 herum häufig — Adelung zielt vornehmlich auf den Sturm und Drang.

196. In der Vorrede zum ersten Stück des Magazins hatte Adelung die Befürchtung ausgesprochen, daß er es durch seine Abhandlungen über die Frage «Was ist Hochdeutsch?» und über den Zustand der deutschen Literatur mit den deutschen Provinzen verderben werde. Er täuschte sich nicht. Aber der Angriff kam nicht von der Seite, von der er ihn wohl erwartete. Er hatte es hauptsächlich auf die Bekämpfung der süddeutschen Sprachtheoretiker abgesehen gehabt[1], und nun zog man gegen ihn von Nord- und Mitteldeutschland her zu Felde. Wohl war sein bedeutendster Gegner ein Schwabe, aber ein Schwabe, der seit langem ferne von der Heimat lebte und durchaus nicht daran dachte, die Rechte seiner Mundart zu vertreten. Es war auch gar nicht der Kampf gegen die Sprach- und Orthographiereformer, mit dem Adelung Anstoß erregte, und selbst seine Behauptungen über das Verhältnis des Hochdeutschen zum Obersächsischen würden wahrscheinlich außerhalb des Kreises der eigentlichen Sprachgelehrten nicht viel Aufsehen gemacht haben, wenn er nicht den unglückseligen Artikel über die deutsche Literatur geschrieben hätte. So aber wendete sich gegen ihn

[1] Auch der Aufsatz über das Verdienst der Schriftsteller um die Sprache hatte diese Tendenz. Vgl. Magazin I, 3, 45.

nicht nur J. C. C. Rüdiger, der in einer Abhandlung «Ueber das Verhältniß der hochteutschen Sprache und obersächsischen Mundart» (Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde II [1783], 1ff.) den alten Satz verteidigte, daß die hochdeutsche Sprache eine Auswahl des Besten und Gewöhnlichsten aus allen Mundarten darstelle, sondern es trat auch ein Mann, wie Wieland, gegen ihn in die Schranken. Unter dem Decknamen Philomusos veröffentlichte er im November- und Dezemberheft des «Teutschen Merkur» von 1782 einen Artikel «Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch? und einige damit verwandten Gegenstände». Auf Adelungs Erwiderung im Magazin I, 4, Nr. 4 und 5, replizierte «Philomusos» kurz im Aprilheft des «Teutschen Merkur» von 1783, und Wieland fügte als Herausgeber des Merkur ein Nachwort hinzu, in dem er gleichsam zwischen den Parteien vermitteln wollte. Adelung antwortete mit ein paar Worten in dem letzten Aufsatz seines Magazins (II, 4, Nr. 4) «Fernere Geschichte der Frage: Was ist Hochdeutsch», in dem er sich auch mit andern, darunter mit Rüdiger, auseinandersetzt. Von sonstigen Gegnern seien noch genannt J. E. Biester mit seinem Aufsatz «Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Litteratur für die übrigen Provinzen Deutschlands?» im Märzheft der «Berlinischen Monatsschrift» von 1783, auf den Adelung im Magazin I, 4, Nr. 7 antwortete, und Ch. F. von Blankenburg, dessen Brief an Adelung «über Deutsche Sprache und Litteratur» im Magazin II, 2 als Nr. 1 abgedruckt und von Adelung mit Anmerkungen begleitet wurde. Es wird genügen, näher auf den Streit mit Wieland einzugehen.

Wielands Ausführungen sind von dem Gedanken getragen, daß der Entwicklung von Literatur und Literatursprache ein gewisser Grad von Selbständigkeit zukomme, während Adelung die Literatur zu einer bloßen Funktion der allgemeinen Kulturzustände, die Schriftsprache zu einer Funktion der Umgangssprache herabgesetzt hatte. Der Aufschwung der deutschen Literatur sei nicht, wie Adelung meinte, durch den Bergbau in Kursachsen, die Manufakturen, die Leipziger Messe oder die Pracht der Höfe der sächsischen Auguste herbeigeführt worden, sondern eine von all diesen Dingen ganz unabhängige Verbindung von Umständen sei die Ursache gewesen, daß sich zwischen 1740—1760 eine Anzahl junger, guter Köpfe in Leipzig zusammenfanden und nach einem ziemlich öffentlichen Abfall von Gottsched den Anfang machten, unserer Literatur eine bessere Gestalt zu geben, und sich durch Werke des Geschmacks hervorzutun. Aber die wenigsten blieben in Leipzig, woran jedoch der Siebenjährige Krieg unschuldig war, und sehr wahrscheinlich würde das deutsche Athen auch ohne ihn diese stolze Benennung weder mehr noch weniger verdient haben. Ebenso sei in Frankreich die Blüte der Literatur nicht durch den Weinbau, die

Seidenzucht, die Manufakturen, den Handel oder die Pracht des Hofes Ludwigs XIV. geschaffen worden, sondern durch die Menge glänzender Schriftsteller, die sich durch des Schicksals Schluß im 17. Jh. zusammenfanden. Und sie wurden, was sie waren, nicht, weil sie sich nach dem Geschmacke der obern Klassen von Paris richteten und ihre Sprache schrieben, sondern weil sie sich nach den Mustern der Alten bildeten. So wurden sie die Gesetzgeber des Geschmacks ihrer Zeit, statt seine Sklaven zu sein. Freilich reden die guten Schriftsteller eines Volks keine selbsterfundene Sprache, sie fußen auf dem, was ihre Vorgänger geschaffen haben. Wäre die Mundart der blühendsten Provinz die Norm für die Schriftsprache, so würde diese sich ungemein rasch verändern, in Wahrheit seien es die guten Schriftsteller, die die Schriftsprache bilden. In Deutschland sei die schöne Literatur erst im Werden begriffen, es gehe nicht an, ein künftiges Genie zu binden, indem man die Sprache auf die Schriftsprache des Zeitraums von 1740—1760 beschränke. Wieland faßt seine Ausführungen am Schluß des Artikels im Novemberheft dahin zusammen, daß a) die hochdeutsche Schriftsprache sich nicht durch die Mundart irgendeiner blühenden Provinz, sondern nur aus den Werken der besten Schriftsteller bestimmen lasse, b) daß hiervon auch die Autoren des 16. und 17. Jhs. nicht ausgeschlossen werden dürften, c) daß die Zeit noch nicht gekommen sei, wo die Zahl der Schriftsteller, die den ganzen Reichtum der Schriftsprache enthalten, für geschlossen anzusehen sei, d) daß bis dahin die ältern Dialekte als eine Art von Fundgruben für die Bedürfnisse der Schriftsprache betrachtet werden müßten.

In dem zweiten Teil seines Aufsatzes, der vornehmlich gegen Adelungs Artikel «Was ist Hochdeutsch» gerichtet ist, leugnet Wieland, daß die Mundart der oberen Klassen Kursachsens unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache sei. Er habe mit sehr vielen kursächsischen Herren und Damen der oberen Klassen gesprochen, aber unglücklicherweise immer mit solchen, die, ganz abgesehen von der Aussprache, ebensoviel Provinzialausdrücke einmischten wie Angehörige irgendwelcher andern Landschaft. Nicht diejenigen, die unrichtig und provinzial sprächen, seien für Ausnahmen zu halten, sondern im Gegenteil diejenigen, die immer reines Hochdeutsch redeten; das Hochdeutsche werde nirgends in ganz Deutschland von den oberen Klassen durchgehends völlig rein und richtig gesprochen. Er hebt wieder die Bedeutung der Schriftsteller hervor, deren Geschmack nicht an eine blühende Provinz gebunden sei. Die Schriftsprache sei so lange unvollendet, als sie nicht in allen Fächern Meisterstücke habe. Erst dann werde sich die Grenzlinie zwischen der allgemeinen Schriftsprache, die zugleich

Sprache der guten Gesellschaft in allen Provinzen sei, und den Mundarten ziehen lassen. Aber auch diese allgemeine Sprache werde ihre Sprachdistrikte haben, von denen die Gesellschaftssprache der oberen Klassen nur einer sei; Umgangssprache und Schriftsprache im ganzen genommen würden nie zusammenfallen. Wieland wahrt ferner dem Dichter das Recht, mit Maß veraltete und provinzielle Wörter anzuwenden. Denn für ihn seien Worte Farben, Rhythmen und melodische Töne zugleich. Verständlichkeit sei nicht, wie Adelung behauptete, die einzige, sondern nur die erste Absicht der Sprache. Ein veraltetes oder provinzielles Wort könne mitunter einer Stelle die einzige richtige Farbe geben.

Adelung erwiderte höchst gereizt. Aber der Aufsatz «Über die schöne Litteratur der Deutschen» (Magazin I, 4, Nr. 5) ist ein Rückzugsgefecht. I, 1, S. 95 hatte er gesagt, wenn Sachsens Wohlstand sich seit dem Siebenjährigen Krieg auch vermindert habe, so sei doch der gute Geschmack geblieben. Man könnte vielleicht zugeben, daß er keinen Fortschritt gemacht habe. Aber es scheine, daß der Zeitpunkt von 1740—1760 der einzige wahre männliche Grad des guten Geschmacks für die Deutschen war, den sie nicht überschreiten sollten. Er sieht S. 98 das Heil der deutschen Literatur darin, daß man es so mache wie die Italiener, die nach langen Abirrungen zu den guten florentinischen Schriftstellern zurückkehrten. Denn «der gute Geschmack ist immer nur einer. Entweder hat Obersachsen denselben von 1740 bis 1760 gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seit dem in den Provinzen gefolget ist, sind Abwege und Verirrungen». Jetzt stellt Adelung es in Abrede, daß er den Grad der Güte, den Sprache und Literatur von 1740—1760 hatten, als das non plus ultra der deutschen Vollkommenheit vorgezeichnet, obersächsische Schriftsteller als die einzigen Muster hingestellt, den Geschmack auf Obersachen eingeschränkt und das Dasein guter Schriftsteller auch nach 1760 geleugnet habe. «Bloß von der Einheit des Geschmackes habe ich geredet, ohne den Grad seiner innern Güte weder bestimmen, noch demselben Gränzen setzen zu wollen» (S. 114). Die schöne Literatur eines Volkes müsse, wenn sie national sein solle, eine gewisse Einheit haben, wie die Sprache, und diese Einheit entstehe bei beiden durch den Geschmack der oberen Klassen in der ausgebildetsten Provinz. Während also Adelung im ersten Stück des Magazins von der absoluten Einerleiheit des guten Geschmacks gesprochen hatte, will er jetzt von der relativen Einheit des Geschmacks überhaupt, sei er gut oder schlecht, von der Einheit innerhalb eines Volks geredet haben, und er hat die Dreistigkeit, Wieland vorzuwerfen, daß er über die Einheit des Geschmacks und ihre Verbindung mit dem Begriff einer schönen Nationalliteratur ganz

hinwegsehe, d. h. Dinge ignoriere, die Adelung gar nicht gesagt hatte, die aber freilich von jetzt an sehr häufig in seinen Erörterungen wiederkehren. Er, der früher behauptet hatte, daß der gute Geschmack nur einer sei, leugnet jetzt, daß allgemeine Regeln und Grundsätze ausreichen, wenn der Geschmack national sein solle; sie müßten vielmehr aus der Sprache, den Sitten, dem ganzen Geschmack der Nation selbst abstrahiert werden. Aber er bleibt dabei, daß der Nationalgeschmack der Leitung der oberen Klassen der ausgebildetsten Provinz bedürfe, und bemerkt nicht, daß er sich selbst widerspricht. Denn wenn eine Nationalliteratur die Beobachtung der individuellen Eigenheiten einer Nation voraussetzt, so ist nicht einzusehen, wie die Literatur in einer Landschaft national sein kann, wenn die Eigenheiten dieser Landschaft andere sind als die der ausgebildetsten Provinz. Im übrigen betont Adelung wieder, daß er der deutschen Literatur nicht die Möglichkeit eines Fortschritts abgesprochen habe, sie müsse aber die Kontinuität der Entwicklung wahren. Die besten Schriftsteller brauchten auch gar nicht aus der blühendsten Provinz zu stammen, es komme nur auf die Befolgung ihres Geschmacks an. Ja, er geht so weit, zu erklären, daß unter gewissen Umständen Personen aus manchen Provinzen befähigter seien, den Geschmack und die Sprache der blühendsten Provinz nachzuahmen, als deren Einwohner selbst, weil sie Geschmack und Sprache studieren müßten. Dies gelte insbesondere von den Niedersachsen.[1]

Der Aufsatz über die Frage: Was ist Hochdeutsch (Magazin II, 4, Nr. 4) beharrt auf der alten These. Die Beweise, die jetzt zusammengestellt werden, sind, soweit sie die Kernfrage betreffen, nichts als Behauptungen, in die alles das hineingesteckt ist, was aus ihnen abgeleitet werden soll. Nämlich: der Sprachgebrauch, auf dem die Wahl unter verschiedenen möglichen Analogien beruht, habe seinen Grund ganz in den individuellen Umständen einer in enger bürgerlicher Vereinigung lebenden Menschenmenge. Jede Sprache könne daher nur im gesellschaftlichen Leben entstehen und ausgebildet werden. Schriftsteller lebten aber nicht in der engeren gesellschaftlichen Verbindung, die dazu erfordert wird, unter so vielen möglichen Analogien der einen den Vorzug zu geben. Daher könnten sie Sprache weder erfinden noch fortbilden. Das war nun eben zu beweisen, aber Adelung dreht den Spieß um und beschuldigt seinen Gegner willkürlichen Widerspruchs. Wiederum bemerkt er nicht, daß er sich selbst ad absurdum führt. Wenn Schriftsprache und Umgangssprache so enge verknüpft sind, so würde

[1] Ähnliches hatte Rüdiger im Neuesten Zuwachs II, 56 gesagt. Vgl. auch oben **131. 132.**

es jedem, der nicht lange Zeit in Obersachsen gelebt hat, unmöglich sein, in der Literatur etwas anderes zustande zu bringen als einen Cento aus obersächsischen Schriften. Er würde keine Wendung, geschweige denn ein Wort selbständig bilden können, weil ihm das Gefühl für die Lebensfähigkeit der Analogien, die Produktivität der Suffixe abginge. Die deutsche Sprache wäre für ihn ebenso tot wie die lateinische. Das war sie nun freilich in jener Zeit noch für einen Teil der Süddeutschen[1], aber im Norden standen die Dinge doch anders.

Gegenüber Wielands Bemerkungen über die Fehler der kursächsischen Umgangssprache beruft sich Adelung auf seine eigene Erfahrung. In Obersachsen komme der mündliche Ausdruck der Schriftsprache am nächsten. Dieses «am nächsten» sei zu betonen, weil der flüchtige mündliche Ausdruck weniger Wahl und Überlegung gestatte als der schriftliche. Selbst der eigentliche Provinzialdialekt, die Sprache des Volkes in Meißen, weiche viel weniger von der Schriftsprache ab als die Volkssprache anderer Landschaften.

S. 90 beruft sich Adelung auf das Zeugnis vieler Schriftsteller aus den Provinzen, die unsere Schriftsprache Sächsisch, Obersächsisch oder Meißnisch nennten. Er könnte leicht ein halbes Hundert solcher Zeugnisse zusammenbringen, wenn es die Mühe des Aufsuchens belohnte. Diese Mühe hat er sich schließlich doch genommen; sie hat ihm aber für den Artikel im Magazin II, 1, Nr. 1 nur eine ziemlich kritiklose Sammlung von etwa 20 Stellen eingetragen.[2] Das hindert ihn aber nicht, im Magazin II, 4, S. 144 und im «Stil» I, 52 zu behaupten, er habe 50 unverdächtige Zeugen vorgeführt. Und er erklärt an der zweiten Stelle, wenn Zeugen von der Art seien, daß sie die Wahrheit hätten wissen können, und kein begründeter Zweifel gegen ihre Ehrlichkeit vorliege, so sei es jedes Vernünftigen Pflicht, ihr Zeugnis als wahr anzunehmen.[3]

---

[1] Alxinger schlug beinahe jedes Wort in Adelungs Wörterbuch nach, ehe er es niederzuschreiben wagte; vgl. Zs. f. d. österr. Gymnasien 1888, 762.

[2] Es figurieren da J. J. Scaliger, der Plagiator Villavincentius (vgl. Borinski, Die Poetik der Renaissance, S. 286), Zesen, der sich selbst als Meißner betrachtete (vgl. oben 92), Stieler wegen seiner schmeichlerischen Widmung an den Kurfürsten von Sachsen (vgl. 130), Brockes (vgl. 134), Bodmer, der doch später seine Ansicht geändert hatte. Ja sogar Schottelius muß als Zeuge dafür auftreten, daß man schon früh das Meißnische mit dem Attischen verglichen habe.

[3] Das geht gegen Rüdiger, Neuester Zuwachs 3, 95, der u. a. bemerkt hatte, daß mit allen Zeugnissen nichts dargetan

Wieland wies als Musophilos verschiedene Verdrehungen Adelungs kurz zurück; in seiner Rolle als Vermittler bat er Adelung, sich über mehrere Fragen zu äußern. Nämlich: Hat der Dichter wirklich nur das Recht der Auswahl aus der Gesellschaftssprache? Gibt es im Wechsel der lebendigen Sprache nicht etwas Beharrliches, das zum geheiligten Sprachgebrauch geworden ist? Sind wirklich alle in der obersächsischen Umgangssprache veralteten Wörter nur deshalb ausgeschieden worden, weil sie entbehrlich waren? Gibt es nicht Wörter, die durch den Schriftsteller von Geschmack gleichsam geadelt werden könnten? Ist der Versuch, einen komischen Stil zu begründen, unter die geschmacklosen Torheiten der letzten 20 Jahre zu rechnen, und wenn nicht, darf der komische Dichter nicht von dem ganzen Reichtum der deutschen Sprache und ihren Dialekten Gebrauch machen? Auf diese Fragen ist Adelung nicht mehr im Magazin, wohl aber im Buch über den Stil widerwillig eingegangen, ohne Wesentliches von seinen Behauptungen zurückzunehmen.

197. Im letzten Stück des Magazins (II, 4, Nr. 4) hat Adelung nochmals die Gründe für seine These zusammengefaßt. Es sind «philosophische» und «historische». Jene sollen den allgemeinen Satz erweisen, daß Schriftsprachen weder ihrem Ursprung noch ihrer Ausbildung nach ein Werk der Schriftsteller, sondern immer die Gesellschaftssprache der obern Klassen der ausgebildetsten Provinz seien. Der erste Grund deduziert den Satz aus dem Begriff der lebendigen Sprache, die nicht nur in Schriften, sondern auch im geselligen Umgang einer Menge von Menschen gebraucht wird. Der zweite operiert mit der «Natur der Sache» und bringt die alte Behauptung vor, daß die gesellschaftliche Verbindung der Schriftsteller nicht so enge sei, daß sie Sprache erzeugen und nach gleichförmigen Analogien ausbilden könnten. Der historische Beweis, der dartun soll, daß die deutsche Schriftsprache die Gesellschaftssprache des südlichen Sachsens sei, rekapituliert kurz die Gründe für Sachsens Blüte und verweist auf die beigebrachten historischen Zeugnisse.

---

werde, «als daß auch andere und ältere Herren Adelungs Meinung sind». Gegen Rüdiger hatte sich Adelung schon im Magazin I, 4, S. 161 gewendet, ohne jedoch auf seinen Vorwurf, daß die Zeugnisse z. T. unbestimmt lauteten und meistens die obersächsische Mundart nur als die beste bezeichneten, wirklich einzugehen.

Aus dem polemischen Teil des Aufsatzes ist ein Punkt hervorzuheben. Adelung geht jetzt näher auf das ein, was er Fehler einzelner Personen nennt. Man müßte, um ihn zu widerlegen, zeigen, daß der gesellschaftliche Ausdruck der obern Klassen Sachsens so viele eigene und allgemeine von den Analogien der Schriftsprache abweichende Analogien habe, daß man beide für verschiedene Mundarten halten müsse. Adelung leugnet dies. Er gibt zu, daß vielleicht jeder gebildete Kursachse im mündlichen Ausdruck Fehler und Nachlässigkeiten begehe; aber der Gegner müßte beweisen, daß diese Abweichungen nicht für Fehler, sondern für die wahren Formen gehalten werden. Das bringt etwas ganz Neues in die Diskussion. Adelung gibt, ohne es zu merken, zu, daß die Schriftsprache das Ideal für die Umgangssprache sei. Das war ja aber auch die Voraussetzung für die Behauptung Wielands, daß das Hochdeutsche von den obern Klassen nirgends völlig rein und richtig gesprochen werde.

Die in diesem Artikel und andern des Magazins ausgesprochenen Ansichten kehren in dem Buch über den deutschen Stil wieder. Merkwürdig ist, daß hier I, S. 23 nicht die Jahre 1740—1760, sondern das zweite Viertel des 18. Jhs. als die Epoche bezeichnet wird, in der diejenigen Schriftsteller von Sachsen ausgingen, die in kurzem Muster der «Wohlredenheit» für ganz Deutschland werden sollten.

198. Die deutsche Literatur ist über den Standpunkt von 1750 oder 1760 hinausgeschritten, und so gerieten Adelungs Ansichten, die noch 1794 von Klopstock in den grammatischen Gesprächen und 1804 von Voß in der Besprechung dieses Werks in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung heftig bekämpft wurden, im 19. Jh. wegen ihrer Beschränktheit in Verruf. Die historische Betrachtung muß auch hier aus den widerspruchsvollen Reden Adelungs den wahren Kern herausschälen. Er hat etwas Richtiges geahnt, wenn er im U. L. die neuere Schriftsprache aus einer Durchdringung der ältern mit obersächsischen Eigentümlichkeiten hervorgehen ließ. Wir werden ferner ihm, dem gebürtigen Niederdeutschen, glauben müssen, daß die obersächsische Umgangssprache der Schriftsprache am nächsten kam. Daß sie mit ihr zusammenfiel, konnte er gar nicht behaupten, insofern er sich der Folgen aus

seinen eigenen Aufstellungen bewußt wurde, nach denen die Schriftsprache eine Auswahl aus der Umgangssprache ist und auch gewisse Wendungen weiterführen darf, die im gesellschaftlichen Leben aufgegeben worden sind. Wenn er meint, daß die Abweichungen von der Schriftsprache in Sachsen selbst als Fehler betrachtet würden, so birgt sich darin die Erkenntnis, daß im Norden die Schriftsprache in weit höherm Maße der Umgangssprache als Norm vorschwebt, als im Süden, wo heute noch in der Schweiz der Dialekt uneingeschränkt herrscht und etwa in Österreich ein einfaches Präteritum in der gesprochenen Sprache unerträglich geziert erscheint. Berechtigt ist auch der Hinweis darauf, daß das Deutsche eine lebendige Sprache ist. Das Wesen der lebendigen Sprache besteht nun freilich nicht darin, daß die Schriftsprache mit der Umgangssprache zusammenfällt; wohl aber müssen beide Sprachformen sich aufeinander beziehen lassen. Soll diese Beziehung konstant sein, so muß nicht nur in der Schriftsprache, sondern auch in der Umgangssprache Einheit herrschen. Von einer solchen Einheit der Umgangssprache sind wir freilich noch heute sehr weit entfernt, und das beeinträchtigt mehr, als man gemeiniglich denkt, die Einheit der ästhetischen Wirkung unserer Literatur.

Einheit ist aber das sprachliche Ideal Adelungs. Gegen die rationalisierenden Bestrebungen der Reformer warf er einen Damm auf, indem er die Sprachrichtigkeit an etwas unzweifelhaft Gegebenes anknüpfte. Um die Autonomie des Hochdeutschen zu sichern, identifizierte er es mit einer bestimmten Mundart. Nun geriet er aber in die Schwierigkeit, daß diese Mundart doch die Sprache für ganz Deutschland sein sollte. Er ließ sich verführen, aus der festen Position des geschichtlich Gegebenen herauszutreten in das weite Feld der Vernünftelei. Die hochdeutsche Mundart sollte nicht bloß deshalb die allgemeine Schriftsprache sein, weil sie es eben ist, sondern weil sie besser ist als die andern. Die Verfolgung dieses Gedankens lockte ihn hinüber in das Gebiet literarischer und ästhetischer Betrachtung, für die der nüchterne Mann nun einmal nicht geschaffen war.

199. Besser erging es ihm auf dem eigensten Gebiet des Grammatikers, der Orthographie. Er lehnt die rationalisierenden, die Einheit der Schriftsprache bedrohenden Re-

formen ab und bleibt bei dem feststehenden Gebrauch, dessen Gesetze der Sprachlehrer nur aufzusuchen und darzulegen, nicht zu verändern habe. Zugleich sucht er aber den Gebrauch gegenüber den Angriffen der Reformer zu rechtfertigen. Den Gedanken, daß die dunkle Empfindung mit der deutschen Orthographie etwas im ganzen Vernünftiges geschaffen habe, hat er von Mäzke, dem er auch sonst für die Darstellung der Orthographie mancherlei verdankt. Aber während Mäzke durch die Orthographie wissenschaftliche Erkenntnisse verbreiten wollte, erklärt Adelung immer wieder, daß der einzige Zweck der Schrift möglichst leichte Verständlichkeit fürs Auge sei. Daher weist er der graphischen Etymologie nur insofern die Aufgabe zu, den Bau eines Wortes aufzuschließen, als dadurch die Verständlichkeit befördert werde. Dies geschehe z. B., wenn *lieblich* nicht *liplig* geschrieben werde, weil man dadurch sofort auf das Stammwort *Liebe* und die Ableitungssilbe *lich* verwiesen werde. Auch das ist übrigens ein Gedanke Mäzkes. Ja sogar die Formulierung, daß die erweisliche nächste Abstammung zu bezeichnen sei, klingt an Äußerungen Mäzkes an. Vgl. Versuch in Deutschen WörterFamilien, S. XIf. Aber alle diese Grundsätze hatten Mäzke nicht davor bewahrt, der Orthographie seine etymologische Afterweisheit aufzudrängen.

Auch von andern Gegnern hat Adelung gelernt. Die Vermutung, daß die Dehnungszeichen zum Teil aus ästhetischen Gründen eingeführt wurden, um «magern» Wörtern mehr Umfang zu geben (zuerst U. L., II, 744), geht auf eine Bemerkung Fuldas, Sprachf., I, 165 zurück; Fulda ist seinerseits vielleicht durch eine Äußerung Aichingers (Schwäb. Magazin, 1776, S. 101) angeregt worden. In solchen Fällen die Gegner zu zitieren, ist nicht Adelungs Art. Auch seine Polemik ist mitunter ungerecht[1] und geht den Dingen nicht immer auf den Grund. Wenn er behauptet, der Schreib-

[1] Ein starkes Stück ist, daß er U. L. II, 717 Schreibungen wie *stelen* = *stellen* auf Klopstock zurückführt. Und wenn er die Vermutung ausspricht, daß Klopstock sich mit seinen Reformvorschlägen nur einen Scherz gemacht habe, so beweist dies, daß er Klopstocks orthographische Aufsätze nicht gelesen und von der in Reformorthographie gedruckten Ausgabe des Messias von 1780 keine Notiz genommen hat.

gebrauch sei ein Teil des Sprachgebrauchs und daher heilig, so hat er nicht bedacht, daß Sprache und Schrift auf ganz verschiedene Weise erlernt werden. Und, wie die Orthographie einer Entwicklung fähig ist, wenn der einzelne sich unbedingt an den geltenden Gebrauch binden muß, hat er zum mindesten nicht klar gemacht.

200. Hat Adelung in der Grammatik seine eigenen Grundsätze befolgt? Das genaue Verhältnis seiner Regeln zu dem Gebrauch der von ihm für mustergültig angesehenen Schriftsteller müßte eine besondere Untersuchung feststellen. Aber von seinen orthoepischen Lehren läßt sich zeigen, daß sie sich in den Bahnen Gottscheds und anderer Niederdeutschen bewegen.

Nach seiner Theorie ist die richtige Aussprache die Aussprache der obern Stände Kursachsens. Wenn er nun U. L., II, 687 behauptet, daß die gute kursächsische Aussprache *e* und *ö*, *i* und *ü*, *ei* und *eu* sehr genau unterscheide, so werden wir dieser Versicherung einiges Mißtrauen entgegenbringen dürfen, da so viele Zeugnisse aus alter und neuer[1] Zeit dagegen sprechen. Doch können wir freilich die gebildeten Kursachsen des 18. Jhs. nicht mehr als Zeugen vernehmen. Aber in einem andern Fall können wir Adelung bei seinen eignen Worten fassen. Er gibt U. L., II, 684 zu, daß man den Obersachsen die Verwechslung von *b* und *p*, *d* und *t* zum Vorwurf machen könne. Er versucht hier freilich eine Einschränkung: «diese Verwechselung ist denn hier doch bey weitem so groß und so allgemein nicht, als man wohl behauptet, wenigstens nicht unter solchen Personen, welche mit Aufmerksamkeit auf sich sprechen.» Ähnlich Magazin, I, 1, 33. Aber diese Ausflucht können wir nicht gelten lassen. Wenn, wie Adelung so oft sagt, die Abweichungen einzelner Personen nichts beweisen, so beweist es auch nichts, wenn einige Obersachsen sich die Unterscheidung der weichen und harten Laute angewöhnt haben. Im Magazin, I, 4, 136 heißt es auch ohne Umschweif: «Die Verwechselung der weichen Hauptlaute *b* und *d* mit den harten *p* und *t* ist gegründet». Wenn er nun im U. L. hypothetisch, hier assertorisch hinzufügt, dies beweise nur,

[1] Vgl. Karl Albrecht, Die Leipziger Mundart, S. X. R. Hildebrand, Zs. f. d. deutschen Unterricht 7, 153ff. 449f.

daß der höchste Grad der Vollkommenheit nirgends sei, so gibt er damit zu, daß die richtige Aussprache des Hochdeutschen ein Ideal und nicht die Aussprache der höhern Stände Kursachsens ist. Wäre sie dies, so hätte ja der Sprachlehrer einfach zu erklären, daß das Hochdeutsche keinen Unterschied zwischen weichen und harten Konsonanten kenne und daß die graphische Unterscheidung von *b* und *p*, *d* und *t* ebenso zu beurteilen sei wie die Doppelheit *f* — *v*. Das fällt aber Adelung gar nicht ein. Er nimmt, wie Brockes, Gottsched, Klopstock usw., den Maßstab von der Schrift, die er nach seiner niederdeutschen Aussprache interpretiert.[1]

Er bestimmt sogar die Aussprache in Fällen, wo ihm weder die Schrift noch die kursächsische Aussprache einen Anhalt bot. Wenn er U. L., I, 148ff. feststellt, wann der Buchstabe *d* auch im Hochdeutschen wie *t* zu sprechen sei und wann er seine weiche Aussprache behalte (z. B. hart in *niedlich*, weich in *Kindlein*), so ist klar, daß er seine eigene Aussprache beschreibt — wenn er nicht einfach den Angaben anderer folgt; angeregt ist er jedenfalls durch Mäzkes Untersuchungen worden.

Wenn irgendwo, so mußte die obersächsische Aussprache in der Bestimmung der Qualität der *e*-Laute zur Geltung kommen. Adelung weicht hier nun sehr von den Angaben

---

[1] Vgl. U. L. II, 685: «Die Niederdeutschen haben in der sorgfältigen Unterscheidung der weichen und harten Buchstaben vor den Obersachsen einigen Vorzug». Ähnlich Magazin I, 1, 33. Sehr weit, wenn man Adelungs Hartnäckigkeit bedenkt, geht das hypothetische Zugeständnis Magazin I, 4, 136f.: «Gesetzt aber auch, die Obersächsische Aussprache wäre fehlerhaft, (welches sich denn doch nicht nach der Aussprache der Provinzen würde beurtheilen lassen,) so beweiset das in der Hauptsache nichts. Soll doch das Toscanische von gebohrnen Römern besser ausgesprochen werden, als in Florenz und Siena selbst». — In der Vollständigen Anweisung zur Deutschen Orthographie, S. 59f., sucht er wieder die Ehre Sachsens zu retten, ähnlich wie U. L. II, 684. Übrigens gibt er dabei die Idealität der guten Aussprache zu: «Indessen erkennet man in Ober-Sachsen diesen Fehler selbst, und es gibt Personen genug, welche ihn glücklich zu vermeiden wissen, daher er als keine herrschende Eigenheit, und noch weniger als eine für richtig gehaltene Analogie gelten kann».

Karl Albrechts in seinem Buch über die Leipziger Mundart ab, stimmt dagegen vielfach mit Klopstock überein.[1] Wenn man nun bedenkt, daß gerade in diesem Punkt noch heute die Mundart die Aussprache des Schriftdeutschen entscheidend beeinflußt, werden wir wieder zu der Annahme genötigt, daß Adelung nicht die obersächsische, sondern die ihm von Jugend auf vertraute niederdeutsche Aussprache darstelle.

Gewisse nicht zu überhörende Abweichungen des Obersächsischen von der Schrift hat Adelung allerdings als gut Hochdeutsch anerkannt, so vor allem die *sch*-Aussprache des vorkonsonantischen *s*, vgl. U. L., I, 170. Wie weit er in Einzelheiten zuverlässig ist, wäre wiederum besonders zu untersuchen.[2]

---

[1] Adelung kennt wie Klopstock nur eine Qualität des kurzen betonten *e*. Die meisten gedehnten Umlaut-*e* erklärt er für «tief», d. h. für offen; U. L. I, 262ff. Damit vergleiche man die Angaben Albrechts S. 4. Die Dresdener Aussprache würde nach Albrechts Mitteilungen in manchen Wörtern zu Adelungs Vorschriften stimmen; man bedenke aber, daß Adelung zur Zeit der Abfassung des U. L. noch in Leipzig lebte.

[2] Ein guter Beobachter war Adelung nicht. So schreibt er, Orthographie, S. 57, den Schlesiern die Aussprache *kutt* (= *gut*) zu, behauptet, daß sie wie die Niedersachsen selten einen Unterschied zwischen den Hauch- und Gaumenlauten machen *(jar = gar, Gar = Jahr)* u. dgl. mehr. Vgl. auch HZ. 48, 346ff.

Register.

Die fetten Zahlen weisen auf die Paragraphen, die anderen auf die Seiten hin.

Adelung **181—200.** 4. 9. 20. 30. 32. 113. 141. 156. 210. 228. 238. 243. 248. 251. 252. 255. 259. 268. 270. 271. 272. 275. 278. 285. 293. 314. 316. 329.
Aichinger **144. 153. 169.** 2. 4. 207. 210. 244. 246. 248. 252. 256. 263. 283. 285. 306. 308. 382.
Albertinus 127.
Albertus **36. 38—42.** 5. 19. 62. 63. 73. 74 f. 78. 79. 83. 104. 107—110. 139. 215. 218. 226.
Albrecht, Herzog von Bayern 64.
Alexander de Villa Dei 23.
Alsted 27. 30. 94.
Althamer 70.
Alxinger 378.
Amadis 126. 158.
Amon, Placidus 225. 363.
Antesperg **127.** 5. 245. 253. 255.
Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig 129.
Apollonios Dyskolos 22. 23.
Aristoteles 22. 72. 178.
Arnauld, Antoine 30.
Arndt, Joh. 158.
Asträa 126.
August, Herzog von Braunschweig 122. 128. 129.
August, Herzog zu Sachsen 117.
August II. und III., Kurfürsten von Sachsen 242. 374.
Aventinus **9.** 126. 164. 225 f.

Bachmann, Andreas 98.
Balde 212.
Bärmann 5.
Basedow **149.** 5.
Batteux 31.
Beauzée 30. 286.
Becherer **55.** 5. 81. 98. 103. 104. 207.
Bel **115.** 5. 84. 204. 207. 211. 228.
Bellin **108. 109.** 5. 115. 133. 149. 158. 172. 182. 194. 199. 218.
Bense du Puis 84.
Besser 243.
Bibliander 217.
Biester 374.
Blankenburg 372. 374.
Bob 6. 245.
Boccaccio 120.
Bödiker, Johann **112. 113. 132.** 6. 189. 194. 203—208. 211. 212. 216. 228. 242. 255. 260.
Bödiker, Karl Edzard 195 f.
Bodmer **151. 156.** 6. 28. 246. 368 f. 378.
Braun **157.** 6. 246. 247.

Breitkopf 305. 329.
Brockes **134**. 6. 217. 242. 316. 378. 384.
de Brosses 326.
Brücker **62**. 6. 78. 104. 111. 122. 125 f. 139. 140. 187. 207.
Buchner **84**. 7. 121 f. 127. 146. 147. 149. 155. 158. 161. 189. 193.
Bünau 243.
Buscher 126.
Butschky **88**, Anm. 1; 7.

Camerarius 24.
Campanella 30.
Campe 272.
Canitz 243.
Caucius 62. 67.
Cellarius 208.
Chlorenus **125**. **129**. 7. 212. 226. 278.
Christ **135**. **136**. 244. 251. 281.
Clajus, Grammatiker **44—48**. 7. 9. 37. 47. 63. 81—83. 85. 94. 98. 108. 125—127. 139. 141. 185. 192—194. 200. 207. 213.
Clajus, Pegnitzschäfer 167.
Clauberg **111**. 7.
Clemann **126**. 7.
Coclaeus **9**. 36.
Condillac 31. 326.
Connanus 80.
Court de Gébelin 30.
Cundisius 87.
Cuspinianus 61.

Dante 119. 120.
Decker 117.
Denst **158**, Anm.; 7. 256.
Diderot 31. 326.
Dinkler 323.
Dionysios Thrax 22. 23.
Dolet 56.
Domitor s. Hemmer.
Donatus a Transfig. Domini 8. 213. 246. 252.
Donatus, Aelius **23**. 27. 34. 50.
Dornblüth **155**. 8. 242. 246. 248. 296.
Dorothea Maria, Herzogin von Sachsen-Weimar 95.
Dubois (Sylvius) 67.
Duns Scotus 23.

Eccard 149.
Einhard 38.
Enkelmann **177**. 8. 316. 322.
Estienne, R. 67.
Etlicher Niedersachsen Grammatische Anmerkungen **126**. **133**. 8.
Evenius 98.
Exercitium puerorum grammaticale **9**. 36.

Faber, Joh. D. 246.
Fabricius, G. A. 98.
Fabricius, Johann Albert **128**. 8.
Fabritius **23**. 8. 40. 68. 108. 109.
Feind, Barthold 117.
Finck, Kaspar 123. 126.
Fischart **29**.
Fischer, Christoph 126.
Flacius Illyricus 28.
Fleming 150. 243.
Frangk **17**. 8. 43. 47. 53. 54. 58 f. 60. 67. 69. 76. 104. 108. 111. 139. 188.
Fränklin **164**. 9. 246.
Freher 57.
Freyberger, Andreas 13. 212.
Freyer **124**. 9. 207. 208. 227. 231 f.
Friebel, Georg 212.

Friedrich, Bischof von Würzburg 64. [243. 255.
Frisch **118**. 6. 9. 196. 208. 232.
Frischlin 24.
Fuchßperger **24**. 9. 108 f.
Fulda **162**. **166**. **173**. **179**. 4. 9. 29. 210. 226. 246. 248. 268. 271. 272. 283—285. 287. 297. 298. 304. 306. 312—314. 317 f. 319. 321. 323. 332. 343. 346 bis 349. 365. 368. 382.
Funk **152**. 9.

Garnier 62. 67.
Gasto von Perlensee 117.
Gerlach **147**. 9. 245. 256. 260.
Gerstenberg 272.
Girard 259.
Girbert **105**. **130**. 9. 87. 201. 207.
Gottsched, J. Chr. **137—142**. 10. 11. 32. 56. 113. 164. 208. 209. 210. 212. 223. 226 f. 248. 249 bis 253. 255—260. 262—268. 269. 274. 297. 299 f. 305. 307. 316. 329. 332. 363. 364. 371. 374. 383. 384.
Gottsched, Luise Adelgunde Viktoria 241.
Göze, Georg 7. 143.
Gräter 274 f. 277—279. 281.
Gregor XIII. 64.
Grossius 94.
Grüßbeutel **22**. 10. 48.
Grüwel 234.
Guarna 128.
Gueintz **69—73**. **99**. 9. 10. 82. 84 f. 90. 104. 120. 121. 129. 130. 132. 134. 136. 139—141. 149. 150. 160 f. 164 f. 167. 172—175. 177—180. 183 f. 185. 188. 189. 199. 203. 207. 209.
Guevara 127.
Guichard 27.
Günther, J. Chr. 115. 243.

Habendorf **127**. 10. 210.
Habichthorst 149. 150. 155. 158.
Hager **63**. 10 f. 139. 140. 149.
Hanmann **86**. 11. 219.
Harris 31.
Harscher, Hans 41.
Harsdörfer **97**. **101**. 11. 110. 115. 118. 150. 151. 160. 166—175. 177—184. 202. 217. 222.
Haug 277. 278.
Heinsius 115.
Heinze **150**. 11. 251. 257.
Helber **26**. 11 f. 109. 140.
Helwig **58**. 12. 30. 85. 95. 97. 103. 122. 123. 126. 185.
Hemmer **161**. **166**. **170**. 12. 247. 248. 252. 259. 272. 273. 277. 283. 284. 286. 287 f. 295. 299. 304. 313. 315. 317. 362. 363.
Hempel **145**. 12. 256.
Henisch 182.
Henricus **9**.
Hentschel **120**. 12. 209. 315.
Herder **180**. 12. 31. 248. 259. 332. 337. 342. 346—348.
Herennius 44.
Heynatz **158**. **167**. 7. 8. 12. 88. 248. 249. 251. 257. 273. 285. 287. 295. 316. 364.
Hickes 28. 31.
Hieber, Gelasius 227.
Hieronymus 263.
Hille, Karl Gustav v. 160. 166.
Hirschfelder, Bernhard 41.
Hoffmann s. Donatus a Transfig. Domini.
Hofmanswaldau 114. 115. 212.

Hübner, Joh. 146.
Hueber **19**.
Hulsius, Levinus **53**, Anm. 2; 125.
Humboldt, W. von 331.

Ickelsamer **20**. 12 f. 51—53. 56. 59. 60. 68. 102 f. 104. 106—109. 133. 139.
Isidorus 28.

Johann, Markgraf von Brandenburg 44.
Johann Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar 96.
Jordan, Peter **21**. 13. 48.
Josephus 82.
Jungius 92.
Junius 28.

Karl d. Gr. 38. 137.
Karl III., Herzog von Lothringen 65. 66.
Karlstadt 48.
Kero 281. 309.
Klein, Anton 247.
Klopstock **160**. **166**. **167**. **176**. 13. 29. 217. 248. 271. 283. 287. 304. 305. 322. 323. 332. 365. 372. 380. 382. 384. 385.
Knöringen 64. 68.
Köfferl **21**.
Kolroß **25**. 3. 13. 47. 67. 104. 108 f. 139.
Körber **121**. 5. 13. 84. 204. 228. 232.
Köthener Sprachlehr **57**. 13. 91 bis 94. 95. 97. 122—124.
Krachenberger 60.
Kramer 13. 212.
Krantz, Albert 126.
Kromayer **59**. 13. 85. 87. 91. 101. 106. 107. 125 f. 207.

Lambert, J. H. 31.
Lambrecht, Joost 56.
Lancelot, Cl. 30.
Langjahr 203. 207.
Lazius 29. 281.
Leibniz 26. 31. 128. 333. 338. 340. 354.
Lessing 259. 304. 305. 306.
Lignet s. Enkelmann.
Lindner 13. 257.
Liutbert 38.
Livius 82. 127.
Lochner s. Chlorenus.
Logau 115.
Lohausen 127.
Longolius **117**. 14. 207.
Ludwig XIV. 375.
Ludwig, Fürst von Anhalt 90. 104. 116. 117. 120. 121 f. 127. 129. 130. 135. 137. 140. 160 bis 168. 172—175. 178—180. 182—184.
Luther 45. 48. 61. 71. 75—77. 79. 82 f. 113. 114 f. 121. 126. 158. 159. 165. 169—171. 175. 180. 194. 197. 217 f. 225—227. 242. 248. 267 f. 364. 367—370.

Maggio, Lorenzo 64.
Maria Theresia 247. 253.
Marteau, Pierre 117.
Martin, J. 127.
Martini, P. 210.
Mascau 243.
Matthesius 126.
Maupertuis 326.
Max **127**. 14. 253.
Maximilian I., Kaiser 45. 60.
Maximilian I., Kurfürst von Bayern 227.
Maximilian, Erzherzog 64.

Mäzke **159. 166. 171. 175. 178.** 14. 248. 274. 277. 280. 283. 286. 288. 295. 299. 304. 323 bis 325. 332. 353. 382. 384.
Mechovius, Joachim 182.
Meichßner **16.** 14. 46. 47. 60. 68. 106. 185.
Meigret 56.
Meiner 14. 31.
Melanchthon 24. 36. 66. 74. 203.
Melissus **28.** 58 f. 61. 180.
Merula 28.
Meusel 9. 249. 256. 269. 270. 276.
Meyster, Philips 106.
Michaelis, J. B. 339. 364. 366. 367.
Micyllus 24.
Möller 126.
Morhof, Caspar Daniel 220.
Morhof, Daniel Georg **111. 131.** 14. 27. 196. 207. 219.
Mosheim 243.
Münster, Seb. 126.
Muzio, Girolamo 119.
Mylius, Abraham 27.

Nast **163. 166. 168. 172. 174.** 15. 210. 246. 248. 249. 251. 277. 278. 286. 293. 297 f. 309. 318. 319. 321. 332. 365.
Nebrixa 56. 57.
Neukirch 243.
Neumann, Kaspar 282.
Nibelungen 28.
Niklas von Wyle **14.** 42 f. 52 f. 56.
Nikolaus Franz von Lothringen 83.
Notker 38.

Olearius **60.** 15. 140. 188.
Ölinger **37—40. 43.** 15. 37. 62. 63. 67 f. 74 f. 77—79. 81. 83. 85. 87. 104. 107 f. 125. 127. 191. 200. 207.
Opitz **83.** 11. 15. 114 f. 121. 142—144. 147. 149. 158. 183. 189. 191. 212. 225. 237. 243.
Oppelt 212.
Otfrid 28. 37. 38. 225. 281. 309. 311.
Overheide **107,** Anm.; 207.

Palaemon, Remmius 23.
Palthen 28.
Peletier 56.
Petrarca 119. 120.
Philipp, Landgraf von Hessen 80.
Pietsch 243.
Pillot 62. 67.
Piscator 150.
Plato 22.
Plutarchos 127.
Polhelm, Winand von 166.
Pölmann **110.** 2. 15. 192. 196. 200. 207.
Popowitsch **146. 154.** 15 f. 245. 248. 249. 256. 263. 275. 283. 363.
Praetorius, O. 143.
Prasch **107.** 16. 199.
Priscianus 23. 72.
Pudor **106.** 16. 204.

Quandt 244.
Quintilianus 135. 214. 224. 359.

Ramus 24. 56. 57. 123.
Ratichius **56. 57.** 30. 80. 85—87. 91 f. 95 f. 98. 101. 103. 105 f. 112. 121—123. 177. 211.
Rebhun 61.
Rechtschreibkunst (Konstanz 1771) 246.
Rechtschreibung (Wien 1774) 245.
Rechtschreibung (Würzburg 1764) 246.

Reichard **152**. 1. 7. 16. 84. 88. 122. 126. 130. 187. 194. 196. 211. 228. 252. 363.
Reinhold, W. F. H. 279.
Reinmar 267.
Reuchlin 25.
Rhegius, Urbanus 126.
Rhenanus, Beatus 70.
Richey **128**. 16.
Richter, J. G. 16. 316.
Rist 159. 161.
Ritter **49—51**. 16. 37. 64. 78. 79. 83. 94. 98. 104. 107. 125 f. 156. 227. 232.
Rivius 58.
Rodt, Stephan 61.
Rompler von Löwenhalt 117. 150. 182.
Rosa, Phil. Samuel 282. 287.
Rousseau, J. J. 326.
Rüdiger, J. C. C. 1. 246. 249. 256. 275. 276. 286. 373 f. 377. 378 f.

Salviati 119—121.
Sanctius 24. 201.
Sattler **18**. 16. 104. 106. 108. 109. 111. 125. 212.
Saur, Abraham 106.
Scaliger, J. C. 24. 30.
Scaliger, J. J. 378.
Schede s. Melissus.
Scheräus 84.
Schiele **152**. 16. 252.
Schilter 28.
Schlegel, J. H. 9. 259. 353.
Schmotther **120**. 16. 212. 255. 269.
Schneuber 118. 150.
Schönsperger 45.
Schöpf **52**. 16 f. 78.
Schottelius **74—82**. 9. 17. 32. 67. 79. 81 f. 84. 104. 112. 113. 115 f. 120—122. 128. 143 f. 147 f. 154 f. 158. 160—169. 171—182. 184—187. 189. 192. 193. 195. 198—204. 207. 210. 212. 214—219. 227 f. 232. 234 f. 238. 244. 251. 255. 281. 306. 315. 324. 363. 378.
Schryfftspiegel **15**. 17. 44—46. 52.
Schwabe, J. J. 258.
Schwarzenberg 225. 226.
Schwenckfeldt 48.
Scioppius 218. 219.
Scriver 220.
Seibt 247.
Seilern, Graf 211.
Serre 126.
Sextus Empiricus 213.
Siebenhaar, Malachias 155. 158.
Sleidanus 82. 126.
Smith, Adam 31. 326.
Spalatinus 225.
Steinbach **119**. 17. 84. 204. 207 f. 211 f. 228. 232. 250—252. 255.
Stieler **114. 130**. 17. 84. 203 f. 207. 228. 232. 378.
Stosch 17. 315. 316.
Sumaran 78 f. 84.
Süßmilch 326.

Tatianus 28.
Ten Kate 20. 28. 31.
Teutleben 117.
Tieck 29.
Titz **85. 87**. 18. 114. 139. 159. 221.
Töllner **123**. 18.
Tory 56.
Trautson 249. 253.
Trissino 56 f. 119.
Tscherning **85**. 18. 144. 155. 157.

Ulrich V. von Württemberg 41.
Utenhove, Jan van 56.

Valla 23.
Varro 22 f. 175.
Vater, J. S. 331.
Veldeke 267.
Venator, B. 114.
Vienna, Franciscus 61.
Villavincentius 378.
Vives 64.
Vorst **111.** 18.
Voss, J. H. 380.
Vossius, Gerard 24.

Wachter **135.** 18. 28 f. 255. 281.
Wahn **116.** 18. 204. 207. 239.
Walcher 122.
Weber **148.** 18. 246.
Weichmann 18. 213. 221.
Weise, Chr. 146. 239.
Weitenauer **157.** 18. 245.
Welhausen 127.
Werder, Dietrich v. d. 165. 168.
Werner **61.** 19. 111. 125. 149. 185.
Wieland **196.** 287. 304. 380.
Wiener Anleitung 19. 245.
Williram 28.
Winsbeke 309.
Wippel **122.** 6. 19. 196. 228. 252.
Wolf, Hieronymus **30.** 284.
Wolff, Christian 31. 256. 333. 338—340. 354.
Wolfram von Eschenbach 267.
Wolke 135.
Wulfila 38. 39. 279—281. 308.
Würzburger Regeln 19. 246.
Wyle s. Niklas.

Zahn 279.
Zedlitz 330.
Zesen **86—94.** 19. 84. 116. 118. 133. 140 f. 143. 146. 163. 167. 178. 181 f. 183. 189. 190 f. 200. 218. 222. 234. 255. 307. 327. 378.
Zwingli 72.

Berichtigungen.

S. 8, Z. 27 *ist nach* besten *einzuschieben* Schriftstellern.
S. 83, Z. 3 *lies* Feminina.
S. 105, Fußn. 1, Z. 7 *lies* Räthen.
S. 130, Z. 30 *lies* HaubtSprache.
S. 136, Fußn. 2, Z. 18 *lies* Sprach Einleitung.
S. 180, Fußn. 2, Z. 1 *lies* sich *statt* sicc.
S. 247, Fußn. 1, Z. 4 *lies* richtswesens.
S. 281, Fußn. 2, Z. 5 *lies* Festsezung.
S. 301, Fußn. 1, Z. 4 *lies* schweer.
S. 344, Fußn. 2, Z. 6 *lies* einzelen.
S. 382, Z. 15. 16 *lies*: wenn *lieblich*, nicht *liplig*.